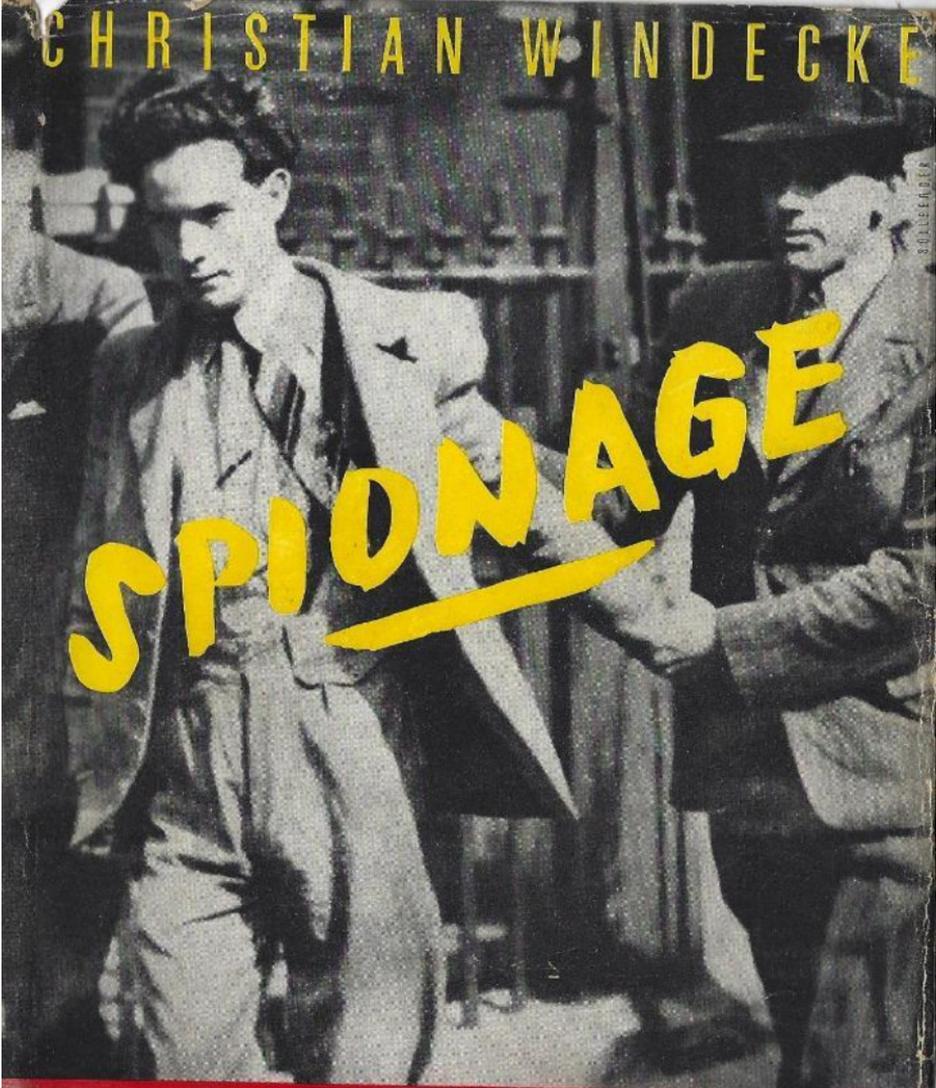


CHRISTIAN WINDECKE

SPIONAGE



 **Dunkle Hintergründe des Weltgeschehens.
Der unterirdische Krieg der Generalstäbe u. Diplo-
maten. Ein Geschichtswerk von größter Aktualität.**

ALFRED SCHERZ VERLAG

Preffestimmen über Christian Windecke, Wie Stalin wurde

... eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse über die große östliche Macht und über die Persönlichkeit, die bei den gegenwärtigen weltgeschichtlichen Ereignissen eine solch entscheidende Rolle spielt. (Aargauer Tagblatt)

... eine überzeugende, objektive Darstellung. (Schweizer Bücher-Zeitung)

... eine ernsthafte Arbeit, verfaßt von einem unparteiischen Forscher, der über Stalin allgemein als richtig anerkannte Tatsachen zusammenstellt, über die er den Leser urteilen läßt. Er vermeidet es sogar, diese Tatsachen übersichtlich in Gruppen zusammenzufassen, die zu summarischen Schlußfolgerungen führen könnten. (Der Bund)

... ein Werk, an dem niemand vorübergehen kann, der über die Organisation der Sowjetdiktatur zuverlässig unterrichtet werden will. Was dem Buch besonderen Wert verleiht, ist sein ausgesprochen sachlicher, unpolemischer und dokumentarischer Charakter. (Express)

Ein gewaltiges Dokumentenmaterial ist hier durchgearbeitet und gesichtet und daraus der Werdegang Stalins gezeichnet worden – ohne Parteileidenschaft, geleitet nur vom Bestreben, jener gewissenstrengen Wahrheit zu dienen, die dem Forscher stets und vor allem teuer sein muß und nach der er allein trachten soll, möge er sie auch nur unvollkommen erreichen. Christian Windecke ist auf einem noch wenig erforschten Gebiet eine Art Pfadfinder, und es lohnt sich, seinen Spuren nachzugehen. Es ist ein ungewöhnlich fesselndes Bild, das hier vom Herrn des Kreml gezeichnet wird. Windeckes Werk gehört zu jenen Büchern, wo für den politisch Interessierten die Phrase Wahrheit wird: daß man es gelesen haben muß. Es ist ein notwendiger Beitrag zur Deutung eines Phänomens, über das eine sichere Wertung wohl erst die Nachwelt wird geben können. (Jungbauer)

Gleich eingangs möchten wir hervorheben, daß wir gerade dieses Buch für die Kenntnis des persönlichen und politischen Lebenslaufes Josef Stalins für nützlich halten. Selbst noch der eingeweihte Leser, der den Werdegang Stalins gewissermaßen fortlaufend verfolgte, wird manches Datum in diesem klar, sichtlich und doch spannend geschriebenen Buch, sei es mit Interesse sich von neuem ins Gedächtnis rufen, oder überhaupt sich erst einverleiben. Der Verfasser hat manches an den Quellen selber geschöpft. ... So begrüßen wir dieses reichlich fundierte Buch. (Die Nation)

Der Verfasser bemüht sich offensichtlich, das Leben Stalins unvoreingenommen zu schildern. Es ist ihm tatsächlich auch einigermaßen gelungen, den Werdegang Stalins bis zu seinem Aufstieg zum allmächtigen Diktator der Sowjetunion mit Unbefangenheit darzustellen. Seine Darstellungskraft ist lebhaft und ziemlich unparteiisch; sie vermittelt ein anschauliches Bild der Methoden, mit denen Stalin nach und nach seine Konkurrenten und seine Gegner auszuschalten und sich schließlich der Macht zu bemächtigen verstanden hat. Die Darstellung der Auseinandersetzung Stalins mit Trotzki ist wohl der beste Teil des Buches Windeckes. (Neue Zürcher Zeitung)

Das Buch ist flüssig geschrieben, ganz nüchtern, ohne Pathos, so wie es sich für diesen unentwegten Realpolitiker am besten ziemt. Die Darstellung ist als unaufdringlich, objektiv, fast tendenzlos zu bezeichnen. (Thurgauer Arbeiterzeitung)

In einer ernsthaften und unparteiisch-nüchternen Studie will uns Windecke das Leben des russischen Diktators schildern und damit seine Bedeutung und seinen Aufstieg zur Macht erklären helfen. Das Buch unterscheidet sich wohlthuend von den vielen und bereits unzählbar gewordenen Schriften, die über Stalin bis heute verfaßt wurden und ihn entweder in den Himmel erheben, oder überhaupt kein gutes Haar an ihm lassen. Nirgends drängt sich Windecke mit einem eigenen Urteil hervor, sondern läßt den Leser auf Grund des sorgfältig zusammengetragenen Tatsachenmaterials selber zu einem Schlusse kommen. (Thurgauer Tagblatt)

Man darf die Lektüre dieses Buches mit gutem Gewissen empfehlen; denn der Autor ist weder Parteigänger noch Gegner Stalins und bemüht sich, eine möglichst objektive Darstellung des bolschewistischen Diktators und der russischen Revolution zu geben. (Thurgauer Zeitung)

CHRISTIAN WINDECKE

Wie Stalin wurde

(2. Auflage, 7.-11. Tausend)

262 Seiten mit 8 Bildern Leinen Fr. 10.90

Dieses Buch will keine Biographie im üblichen Sinne des Wortes sein. Eine solche müßte heute im Flusse der Ereignisse notgedrungen ein Torso bleiben. Es hat vielmehr zur Aufgabe, auf Grund authentischen Tatsachenmaterials objektiv und ohne politische Stellungnahme zu schildern, wie sich der georgische Schuhmachersohn in zähem Ringen um die Macht zum Diktator Sowjetrußlands entwickelt hat. So entstand ein Geschichtswerk pragmatischer Prägung von bleibendem Wert, an dem niemand vorübergehen kann, der über den Entwicklungsgang des Sowjetdiktators zuverlässig und objektiv unterrichtet sein will.

Was diesem Buch seine besondere Bedeutung verleiht, ist sein ausgesprochen dokumentarischer Charakter. Dieser Umstand ermöglicht es dem Leser, sich selbst ein Urteil zu bilden über Charakter und Wesen dieser eigenartigen Persönlichkeit, die für die meisten so geheimnisvoll und unverständlich ist. Er wird dadurch in die Lage versetzt, aus der Kenntnis der taktischen Methoden Stalins in der Vergangenheit wichtige Schlüsse auf sein zukünftiges Handeln ziehen zu können. Dieses Buch ist das Echo der Worte und Taten Stalins während 50 Jahren seines für ihn wie für die Welt schicksalvollen Lebens, das wie ein spannender Film an unseren Augen vorüberzieht.

ALFRED SCHERZ VERLAG

CHRISTIAN WINDECKE

Spionage

Englische und amerikanische Pressestimmen:

Dieses Buch bringt bemerkenswerte Enthüllungen über den Geheimdienst der Großmächte. (Daily Mail, London)

Ein fesselndes Werk, ebenso phantastisch und erregend wie eine Seite von Dumas. (Saturday Review, London)

Ein einbildungsreicher Leser kann Bände in diesem einen Buch finden. (New York Sun)

Das ganze Werk liest sich gut, ist ausgezeichnet geschrieben und unterhaltsam. (Boston Transcript)

Eine äußerst interessante Lektüre. (The American Mercury)

Ein sehr interessantes Spionagebuch, das Europa, Asien und Südafrika umfaßt und in die geschichtliche Vergangenheit zurückführt. (Evening Standard, London)

Dieses Buch ist interessant vom ersten bis zum letzten Kapitel. (Sunday Times, Johannesburg, Transvaal)

Das Buch ist von sehr beträchtlichem Interesse, und sein Gesichtskreis ist weit. (The Illustrated London News)

Es ist eines der am glänzendsten geschriebenen und durchwegs interessanten Bücher, die seit einigen Jahren erschienen sind. Bemerkenswert ist seine gänzliche Vorurteilslosigkeit. (Sunday Times, London)

Vor allem muß der Sozialreformer und jeder, der für eine internationale Verständigung eintritt, dieses Buch lesen. Es ist alles in allem ein äußerst fesselndes und aufschlußreiches Werk. (The Listener, London)

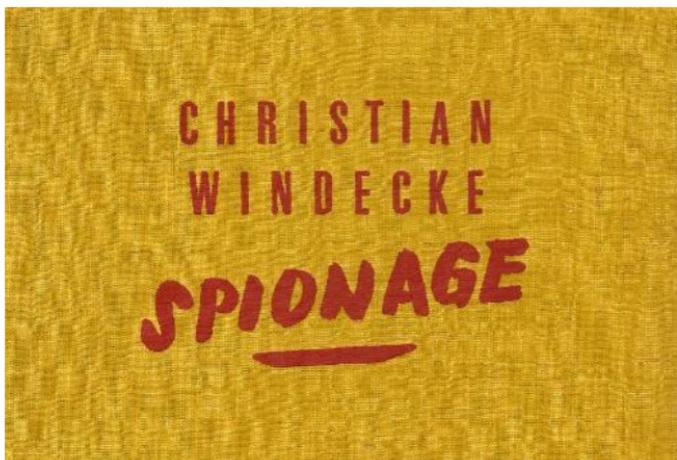
Das Buch fesselt durch die außergewöhnlichen Geschichten, die es erzählt und ist wertvoll, weil es eine der häßlichsten Folgen internationalen Verdachts und Mißtrauens beleuchtet. (Public Opinion, London)

Das Buch wird diejenigen interessieren, die wahre und von Spannung erfüllte Geschichten lieben, wie auch jene, die sich mit dem größeren Problem der Zukunft unserer Zivilisation beschäftigen. (Irish News)

Aus dem Inhalt:

Spionagetricks im ersten Weltkrieg / Napoleons Spionagesystem / Der Meisterspion Napoleons / Frankreichs Kundschafterdienst 1870-71 / Das „Deuxième Bureau“ / Opfer des Tower of London / Wie Lody starb / Die Frau ohne Namen / „Secret Service“ / Ein Spion wird zur Strecke gebracht / Ein Geheimagent, der Geschichte macht / Englands größte Kriegsspionin / Spionage um einen König / Zaristische Spionage / Sowjetspionage / Polnische Spionage / Japanische Spionage / Frauen im Geheimdienst / Spionage im zweiten Weltkrieg.

ALFRED SCHERZ VERLAG



ALFRED SCHERZ VERLAG

Im gleichen Verlag erschien:

Christian Windecke

WIE STALIN WURDE

Vom Priesterseminar zum Kreml

2. Auflage (7.-11. Tausend)

Französische Ausgabe bei Delachaux & Niestlé, Neuchâtel:

Christian Windecke

L'ASCENSION DE STALINE

Du séminaire au Kremlin

1. Auflage
(1.-5. Tausend)

Erweiterte und ergänzte deutsche Ausgabe des in
England und USA erschienenen Buches

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1944 by Alfred Scherz Verlag, Bern
Printed in Switzerland
Effingerhof AG, Brugg

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

«Da ein Souverän, ein Minister und ein General nicht genau genug wissen können, was sich, in den feindlichen und selbst befreundeten Armeen und Staaten ereignet, so dürfen sie nichts unterlassen, sich gute Spione jeder Art und für Jede Verwendung geeignet zu verschaffen. Man findet solche an den Höfen, in den Armeen, in den Städten, auf dem flachen Lande und sogar in den Klöstern»

General Comte de Grimoard, 1778,

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Spionagetricks im ersten Weltkrieg.... | 7 |
| Napoleons Spionagesystem..... | 28 |
| Der Meisterspion Napoleons..... | 55 |
| Frankreichs Kundschafterdienst 1870-71 . | 76 |
| Das «Deuxième Bureau» | 93 |
| Opfer des Tower of London | 114 |
| Wie Lody starb | 120 |
| Die Frau ohne Namen | 130 |
| «Secret Service» | 160 |
| Ein Spion wird zur Strecke gebracht.. | 182 |
| Ein Geheimagent, der Geschichte macht . | 200 |
| Englands grösste Kriegsspionin..... | 211 |
| Spionage um einen König | 239 |
| Zaristische Spionage | 249 |
| Sowjetspionage..... | 267 |
| Polnische Spionage | 284 |
| Japanische Spionage | 297 |

SPIONAGETRICKS IM ERSTEN WELTKRIEG

Während an der Front die Kanonen donnerten und die Granaten krachten, Flammenwerfer zischten, feuer-sprühende Tanks über Leichenhaufen kletterten und das Giftgas wütete, wurde hinter der Front noch ein anderer Krieg geführt. Es war ein Krieg in Dunkel und Heimlichkeit, den Augen nicht sichtbar, aber in seinen Wirkungen vielleicht noch verhängnisvoller und furchtbarer als die lärmenden Kriegsmaschinen der Schützengräben: der Kampf der Spione und Kundschafter, ausgerüstet mit den gefährlichen Waffen der List und Schlauheit. Erst das Wissen um den Willen und die Absichten des Gegners ermöglichte eine erfolgreiche Handhabung der gigantischen Kriegsmaschine der Millionenheere. Bis in Herz und Him des Gegners blickende Augen, gewissermassen Hunderte von Meilen weit reichende Scherenfernrohre, das war das Heer der Spione und Geheimagenten, Männer und Frauen aller Klassen und Berufe, die die Generalstäbe im Lande des Feindes für sich arbeiten liessen. Bei dem Spion ist alles Maske, Verschleierung, Täuschung. Als Angehöriger jeden Standes und Berufes tritt er auf, aber er ist nie, was er zu sein scheint. Stets läuft sein Weg dicht am Abgrund, ein Fehltritt – und sein Schicksal ist besiegelt. Noch schwieriger als die Beschaffung von Nachrichten war während des Krieges die Übermittlung dieser Nachrichten an den Auftragge-

ber. Hunderte von Schlichen und Tricks wurden im Laufe des Krieges erdacht und benutzt, um die Kontrolle der Grenzposten und Postüberwachungsstellen hinters Licht zu führen. Der menschliche Erfindungsgeist feierte Triumphe auf diesem Gebiet. Techniker und Gelehrte wurden in den Dienst dieser Sache gestellt und mühevollen Experimente im Laboratorium angestellt, um immer wieder etwas Neues auf dem Gebiete der «Camouflage» zu erfinden, mit dem der Gegner getäuscht werden konnte.

Da lag dem Zensor ein harmloser Geschäftsbrief vor, eine Stichprobe aus vielen Hunderten von Briefen. Nichts an diesem mit Maschinenschrift geschriebenen Brief, der von einer New Yorker Firma an ein holländisches Handelshaus gerichtet war, schien auch nur irgendwie verdächtig. Die neun Zeilen enthielten eine einfache geschäftliche Mitteilung, Geheimschrift mit unsichtbarer Tinte war, wie die chemische Prüfung ergab, nicht vorhanden. Und doch war, was der Zensor nicht bemerken konnte, der Brief chiffriert und enthielt eine wichtige geheime Mitteilung. Um diese Mitteilung zu lesen, musste der Empfänger des Schreibens nach dem Prinzip des geometrischen Chiffreverfahrens. In diesem Falle folgendermassen: Er errichtete mit der unteren Seite des Briefbogens als Basis darüber ein gleichseitiges Dreieck und stellte dann von der linken Dreiecksseite nach oben und von der Spitze die rechte Seite nach unten sämtliche Wörter zusammen, die von dieser Linie durchschnitten wurden und die, in dem Briefftext schein-

bar wahllos versteckt, in Wirklichkeit an einer bestimmten Stelle des Textes placiert waten. Es ergab sich dann die Meldung: «The Government has completed no ship of the first class/⁴ Dieser geometrische Chiffre lässt sich natürlich, z.B. durch Schnittpunkte verschiedener Geraden und Kreise, die dann die einzelnen Wörter der Meldung angeben, noch bedeutend komplizierter gestalten.

Ein genialer Trick war die Übermittlung einer wichtigen militärischen Nachricht mittels eines gestrickten Sweaters. Obgleich keinerlei Papier oder schriftliche Mitteilung in ihm versteckt war, berichtete dieser wollene Sweater doch ausführlich über den Bau neuer englischer Kriegsschiffe. Dieser geheimnisvolle Sweater war in einem Liebesgabenpaket enthalten, das an einen englischen Kriegsgefangenen in einem deutschen Kriegsgefangenenlager gerichtet war. In dem Sweater waren zahlreiche Wollfäden eingestrickt, die eine grosse Anzahl von Knoten zeigten. Der Empfänger des Sweaters, in diesem Falle der deutsche Geheimdienst, hatte, um die Mitteilung seines in England tätigen Agenten zu lesen, Folgendes zu tun. Er löste die mit den Knoten versehenen Wollfäden sorgfältig aus dem Kleidungsstück heraus und hielt Faden für Faden an ein in senkrechter Richtung, z.B. an einer Tür geschriebenes Alphabet, das in einer gewissen Entfernung vom Fussboden unten mit A begann und oben mit Z endigte. Der erste Knoten des Fadens, der unten den Boden berührt, wird dann auf irgendeinem Buchstaben stehen, dann wird dieser Knoten auf dem Boden

angesetzt, und der nächste Knoten wird wiederum einen Buchstaben bezeichnen usw., so dass, Buchstabe an Buchstabe gereiht, schliesslich die ganze Meldung lesbar wird.

Ein raffiniertes Mittel der heimlichen Nachrichtenübermittlung auf schnellstem Wege lieferten die kleinen Annoncen in den grossen Tageszeitungen, die einen Text in vereinbarten Redewendungen enthielten. Der in Frankreich operierende deutsche Agent brauchte bloss folgende gänzlich harmlos erscheinende kleine Annonce in eins der grossen Boulevardblätter einrücken zu lassen: «Pour Zoé. Jean est venu le sept vers deux heures. Il te donne rendez-vous pour le onze à trois heures, car mère bien malade et Germaine démoralisée.» Diese Zeitung hatte der deutsche Geheimdienst in der Schweiz bereits 24 Stunden nach Erscheinen. Er las das gleiche Inserat folgendermassen: «Für Zürich. Ein Flugzeug hat Paris am 7. gegen zwei Uhr überflogen. Es hat 11 Bomben im dritten Bezirk abgeworfen und dort ernststen Schaden angerichtet, wodurch die Bevölkerung in Schrecken versetzt wurde.» Es dauerte lange, bis dieser Trick entdeckt wurde, und von diesem Zeitpunkt ab musste jeder, der eine kleine Annonce aufgeben wollte, eine polizeiliche Erlaubnis dazu einholen und sich über seine Persönlichkeit ausweisen. Bevor diese amtliche Verfügung jedoch dem Publikum bekanntgegeben wurde, wurden Geheimagenten in die Annoncenbüros beordert, die aufzupassen hatten, ob jemand eine irgendwie verdächtige Anzeige aufgab. Im Falle des Verdachtes

sofort gründlich «beschattet». Auf diese Weise gelang es, einige Spione abzufangen. Bei der englischen Zensurbehörde gab es eine eigene selbständige Abteilung, die sich lediglich mit der Kontrolle der Anzeigen in der englischen und ausländischen Presse auf Spionageverdacht hin befasste. Eines Tages entdeckte man in den «Times» ein Inserat, das sich auf den Verkauf eines Hundes bezog, in Wirklichkeit aber mitteilte, dass sich eine britische Division von Saloniki nach Ägypten begeben.

Ausserordentlich geschickter Schliche zur Übermittlung ihrer Nachrichten bediente sich Z.U.D. 160, wie sie von ihren Auftraggebern amtlich bezeichnet wurde, Mme Tichelly, die vom Jahre 1915 ab für den deutschen Geheimdienst in Frankreich tätig war. Sie war als Arbeiterin in verschiedenen Munitionsfabriken beschäftigt. Hatte sie eine Fabrik und alles, was in ihr vorging, ausgekundschaftet, so verliess sie diese unter irgendeinem Vorwand und nahm eine Stelle in einer anderen Fabrik an, die gleichfalls für die nationale Verteidigung arbeitete. Von den in der Fabrik beschäftigten Frauen, die zwanglos sich untereinander erzählten, was ihre Männer und Söhne ihnen von der Front schrieben, erfuhr sie wichtige militärische Einzelheiten. Mme Tichelly war ausserordentlich erfinderisch bei ihren Tricks. Sie schrieb ihre Mitteilungen mit unsichtbarer Tinte auf den Briefumschlag auf die Stelle, wo die Briefmarke aufgeklebt wird, und klebte dann die Marke darüber. Sogar

die Marke selbst diente ihr häufig zur Nachrichtenübermittlung, indem sie auf vereinbarte Weise mehr oder weniger von den Zacken der Marke wegschnitt. Oder sie klebte zwei Postkarten zusammen, zwischen denen ein dünnes Blatt Papier mit schriftlichen Mitteilungen verborgen war. Es dauerte lange[^] bis ihre Tricks entdeckt wurden. Sie starb, zum Tode durch Erschiessen verurteilt, im März 1917 am Pfahl zu Vincennes.

In anderer Weise wieder beabsichtigte der Spion Josef Marks, sich der Briefmarken als Code zu bedienen, aber er kam nicht dazu, diesen ingeniosen Trick auch anzuwenden. Denn schon während der Überfahrt auf dem Dampfer von Holland nach England im Juli 1915 glaubte er sich von englischen Detektiven beobachtet und bekam es mit der Angst. Er hatte sich in der Tat durch sein scheues Benehmen und unsicheres Auftreten stark verdächtig gemacht und wurde, als er im Hafen von Tilbury an Land ging, von dem zufällig dort weilenden, auf einer Inspektionsreise begriffenen Chef von Scotland Yard, Sir Basil Thompson, persönlich verhört. Marks, von Todesangst gefoltert, gestand alles und flehte um sein Leben. Man fand unter seinen Sachen ein Briefmarkenalbum, das eine Unmenge der schönsten Marken enthielt, bei deren Anblick einem Philatelisten das Herz im Leibe lachen musste. Aber Marks war kein Briefmarkensammler, sondern ein Spion, der die Bewegungen der englischen Flotte beobachten sollte und, falls z.B. zehn englische Schlachtschiffe einen gewissen Hafen verlassen hat-

ten, zehn Marken von Nikaragua an eine bestimmte Adresse in der Schweiz zu senden hatte, woraufhin der deutsche Admiralstab wusste, dass zehn englische Schlachtschiffe in See gegangen waren.

Als der amerikanische Journalist George Vaux Bacon in New York für 1'000 Dollar sich bereit erklärte, als Spion nach England zu gehen, um von dort aus an eine vereinbarte Adresse nach Holland Mitteilungen über die englischen Luftabwehrmassnahmen in London, den Standort der britischen Schlachtflotte in den schottischen Gewässern und die Moral der englischen Truppen gelangen zu lassen, fragte ihn der deutsche Auftraggeber, ob er sich im Besitz von einem Paar schwarzer wollener Socken befinde. Als Vaux Bacon, nicht wenig erstaunt über diese seltsame Frage, verneinte, wurde er aufgefordert, sich sogleich ein Paar solcher Socken zu besorgen. Der Journalist ging in einen benachbarten Laden und kam mit einem Paar Socken für einen Dollar wieder, gespannt, was diese Socken wohl mit einem Spionageauftrag zu tun haben mochten. Seine Neugierde wurde rasch befriedigt. Der Deutsche holte eine Tube aus seiner Tasche hervor, aus der er eine dicke braune Flüssigkeit presste, die er dann auf die Spitze der Socken schmierte. Diese Socken dienten zur Herstellung der unsichtbaren Tinte. Um diese zu erhalten, brauchten bloss die Spitzen der Socken in ein Glas Wasser getaucht zu werden, und die Geheimtinte war fertig. Die Mitteilung wurde dann mit einer gewöhnlichen Kugelspitzfeder auf ungeleimtes, möglichst

rauhes Briefpapier zwischen die Zeilen eines gewöhnlichen, unverdächtig lautenden Briefes geschrieben. Nur wer den Entwickler zu dieser Geheimschrift kannte, vermochte die verborgene Schrift zu lesen. In diesem Falle erfolgte die Sichtbarmachung der Schrift auf elektrolytischem Wege durch Behandlung des Papiers mit Silbernitrat.

Zu Beginn des Krieges waren die Geheimtinten noch äusserst primitiv. Man benutzte den Saft einer Zwiebel oder Zitrone oder Milch, Speichel, ja sogar Urin und tauchte den Brief zur Sicherheit vor dem Beschreiben in eine schwache Lösung von Ammoniak oder Hypersulfat, die das Sichtbarmachen der Schrift durch Joddämpfe verhindern sollte. Später gebrauchte man chemische Tinten, über deren komplizierte Zusammensetzung sich die fähigsten Chemiker der Welt den Kopf zerbrachen. Diese Tinten trug der Agent in unauffälliger Form als harmlose Toilettenseife, Parfüm, Pomade, Mundwasser bei sich, ferner versteckt in Schnürsenkeln und Kragen.

Eines Tages fiel den französischen Geheimagenten auf, dass eine verdächtige Persönlichkeit, die in einem Luxushotel in den Champs-Élysées wohnte, niemals ihre Taschentücher in die Wäsche gab. Man verstand es, dem Mann eines seiner sorgfältig behüteten Taschentücher zu entwenden, an dessen Stelle man ein anderes vom gleichen Aussehen placierte. Das erbeutete Taschentuch wurde dann im Laboratorium einer genauen chemischen

Analyse unterzogen. Nach dreimonatigen Versuchen entdeckte Monsieur Bayle, dass das Taschentuch Geheimtinte in einer gänzlich neuen Zusammensetzung enthielt. Von dem präparierten Taschentuch wurde durch Eintauchen dem Wasser nur ein hunderttausendstel Milligramm der chemischen Substanz mitgeteilt, aber das genügte vollkommen, um durch katalytische Reaktion die deutlichste Schrift entstehen zu lassen.

War eine Tinte entdeckt, was dem Gegner meist erst nach mühevollen Versuchen gelang, so erschien binnen Kurzem wieder eine neue, noch schwerer zu entwickelnde Geheimtinte auf dem Plan. Der französische Chemiker Bayle, in dessen Laboratorium der Kampf gegen die feindlichen Geheimschriften geführt wurde, erfand selbst im Mai 1918 eine auf gewissen elektrochemischen Vorgängen beruhende Geheimtinte, zu deren Sichtbarmachung allein vier verschiedene Reagenzflüssigkeiten in einer ganz bestimmten Reihenfolge angewendet werden müssen. Wird die Reihenfolge nicht richtig eingehalten, so bleibt die Schrift trotzdem unlesbar.

Als Zigarrenreisende traten im Sommer 1915 die beiden Holländer Janssen und Roos in England auf. Sie gaben aus den Hafenstädten Portsmouth, Chatham, Dover, Devonport Telegramme an die holländische Firma Dierks & Co. im Haag auf, die lauteten: «Senden Sie sofort 10'000 Cabanas, 4'000 Rothschilds, 3'000 Coronas», was dem Empfänger sagte: «Im Hafen liegen zehn leichte Kreuzer, vier Schlachtschiffe, drei Zerstörer.»

Oder: «Senden Sie 1'200 Havannas Nr. 2, 600 dito Nr. 3 und 2'000 halbe Coronas», was bedeutete: «Im Hafen befinden sich zur Zeit zwölf Schlachtkreuzer, sechs Kreuzer und leichte Kreuzer und zwanzig U-Boote.» Als Code benutzten sie einen einfachen illustrierten Zigarrenkatalog einer Zigarrenfirma, dessen Worte und Zahlenangaben vereinbarte Bedeutungen enthielten. Der Trick war nicht ungeschickt, hätten sie ihre telegraphischen Orders aus London oder einer anderen Grossstadt gesandt. Die Bestellungen aber riesenhafter Quantitäten von Zigarren ausgerechnet nach den vorwiegend von Matrosen bevölkerten Hafenstädten musste natürlich bei der Zensurbehörde sofort Verdacht erregen, die ganz gut wusste, dass der englische Matrose alles andere ist, nur kein Zigarrenraucher. Diese Unbedachtsamkeit führte zur Entdeckung der beiden Spione, die zum Tode verurteilt und gemeinsam im Tower von London erschossen wurden.

Den gleichen verhängnisvollen Kunstfehler beging der Peruaner Hurwitz y Zender, der im Juni 1915 von Newcastle und Glasgow aus Telegramme nach Christiania (Oslo) sandte, in denen er grosse Mengen von Sardinen in Öl bestellte, wobei er jedoch nicht bedachte, dass im Sommer Sardinen überhaupt nicht im Grosshandel gehandelt werden. Sein Code war eine gewöhnliche Preisliste für Fischkonserven. Seine Telegramme fielen daher der englischen Postüberwachungsstelle sofort auf, und als sich obendrein herausstellte, dass der Empfänger seiner Orders eine Person war, die täglich mit dem deut-

schen Konsul in Christiania zusammentraf, wurde der Sardinienhändler verhaftet. Auch er wurde im Tower erschossen.

Die Morsezeichen waren ebenfalls beliebt zur geheimen Nachrichtenübermittlung und es kam nur darauf an, sie in geschickter Weise vor unberufenen Augen zu verbergen. So fand die deutsche Grenzkontrolle bei einem verdächtigen Reisenden ein Hemd, dessen Saum nach dem Morsesystem genäht war und eine wichtige militärische Meldung enthielt. In dem Museum des War Office zu London befindet sich eine photographische Vergrößerung eines Plans von Amsterdam, dessen Original die Grösse einer Postkarte hat und in einem Brief durch die Post befördert worden war. In diesem Plan waren die Strassenbahnlinien anscheinend durch fortlaufende Linien angegeben. Erst die photographische Vergrößerung zeigte, was das blossе Auge nicht erkennen konnte, nämlich, dass diese Linien aus einzelnen Punkten und Strichen nach dem Morsesystem bestanden und eine auf die militärischen Operationen bezügliche Nachricht enthielten.

Diente in diesem Falle das photographische Verfahren dazu, einen Trick zu enthüllen, so wurde es jedoch auch andererseits dazu benutzt, einen Trick zu verbergen. Das betreffende Geheimdokument wurde auf mikrophoto-graphischem Wege zu einer winzigen Photographie reduziert und diese auf die Fingernägel übertragen. Darauf wurde sie mit einem Lack, wie er in den Maniküre-Salons angewendet wird, unsichtbar gemacht. Kann man

dies Verfahren bereits genial nennen, so stellt folgender Trick wohl den Gipfel der Raffiniertheit dar. Der Agent schrieb mit einer besonderen unsichtbaren Tinte seinen Bericht auf ein Blättchen aus Glimmer, das noch dünner ist als das feinste Zigarettenpapier und durchsichtig wie Glas. Dies Blättchen klebte er dann auf die Gläser seiner Brille, setzte sich diese auf die Nase und schaute durch seinen eigenen unsichtbaren Geheimbericht unverfroren dem Kontrollbeamten an der Grenze in die Augen.

Eines Tages machten die französischen Postüberwachungsstellen eine ungewöhnliche Feststellung. Sie entdeckten nämlich zu ihrer grössten Überraschung, dass sie plötzlich nichts mehr entdeckten. Keinen mit unsichtbarer Tinte beschriebenen Brief, keine chiffrierte Meldung vermochten die Argusaugen mit ihren chemischen Reagentien und Entwicklern mehr aufzuspüren. Selbstverständlich war es höchst verdächtig, dass absolut nichts Verdächtiges gefunden wurde, denn es war nicht anzunehmen, dass die in Frankreich befindlichen deutschen Agenten plötzlich ihre Hände untätig in den Schoss gelegt hatten. Die Pariser Zentralstelle wurde benachrichtigt und Monsieur Priclet, der Leiter des S.C.R., des Spionageabwehrdienstes, liess sofort umfassende Ermittlungen anstellen. Es wurde festgestellt, dass tatsächlich wichtige Nachrichten aus Frankreich hinausge-
langt waren. Auf welche Weise aber, war und blieb ein völliges Rätsel. Es war klar, dass die deutschen Agenten einen neuen Trick gefunden hatten und ihn mit Erfolg

anwendeten. Wie ihn herausbekommen? Die gesamte Grenzkontrolle wurde erheblich verschärft und besonders in den Hafenstädten rigoros gehandhabt. Jedes einlaufende neutrale Schiff wurde aufs Genaueste durchsucht und die Besatzungen durften nicht von Bord gehen. Die Streifposten an den Küsten, die nach Spionen zu suchen hatten, die etwa von einem deutschen U-Boot an Land gesetzt sein konnten, wurden verstärkt und arbeiteten fieberhaft. Haussuchungen wurden bei Verdächtigen abgehalten, aber alle Bemühungen blieben ohne Erfolg. Das Leck blieb bestehen. Im 2. Büro des französischen Generalstabes sah man besorgte Gesichter.

Endlich, nach wochenlangem Suchen, gelang es einem Agenten des Abwehrdienstes in Lorient, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Ihm war die ausserordentliche Vorliebe für Musik bei einer verdächtigen Persönlichkeit, die er zu überwachen hatte, aufgefallen. Jede Woche erhielt diese Person Noten aus dem Auslande zugeschickt und – das war das Auffallende – unter diesen Noten befand sich regelmässig das gleiche Musikstück «Myosotis d'Alsace» (Elsässisches Vergissmeinnicht). Noch seltsamer aber war die Entdeckung, die man nach dreiwöchiger Überwachung machte, nämlich, dass zwar das Titelblatt dieser Komposition stets dasselbe blieb, die Musik dieser Komposition aber wöchentlich wechselte.

Der Sachverständige für Geheimschriften, selbst ein ausgezeichnete Musiker, dem dieses merkwürdige cha-

mäleonartige Musikstück vorgelegt wurde, setzte sich ans Klavier und erkannte sofort, dass dies kakophonische Produkt nicht einmal ultramoderne Musik vorstellen konnte. Es war einfach Chiffreschrift, bei der die einzelnen Noten und Notengruppen die Stelle von Buchstaben des Alphabets vertraten. Der Schlüssel dazu war bald gefunden. Die Komposition «Myosotis d'Alsace»⁶⁴ enthielt nichts geringeres als die Instruktionen des deutschen Geheimdienstes an seine Agenten in Frankreich. Hätte man nicht den Fehler begangen, den wechselnden Scheinkompositionen stets das gleiche Titelblatt zu geben, so wäre eine Entdeckung dieses raffinierten Tricks sicherlich bedeutend erschwert worden. Dieser Notenchiffre wurde übrigens bereits zur Zeit Napoleons von den englischen Spionen angewendet. Durch «Beschattung» aller der Personen, die dieses Lied zugeschickt erhielten und die folgerichtig deutsche Agenten sein mussten, gelang es dem französischen Geheimdienst dann auch den Trick zu entdecken, der die unbemerkte Beförderung der Nachrichten aus Frankreich heraus ermöglicht hatte.

Wenn in Kriegszeiten jemand verdächtig war, so konnte leicht alles an ihm verdächtig erscheinen, auch die an und für sich harmlose Tatsache, dass er Eier exportierte. Als daher bei dem französischen Abwehrdienst die Meldung eines in Lausanne stationierten Agenten eintraf, dass eine verdächtige Person in der Schweiz wöchentlich grosse Mengen Eier nach Frankreich sende, beschloss man, sich den Empfänger dieser

Ware einmal näher anzusehen. Es war eine Frau, die, gastfreundlich, ein offenes Haus hielt und zahlreiche Besuche empfing. Es war eine «marraine», eine Kriegspatin, die an ihre Paten an der Front zahlreiche Liebesgaben gelangen liess und oftmals ihre militärischen Schützlinge bei sich beherbergte, wenn sie sich auf Urlaub befanden. Alles das war nichts besonders Bemerkenswertes, und die diskrete Beobachtung, der sie unterworfen wurde, förderte nicht das geringste Belastende zutage. Aber warum in aller Welt, so fragte man sich, bezog diese Frau ausgerechnet aus der Schweiz jede Woche eine solche ungewöhnliche Menge von Eiern, zumal sie selbst keinen Handel damit trieb?

Die Eierpakete wurden einer minuziösen Untersuchung unterzogen. Jedes Ei wurde eingehend betrachtet, allein, man konnte nur den bekannten Spruch bestätigt finden, dass auch hier ein Ei dem andern glich. Zur Sicherheit aber wurde die Eiersendung noch in das Laboratorium geschickt, und hier kam die grosse Überraschung. Die chemische Untersuchung sämtlicher Eier ergab, dass unter den zirka hundert Eiern zwei Eier auf der Schale Mitteilungen in unsichtbarer Tinte enthielten, die sich auf die militärischen Operationen bezogen. Schon eine Lösung aus dem Aufguss von Galläpfeln liess die Geheimschrift deutlich hervortreten. Da die genau messbare Grösse derjenigen Eier, deren Schale eine Mitteilung enthielt, zwischen Absender und Empfänger vereinbart war, so konnte letzterer unschwer unter den

Hundertern von Eiern die für ihn in Betracht kommenden herausfinden.

Obgleich kein Zweifel mehr bestand, dass die Frau eine gefährliche Spionin war, wurde sie doch nicht eher verhaftet, als bis man herausbekommen hatte, auf welche Weise sie ihre Nachrichten an den Feind gelangen liess. Dies geschah durch die Vermittlung eines Lumpensammlers in Saint-Ouen, dem sie eines Tages eine verrostete Brennschere überbrachte. In diesem Augenblick wurde sie von den beiden Geheimagenten, die Tag und Nacht jeden ihrer Schritte überwacht hatten, festgenommen. Auf der Brennschere fand sich, nachdem man den künstlichen Rost entfernt hatte, die mit einer Säure eingezätzte deutlich lesbare Meldung: «100^e division à Nancy, 70 avions à Bue, Dubail à Étain.» Sie sowohl wie ihr Komplize wurden erschossen.

Lady A. lebte auf ihrem in der Umgebung von London gelegenen prächtigen Landgut. Ihr Bruder war mit dem ersten britischen Expeditionskorps über den Kanal nach Frankreich gegangen. Er gehörte als einer der wenigen Flieger der Armee des Generals French an. Bei einem Erkundungsflug über den deutschen Linien in Nordbelgien und in unmittelbarer Nähe der holländischen Grenze setzte plötzlich, anscheinend von einer feindlichen Kugel getroffen, der Motor aus, und er war gezwungen, mitten im deutschen Feuer notzulanden. Aber er hatte Glück. Als er im Gleitflug die Erde erreichte, befand er sich auf holländischem Boden. Er war unverletzt und wurde von den Holländern interniert.

Nicht lange Zeit darauf erhielt Lady A. die amtliche Mitteilung, dass ihr Bruder in Holland in dem und dem Gefangenenlager interniert sei, so dass sie in der Lage war, mit ihm zu korrespondieren. Ein Monat war vergangen, als sie eines schönen Tages den Besuch einer Russin erhielt, die aus London kam und im Auftrage eines Komitees Gaben für ein charitatives Werk zugunsten der Bevölkerung des von den Deutschen besetzten Russisch-Polen sammelte.

Als Legitimation wies sie Empfehlungsschreiben von prominenten Londoner Persönlichkeiten vor. Lady A. lud den Gast zum Tee ein, der auf der Terrasse des schlossähnlichen Gebäudes serviert wurde. Vor dieser Terrasse erstreckte sich eine weite Wiese, auf der sich zahlreiche Vogelschwärme niedergelassen hatten. Im Hintergrunde ragten die Bäume eines Waldes. Während des Gesprächs, das sich natürlich um den Krieg und das Schicksal von Lady A's Bruder drehte, holte die Russin einen Bleistift hervor und begann auf dem leeren Vorsatzblatt eines Romans, den sie als Reiselektüre bei sich trug, eine Skizze von der Aussicht, die man von der Terrasse aus genoss, zu entwerfen. Man sah das marmorne Geländer der Terrasse, dahinter die Wiese mit den Vogelschwärmen darauf, und im Hintergrunde den Wald. Sie schien von der Schönheit des Landschaftsbildes ganz entzückt zu sein und bedauerte Lady A's Bruder, der sich gewiss in der Eintönigkeit des Gefangenenlagers nach diesem schönen Platz oft zurücksehnen müsse. Als die Zeichnung vollendet war, gefiel sie Lady A. dermas-

sen, dass sie die Russin bat, ihr doch die Skizze als Andenken zu überlassen. Die Zeichnerin war hocheifrig, ihr diese Kostprobe ihres Talents überreichen zu dürfen und empfahl ihr, die Skizze doch ihrem Bruder nach Holland zu senden, der sich gewiss freuen werde, ein Bild aus der Heimat zu erhalten, das ihn an schönere Stunden erinnere. Nachdem Lady A. einen bescheidenen Betrag für das russische Hilfswerk gezeichnet hatte, verabschiedete sich der Gast und kehrte nach London zurück.

Lady A. fügte ihrem nächsten Brief an ihren Bruder nach Holland die hübsche Zeichnung bei. Nicht lange darauf machte sie zwei merkwürdige Entdeckungen. Sie erfuhr, dass die Personen, deren Empfehlungsschreiben ihr Gast vorgezeigt hatte, die Russin gar nicht kannten. Die Schriftstücke waren demnach gefälscht gewesen. Sodann teilte ihr Bruder ihr mit, dass er einen Brief von ihr mit einer Zeichnung niemals erhalten habe. War der Brief verloren gegangen? Durchaus nicht! Er war nur vor der Ablieferung an den Empfänger von einem holländischen, in deutschen Diensten stehenden Agenten abgefangen und dem deutschen Geheimdienst übergeben worden. Diesem übermittelte die so harmlos ausschauende Zeichnung, die in Wirklichkeit eine Code-Zeichnung war, eine überaus wichtige Nachricht, nämlich die genaue Lage der englischen Minenfelder an einem strategisch wichtigen Punkt der Küste, wobei die einzelnen Minen durch die einzelnen Vögel auf der Wiese markiert wurden.

Im Jahre 1917 lernte ein junger Gesandtschaftsattaché einer neutralen Gesandtschaft in Paris eine bildschöne junge Tänzerin kennen, die eine bei Tänzerinnen für gewöhnlich seltene Passion hatte, sie spielte nämlich leidenschaftlich gern Schach und interessierte sich unheimlich für die Lösung besonders komplizierter Schachaufgaben. Eine der ersten Fragen, die sie an den Attaché richtete, war, ob er in seinem Lande eine bekannte Autorität für Schach kenne. Er verneinte, denn er interessierte sich absolut nicht für das königliche Spiel und alles, was damit zusammenhing. Aber er versprach ihr, sich danach zu erkundigen. Und als er ihr nach einigen Tagen mitteilte, dass sich in der Hauptstadt seines Landes ein Schachklub sogar von internationalem Ruf befände, schien die Tänzerin über diese Tatsache ausserordentlich erfreut zu sein. Bei ihren weiteren Zusammenkünften – das Herz des Attachés hatte Feuer gefangen – suchte sie auch in ihm die Neigung für das Schachspiel zu erwecken, jedoch vergeblich, denn seine Neigung beschränkte sich lediglich auf sie.

Da brachte sie ihm eines Tages eine Schachaufgabe mit der Bitte, sie zur Lösung an den Schachklub seines Landes zu schicken, da es ihr unmöglich sei, dies ganz ausserordentlich interessante Schachproblem zu lösen. Der Attaché erklärte sich bereitwilligst damit einverstanden und legte seinem Brief an den Schachklub die bewusste Schachaufgabe bei. Der Brief sollte, wie bei seiner Korrespondenz üblich, durch den diplomatischen Kurier

befördert werden. Jedoch der Brief erreichte nie seinen Bestimmungsort, denn in diesem kritischen Augenblick griff der französische Geheimdienst ein. Schon seit Langem hatte die Tänzerin im Verdacht gestanden, eine deutsche Agentin zu sein. Dem scharfen Auge der sie ständig überwachenden Agenten der Sûreté Générale war daher auch ihre Bekanntschaft mit dem neutralen Gesandtschaftsattaché nicht entgangen. Es war ihnen nicht nur gelungen, von der bevorstehenden Beförderung der geheimnisvollen Schachaufgabe durch den diplomatischen Kurier zu erfahren, es war ihnen sogar geglückt, den gefährlichen Brief nebst Einlage in die Hand zu bekommen. Die neutrale Gesandtschaft wurde daraufhin offiziell informiert und eine strenge Untersuchung eingeleitet. Die eingehende Vernehmung des Attachés ergab jedoch, dass dieser zweifellos in gutem Glauben gehandelt hatte.

Ein wesentlich anderes Resultat bezüglich der bonafides ergaben jedoch die Ermittlungen der französischen Geheimpolizei bei der Tänzerin. Es wurde festgestellt, dass sie, kurz bevor sie dem Attaché die Schachaufgabe übergeben hatte, in Begleitung einer anderen eleganten Dame aus der Welt, in der man sich nicht langweilt, ein Pariser Hospital besucht hatte, wo sie mit einem verwundeten deutschen Flieger gesprochen hatte, der hinter den französischen Linien abgeschossen worden war. Die militärischen Angaben des Fliegers hatte sie in der Schachaufgabe, die nichts anderes als ein Bild-Chiffre war, wie-

dergegeben, und zwar zeigte dieser Chiffre nichts Geringeres als die genaue Stellung der französischen Reserven an einem gewissen Frontabschnitt, die der Flieger während seines Erkundungsfluges ausgekundschaftet hatte. Von den Schachfiguren bedeuteten die Bauern Infanterie, die Königin Schwere Artillerie, der Läufer die Luftdivision, der Turm das Hauptquartier des Stabes. Wäre diese Schachaufgabe in den Schachklub gelangt, wo man sicherlich über die merkwürdige Stellung der Figuren, die ja in Wirklichkeit die Verteilung der Truppen anzeigte, sich den Kopf zerbrochen hätte, so hätte ein deutscher Agent Einsicht in die Skizze genommen, diese als «passionierter Schachspieler» abgezeichnet und sofort dem deutschen Geheimdienst zur Weiterleitung an den deutschen Generalstab übermittelt, womit dann der Bild-Chiffre seinen Zweck erfüllt gehabt hätte.

NAPOLEONS SPIONAGESYSTEM

Unter der Revolution war das im Kriegsministerium eingerichtete «Bureau de la partie secrète» mit der Zentralisation des Nachrichtendienstes beauftragt. Es diente indes mehr zur Überwachung der royalistisch gesinnten Franzosen, als zur Aufdeckung der fremdländischen Spionage. Die Ausübung dieses Dienstes geschah zudem planlos und war allen Zufälligkeiten der bewegten Zeit preisgegeben. Jegliche straffe, zielbewusste und einheitliche Leitung fehlte. Erst Napoleon war es, der ein regelrechtes Spionagesystem, eine musterhafte, noch heute vorbildliche militärische Spionageorganisation geschaffen hat und zwar von einem Umfange, wie man sie bisher noch nie gekannt hatte. Er benützte die bereits vorhandenen Einrichtungen des Nachrichtendienstes und baute sie planmässig und konsequent aus, bis sich schliesslich, wachsend mit seinen militärischen Erfolgen, die feinen Fäden seines Spionagegewebes, dessen Mittelpunkt er selbst war, um sämtliche Staaten Europas schlangen.

Napoleon selbst, der Mann der Tat, hat über die Theorie der Militärspionage keine Zeile geschrieben – das überliess er seinen Generälen Comte de Grimoard, Bugeaud, de Brack – dagegen viele hunderte die Spionage betreffende Orders von höchster Bedeutung an seine Generäle gerichtet. Auf allen Kriegsschauplätzen und in allen Ländern, bei befreundeten wie feindlichen Staaten, weil-

ten seine rekognoszierenden Generäle und Adjutanten, seine alles erforschenden und erhorchenden Agenten und Kundschafter. Denn er wusste die Wichtigkeit und unersetzliche Bedeutung rechtzeitiger und richtiger militärischer Nachrichten zu schätzen wie nur je ein Feldherr und beherzigte wie vor ihm Friedrich der Grosse dessen berühmten Ausspruch: «Wenn man jederzeit des Feindes Dessins voraus wüsste, so würde man demselben mit einer inferieuren Armee auch allemal überlegen sein.»

In den am 28. Mai 1812 von Napoleon erteilten Instruktionen für den Erzbischof von Malines, der zum Botschafter in Warschau ernannt worden war, findet man sämtliche wichtigsten Staffeln des komplizierten Spionagesystems angegeben. Das betreffende Schreiben lautet: «Baron Bignon, der einen Nachrichtendienst (service de renseignements) eingerichtet hat, soll diesen Dienst dem Erzbischof von Malines übergeben, der seinen ersten Sekretär speziell damit beauftragen soll. Baron Bignon wird ihn mit seinem Verfahren und seinen Mitteln bekannt machen. Der Botschafter soll dieser Einrichtung eine noch grössere Ausgestaltung geben. Die notwendigen Fonds werden zu seiner Verfügung stehen. Er soll ein Dutzend polnische Agenten an verschiedenen Punkten der Grenze haben, auf den Landstrassen, in den benachbarten Ländern der russischen Provinzen und, wenn es möglich ist, sogar in dem feindlichen Lande. Warschau soll der ständige Zentralpunkt sein, wo alles

hinzielen wird, und von hier aus wird eine schnelle Korrespondenz mit dem Bureau, das unter meiner Leitung im Hauptquartier diese Operationen verfolgt, eingerichtet werden. Die Bewohner des Landes, die geschickt in Bewegung gesetzt und mit richtiger Beurteilung ausgefragt werden, müssen dem Botschafter eine nützliche und reichliche Ernte liefern. Er soll sich auch mit den Präfekten und Unterpräfekten an der Grenze in Verbindung setzen, mit den österreichischen Behörden in Lemberg, mit den Botschaftern Frankreichs in Wien und Konstantinopel und mit den französischen Konsuln in Jassy und Bukarest. Er soll sie auffordern, mit ihm zu korrespondieren und ihm alles mitzuteilen, was die Absichten und Bewegungen des Feindes in den verschiedenen Ländern, auf die sich die Operationen erstrecken können, erkennen lässt?⁶

Wir sehen hier als Zentralpunkt der gesamten Organisation, in dem alle Fäden zusammenlaufen, das Spionagebureau im Hauptquartier, das unter der persönlichen Oberleitung Napoleons steht. Unter der Direktion dieses Hauptbureaus stehen die zahlreichen Bureaux in den Hauptstädten der verschiedenen Länder von ganz Europa. Aufgabe dieser ständigen Spionagebureaux ist es, Agenten und Spione anzuwerben und zu verwenden. Auch die Mitwirkung der Botschafter und Konsuln sowie der höheren Staatsbehörden wird hier erwähnt. Nicht angegeben ist dagegen die wichtige Spionagetätigkeit der Offiziere.

Jedes Land hatte seine eigene Spionageorganisation,

an deren Spitze ein Chef stand, der sich seinerseits in ständiger Verbindung mit der Zentralstelle befand. Diese war dort, wo sich das Hauptquartier gerade aufhielt und unterstand einem General, in letzter Instanz jedoch der persönlichen Leitung Napoleons.

So schreibt 1812 Feldmarschall Radetzky: «... und so ist es gar nicht zu leugnen, dass die Franzosen vollkommen etablierte Bureaux d’Espionage in den k.k. österreichischen Staaten unterhalten, welche gewöhnlich unter der Leitung eines Offiziers vom Generalstab stehen, und dessen Direktor noch zuletzt der vor kurzer Zeit abgereiste General Romoef war.» In Italien richtete Eugen Napoleon, Vizekönig von Italien, den Spionagedienst ein. Am 16. März 1809 schrieb Napoleon an ihn: «Ich wünsche, dass Sie daran denken, die Spionage zu organisieren 5 dies muss zugleich im Veltlin, in Venedig, Triest und Kärnten geschehen. Setzen Sie jemand an die Spitze dieses Dienstes, einen intelligenten und gewandten Menschen, der ständig alle Rapporte verfolgt, Sie überallhin begleitet und sich überall Spione verschafft.» Für Deutschland sollte sein Polizeichef Fouché sorgen, an den Napoleon am 5. April 1809 schrieb: «Ich möchte einen Mann von etwas Ansehen haben, der fließend deutsch spricht, um ihn an die Spitze meiner Spionage in Deutschland zu stellen ... Er würde unter seinem Befehl Polizeiagenten haben.»

Bereits vor Eröffnung der Feindseligkeiten forderte Napoleon den Generalmajor Berthier in einem Schreiben vom 8. Mai 1808 auf, einen Spionagedienst in Spanien

einzurichten: «Ich wünsche, dass Sie dem Präfekten der Ober-Pyrenäen schreiben, er solle Spione nach Saragossa und an verschiedene Punkte von Aragonien schicken, um in Erfahrung zu bringen, was man dort sagt und vor allem tut, um darüber unterrichtet zu sein, ob man rüstet, und um schliesslich einen Bericht über dies Land zu haben. Ich wünsche, dass er acht oder zehn Leute des Landes, die gewöhnt sind, Handelsgeschäfte zu treiben, und einige verkleidete Gendarmen aussendet.»

Vor dem russischen Feldzuge 1812 liess er durch das im Karawanenhandel tätige «Bureau de roulage» in Paris den Versuch machen, Depots in Russland anzulegen, um dann in ihnen Offiziere als Geheimagenten verwenden zu können. Schon ein halbes Jahr vor dem Kriege sollte eine grosszügige Spionageorganisation in Russisch-Polen geschaffen werden, die er in einem Schreiben vom 20. Dezember 1811 an Herrn Maret, Herzog von Bassano, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris, folgendermassen ausführlich schildert:

«Herzog von Bassano, schreiben Sie unter Chiffre an Baron Bignon (französischer Minister in Warschau), ich beabsichtige ihn, falls der Krieg ausbricht, in mein Hauptquartier zu kommandieren und ihn an die Spitze der geheimen Polizei in Bezug auf die Spionage in der feindlichen Armee, Übersetzung der Briefe und aufgefangenen Schriftstücke, die Aussagen der Gefangenen usw. zu stellen es ist deshalb erforderlich, dass er vom

heutigen Tage an eine gute geheime Polizei organisiert; zu dem Zwecke wird er zwei Polen haben müssen, die gut russisch sprechen, Militärs sind, über Kriegserfahrung verfügen und intelligent sind, denen man Vertrauen schenken kann; der eine muss Litauen, der andere Wolhynien, Podolien und die Ukraine kennen; dann braucht er noch einen dritten, der deutsch spricht und Livland und Kurland gut kennt. Diese drei Offiziere werden damit beauftragt sein, die Gefangenen auszufragen. Sie müssen daher die polnische, russische und deutsche Sprache völlig beherrschen. Diese werden unter ihrem Befehl ein Dutzend sorgfältig ausgewählter Agenten haben, die entsprechend der Wichtigkeit der von ihnen gelieferten Nachrichten bezahlt werden. Sie müssen imstande sein, Aufklärungen über die Gegenden zu geben, durch die sich die Armee bewegen wird.

Ich wünsche, dass Baron Bignon sich unverzüglich mit dieser grossen Organisation befasst. Diese Organisation hat damit zu beginnen, dass die drei korrespondierenden Agenten (*agents de correspondance*) Agenten zu halten haben auf den Landstrassen von Petersburg nach Wilna, von Petersburg nach Riga, von Riga nach Memel, auf den Strassen von Kiew und auf den drei Strassen von Bukarest nach St. Petersburg, Moskau und Grodno. Andere Agenten sind nach Riga, Dünaburg, in die Sümpfe von Pinsk und nach Grodno zu senden und haben täglich Nachricht über den Zustand der Festungswerke zu geben.

Wenn die Nachrichten zufriedenstellend sind, werde ich eine monatliche Ausgabe von 12'000 frs. nicht scheuen. Im Kriege müssen die Belohnungen für Leute, die rechtzeitig brauchbare Meldungen liefern, unbeschränkt sein. Es gibt unter den Polen Leute, die die Festungswerke kennen, und die von diesen verschiedenen Plätzen aus sehr gut den Zustand, in dem diese sich befinden, angeben können.»

Solange die diplomatischen Beziehungen noch nicht abgebrochen waren, erstatteten ihm die Gesandten und diplomatischen Agenten und Konsuln aus den verschiedenen Ländern fortlaufend Bericht. Sie unterhielten sehr enge Beziehungen zum Spionagedienst. Welche Bedeutung Napoleon der Unterstützung des Spionagedienstes durch die diplomatischen Vertreter beilegte, ersieht man aus seinem Schreiben an den Herzog von Bassano vom 8. Juli 1813: «Die auswärtigen Vertreter besitzen Fonds für die geheimen Ausgaben und ihre Aufgabe ist es, über die Kriegsrüstung und Stellung der Armeekorps der anderen Staaten unterrichtet zu sein... Ich werde die Vertreter der auswärtigen Angelegenheiten als verantwortlich dafür ansehen, wenn ich nicht pünktlich über Kopenhagen die Journale von St. Petersburg und Stockholm und über Wien die Zeitungen von Berlin und Warschau sowie Nachrichten über sämtliche militärischen Bewegungen erhalte.»

Wie ein Legationssekretär in diesem Sinne mittels einer Kartotheek tätig war, beschreibt Napoleon anschaulich in einem Brief an den Marschall Berthier vom 3.

März 1806: «Mein Vetter, Sie finden hier ein Dekret beigefügt, das Herrn von Lagrange, Rittmeister bei den 9. Dragonern, zum zweiten Sekretär bei der Gesandtschaft in Wien ernannt. Lassen Sie ihn zu sich kommen und teilen Sie ihm mit, es sei mein Wunsch, dass er einen genauen Nachweis über die Stärke der österreichischen Regimenter und der Orte, wo sie sich befinden, aufstelle. Zu diesem Zweck soll er in seinem Kabinett eine in Fächer eingeteilte Schachtel haben. In jedes dieser Fächer soll er Karten stecken, die die Namen der Generäle, der Regimenter und Garnisonen tragen, und die er je nach den Bewegungen, die sie machen, in das entsprechende Fach stecken soll. Jeden Monat soll er Ihnen ein Verzeichnis dieser Bewegungen aushändigen... Dieser Auftrag ist sehr wichtig. Herr von Lagrange soll sich ausschliesslich damit befassen und darf kein österreichisches Bataillon umstellen, ohne dass ich davon benachrichtigt werde. «

1806 erhielt er von seinem Minister Durand in Dresden die genauesten Nachrichten über die Stellungen und Bewegungen der preussischen und sächsischen Truppen. Ebenso hielt ihn der Gesandte Laforest in Berlin über alle preussischen Truppenbewegungen auf dem Laufenden, dasselbe tat 1805 der französische Minister Bacher in Regensburg über die Stellungen und Bewegungen der Österreicher. Den französischen Minister Otto in München tadelte er am 4. Oktober 1805: «Die Nachrichten, die Sie mir über die Russen mitteilen, sind nicht genau genug.

Ich hatte Sie beauftragt, irgendeinen Mann nach Teschen und Olmütz zu senden, um positiv zu wissen, wann sie ankommen und den Bericht eines Augenzeugen zu haben.»

Im August 1803 empfahl Napoleon dem Marschall Berthier die Benutzung der deutschen und italienischen Zeitungen, um die Bewegungen der österreichischen Truppen in Italien, Tirol und Böhmen festzustellen, denn «alle deutschen Blätter hallen von den Namen und dem Marsch der österreichischen Regimenter wider.»

Die Minister und Gesandten des Kaisers dienten häufig als Übermittler von Nachrichten über die Absichten des Gegners. So heisst es in der Instruktion eines unter der Maske eines harmlosen Vergnügungsreisenden in geheimer Mission entsandten Offiziers, dessen Aufgabe es war, im Dezember 1804 die feindlichen Truppenbewegungen in Schwaben und Tirol auszukundschaften, er solle an den Marschall Berthier «brieflich durch Vermittelung von Napoleons Ministern in der Schweiz und in München» berichten, durch einen ausserordentlichen Kurier aber nur in dem Falle, wenn die Truppenansammlungen mehr als 30'000 Mann betragen würden. 1807 wurde der General und Adjutant Napoleons, Gardane, als bevollmächtigter Minister nach Persien gesandt. Er sollte hier «die Geographie und Topographie des Landes, die Küsten, Bevölkerung, Finanzen und den militärischen Zustand in seinen verschiedenen Details» und vor allem den letzteren mit Hilfe von Ingenieuren des Krieges und der Marine und Artillerieoffizieren er-

forschen und in ausführlichen Depeschen darüber Bericht erstatten. Auch die Konsuln lieferten militärische Informationen. Am 25. April 1812 schrieb Napoleon an den Herzog von Bassano: «Order, Konsuln zu berufen, die Agenten des Nachrichtendienstes und im Besitz einer Chiffre sein sollen, und die täglich einen Kurier nach Kolberg, Elbing, Königsberg, Riga, Rostock, Wismar, Stralsund und Altona senden sollen.»

Bei den damaligen äusserst geringen militärgeographischen und topographischen Kenntnissen und dem Mangel an Karten überhaupt war es notwendig, zahlreiche Kundschafter, hauptsächlich Genieoffiziere und intelligente Stabsoffiziere der Armee zwecks Rekognoszierung auf den voraussichtlichen Kriegsschauplatz vorzusenden.

Napoleon entsandte seine eigenen Adjutanten und Ordonnanzoffiziere, ja, selbst Generäle und Marschälle als Kundschafter. Vor Eröffnung der Feindseligkeiten gegen die englischen und preussischen Armeen 1815, schickte er den General Labédoyère nach Belgien. Dieser war als Bauer verkleidet, und da er fliessend Flämisch sprach, gelang es ihm ohne Verdacht zu erregen, die von den Truppen der Alliierten besetzten Kantonnements zu durchstreifen und dem Kaiser wichtige Nachrichten zu übermitteln, wodurch es diesem erst ermöglicht wurde, mit Sicherheit seinen Operationsplan zu fassen, der bekanntlich darin bestand, die preussische und englische Armee voneinander zu trennen, um sie dann einzeln zu schlagen.

Am 25. August 1805 schrieb er: «Marschall Murat soll morgen in einer Postkutsche unter dem Namen eines Oberst Beaumont abreisen und sich direkt nach Mainz begeben, wo er nur die Pferde wechseln soll, er soll Frankfurt durchheilen, Würzburg rekognoszieren und sich Rechenschaft ablegen von den Défilés nach Ulm, Ingolstadt und Regensburg...» Und am 21. September 1805 an den General Lemarois: «Brechen Sie in der Nacht auf; begeben Sie sich nach Basel, ohne jemand Ihren Namen und Stand wissen zu lassen. Sammeln Sie mit grosser Aufmerksamkeit die genauesten Nachrichten über die Österreicher, die in den Waldstädten zu Stockach, im Schwarzwald und im Vorarlberg sich befinden...»

Was ein Stabsoffizier auf einer geheimen Mission als Kundschafter leistete, zeigen gut die Rapporte des vom Generalmajor im September 1806 nach Berlin entsandten Geniehauptmanns Beaulieu, dem es unter den schwierigsten Umständen gelang, sein vorgeschriebenes Ziel glücklich zu erreichen und auch zurückzukehren, trotzdem ihm auf sein Ersuchen hin von dem französischen Botschafter Laforest in Berlin nicht einmal ein Pass ausgehändigt wurde. Man übte damals in Preussen eine scharfe Kontrolle aus und duldete in der Nähe von Truppenansammlungen keine Reisenden. Er durfte daher nicht über Magdeburg, wo man gerade einen Spion gehängt hatte, reisen, sondern musste seinen Weg über Wittenberg und Leipzig nehmen. Zwei andere Offiziere, die zur gleichen Zeit als Kundschafter nach Sachsen ge-

schickt worden waren, wurden von preussischen Spionen verfolgt.

In seinem ersten rein militärischen Rapport heisst es unter anderem: «Brandenburg, Schlesien und das eigentliche Preussen werden in kurzer Zeit von Truppen entblösst sein. Man hat indes, obgleich ich leichte Artillerie aus Königsberg Berlin passieren sah, versichert, man habe die Regimenter, die an der russischen Grenze standen, zurückgelassen. Die preussische Armee ist es, die S. M. den König von Preussen zu dem Feldzuge veranlasst hat: Sie brennt, sich zu schlagen. Ich spreche vom Offizierskorps, denn die Soldaten, die nicht für einen Winterfeldzug eingekleidet sind und von denen der grössere Teil verheiratet ist, beklagen sich bereits vor allem über die Märsche, die man sie machen lässt.» Ein zweiter Bericht enthält Beobachtungen politischer Art. Er spricht von dem kriegschürenden Einfluss Englands auf den preussischen Hof, von Österreichs abwartender Haltung, das sich ganz nach den Entschlüssen des Königs von Preussen entscheiden werde, von dem heftigen Verlangen des Kaisers von Russland nach einem Kriege gegen Frankreich. Die preussische Armee brenne darauf, ihre untätige Haltung während der letzten Koalition wieder gut zu machen. Gegen Frankreich und seine Vorschläge herrsche allgemeines Misstrauen, da die französische Armee an der Grenze ständig Verstärkungen erhalte.

In einem Schreiben an den Marschall Augereau aus St-Cloud vom 21. September 1806 schildert Napoleon die

Spionagetätigkeit eines in geheimer Mission entsandten Offiziers folgendermassen: «Senden Sie einen intelligenten Genieoffizier nach Hessen-Cassel unter dem Vorwand, Briefe an Herrn Bignon zu überbringen, in Wirklichkeit aber, um über alles nach Möglichkeit Erkundungen einzuziehen... Er soll in kleinen Tagesmärschen reisen, unterwegs frühstücken, dinieren und übernachten. Er soll alles klug beobachten, die Beschaffenheit der Wege, die Berge, Flüsse, die Einwohner der Städte und Dörfer, die Entfernungen. Er soll einen Rapport anfertigen über die festen Plätze, die der Kurfürst besitzt, wie Hanau, Marburg, Giessen und andere Festungswerke. Er soll über alles Bemerkenswerte, das er beobachtet hat, Krokis anfertigen.»

Napoleon begnügte sich indessen nicht immer nur mit schriftlichen Nachrichten, am liebsten liess er sich persönlich von den entsandten Offizieren und Adjutanten Bericht erstatten. Oft begleitete den auf Kundschaft ausgesandten Offizier, der seinerseits wieder für besondere Aufträge Spione benutzte, ein Kurier als angeblicher Stallmeister, der die Nachrichten auf schnellstem Wege dem Kaiser überbrachte. Zahlreiche Offiziere durchstreiften ständig als Kundschafter unter der Maske harmloser Vergnügungsreisender Deutschland, Österreich, Italien, Russland, Spanien, Ägypten usw., die Napoleon über alle für seine Pläne in Betracht kommenden .und von ihm selbst mit peinlichster Genauigkeit angegebenen militärischen Einzelheiten auf dem Laufenden hielten.

Über die Qualität derartiger Nachrichten äussert er sich selbst mit bemerkenswerter Offenheit: «Nichts ist widerspruchsvoller, betäubender, als diese Menge von Berichten von Spionen oder zu Erkundungszwecken entsandten Offizieren. Die einen sprechen von einem Armeekorps, wo sie nur einige Detachements angetroffen haben, die andern von Detachements, wo sie Armeekorps hätten feststellen müssen. Oft haben sie nicht einmal mit ihren eigenen Augen gesehen, was sie berichten, sondern haben nur die alles bejahenden Auskünfte erschreckter, überraschter oder erstaunter Leute gesammelt. In dem Durcheinander dieser Berichte erkennt allein ein überlegener Geist die Wahrheit, ein mittelmässiger Kopf verirrt sich, besonders wenn er bereits voreingenommen ist; in diesem Falle werden alle Nachrichten in dem betreffenden Sinne umgedeutet.» Napoleon allerdings besass diesen überlegenen Geist, der sich auch in einem Wirrwarr von Nachrichten noch zurecht fand.

Für heutige Begriffe mutet es uns sonderbar an, wie wenig ein Feldherr damals über die wichtigsten militärgeographischen Dinge unterrichtet war. So schrieb Napoleon 1806: «Meiner Meinung nach existiert zwischen Bamberg und Berlin keine Festung. Auch glaube ich, wird man in der Gegend bei Bamberg hinreichend Lebensmittel finden. Es wird mir leicht werden, Würzburg zu verproviantieren. Es müssen dort auch einige, sei es zu Würzburg oder zu Bayern gehörende kleine Festungen liegen, die man zweckmässig im Voraus besetzen

müsste; verschaffen Sie mir darüber Aufklärung.»

Anders wie heute, wo bereits Jahre vorher in tiefstem Frieden das gesamte Nachrichtenmaterial zum sofortigen Gebrauch bereitliegt, begann man damals mit gewissen Vorbereitungen des Kundschafterdienstes erst kurz vor oder bei Eröffnung des Feldzuges. Was für Auskünfte Napoleon schon im Frieden über ein Land wünschenswert erschienen, ist aus der Instruktion an den Bürger Röderer vom Jahre 1802 zu entnehmen. Dieser soll ihm nämlich übersenden: Eine Denkschrift (*mémoire raisonné*) über die Lage der Schweiz in Bezug auf die Mittel, die Stärke und das Interesse der verschiedenen Parteien, sodann soll er eine Marschroute (*itinéraire*) aufstellen und über die Beschaffenheit des Weges, des Geländes und der Städte berichten. In allen Provinzhauptstädten Ungarns aber soll er sämtliche Karten, die er sich verschaffen kann, sammeln. Im September 1805 verlangte Napoleon von Talleyrand einen Almanach und Militäretat von Russland.

Von grosser Dringlichkeit war damals stets die wichtige Kartenfrage. Im September 1806 gibt Napoleon den Auftrag, «die besten Karten, die sich in München und Dresden befinden, zu sammeln». Wie knapp diese waren, beweist ein Schreiben des Marschalls Lannes an den Kaiser aus Koburg vom Oktober 1806: «Ich besitze keine einzige Karte, und es ist unmöglich, sich in diesem Lande eine zu verschaffen. Wenn Euer Majestät eine üb-

rig hat, so bitte ich, sie mir zu geben.» Kurz vor Ausbruch des Krieges 1806 gelang es dem mit einer Mission beauftragten französischen Oberst Blein, auf der Leipziger Messe eine Menge deutscher Karten zu kaufen, worüber er in Anbetracht der Knappheit derselben sehr erfreut war.

Wie Friedrich der Grosse scheute sich auch Napoleon nicht, die härtesten Zwangsmassregeln bei der Ausübung der Spionage anzuwenden. Am 16. Oktober 1813 wirft er dem General Marmont vor: «Sie hätten seit zwei Tagen Spione in Hülle und Fülle aus Merseburg haben müssen, wenn Sie getan hätten, was Kriegsgebrauch ist, indem Sie dem Bürgermeister befehlen, Ihnen einen Bauern zu geben, dessen Frau man als Geisel zurückhält, und indem man mit diesem Bauern einen als Knecht verkleideten Soldaten schickt. Das glückt immer, aber Sie wenden keines der Mittel an, deren man sich im Kriege bedient.»

Er respektierte ebensowenig wie seine Generäle das Gesetz, nach dem ein Spion von einer speziellen Militärkommission gerichtet werden musste, sondern handelte summarisch und ganz nach seinem Belieben. So schreibt er am 20. Oktober 1803 an Régnier: «Legen Sie mir zwei Entwürfe für einen Beschluss vor, nach dem zwei ausserordentliche Kommissionen gebildet werden, von denen jede aus fünf Militärs zusammengesetzt sein soll, die alle Individuen, Franzosen oder Engländer, die der Spionage und des Verkehrs mit dem Feinde an den Küsten angeklagt sind, aburteilen soll.

Diese Kommissionen müssen mit der Vollmacht versehen sein, die dieser Verbrechen überführten Personen zum Tode zu verurteilen.»

Auch vor Grausamkeit schrak er nicht zurück, wie sein Schreiben an den General Dupuy aus dem Hauptquartier in Kairo 1798 beweist: «Lassen Sie den beiden ergriffenen Spionen den Kopf abschneiden und ihre Häupter mit einer Tafel in der Stadt umhertragen, damit alle sehen, dass die Spione Landeseinwohner sind.» 1807 war ein der Spionage angeklagter Fischer aus Saint-Valery von einer Militärkommission freigesprochen worden. Napoleon befahl jedoch dem Polizeiminister Fouché, den Mann im Gefängnis zu behalten und ihn vor eine Revisionskommission zu bringen, die schärfer gegen ihn vorgehen sollte und zu dem Zwecke aus einsichtsvollen Leuten gebildet werden müsste. Sein Vorgehen gegen feindliche Spione war von unerbittlicher Härte. «Für Spione gibt es keine Begnadigung», sagte er in einer Entscheidung vom 28. April 1802.

Napoleon wendete für Spionagezwecke, «pour dépenses secrètes», wie der stereotype Ausdruck lautete, enorme Geldmittel auf, erhielt doch ein Spion für befriedigende Nachrichten zuweilen 3'000-6'000 fr., wodurch natürlich, wie man aus den beweglichen Klagen der Generale entnehmen kann, der Geheimfonds in den Kassen der Armeekorps erschreckend zusammenschmolz. «Ich würde gern Offiziere und Spione vorausschicken, aber Sie wissen besser als irgendein anderer, dass ich kein Geld zur Verfügung habe. Ohne diese Triebfeder aber

erreicht man nichts Bemerkenswertes, vor allem nicht in der Spionage», schreibt General Belliard 1806. Und Marschall Bernadotte 1806: «Ich habe keinen Fonds mehr für die Geheimabteilung, ich habe bereits Geld vorschossen müssen. Es ist schwierig, sich Spione zu verschaffen, wenn man sie nicht mit Gold auf wiegt.»

Eine Order des Generalmajors an den Zahlmeister der Armee vom 2. Oktober 1806 bestimmte, dass jeder der Marschälle mit Ausnahme des Marschalls Augereau 10'000 fr. für geheime Ausgaben erhalten solle. Derselbe schrieb aus München im September 1806 an General Belliard: «Organisieren Sie eine Spionage, um Genaueres über die Ansammlungen der preussischen Truppen bei Erfurt, Göttingen und Magdeburg zu erfahren. Ich beauftrage Herrn Raibell, Ihnen 3'000 fr. zu übergeben, die Sie ausschliesslich für Spionagezwecke benutzen wollen. Ich habe Order gegeben, dass man den Chefs des Stabes zwei Monate lang die Kosten des Bureaus bezahlt.»

Als 1813 nach der Völkerschlacht bei Leipzig die sämtlichen Akten des französischen Nachrichtenbureaus in die Hände der Verbündeten fielen, war aus ihnen zu ersehen, dass von Anfang Januar bis zum 8. September 1813 für das Nachrichtenwesen in Deutschland die Summe von 259 823 fr. verbraucht worden war, ohne dass jedoch dadurch etwas erreicht worden war.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und

die in den Hauptstädten aller Länder verstreuten Gesandten, bildeten die höchsten Staffeln des weitverzweigten Spionagesystems, an dessen Spitze als letzter bestimmender Faktor Napoleon selbst stand. Er befasste sich persönlich mit allen wichtigen Angelegenheiten des Spionagedienstes, über die er genau unterrichtet sein wollte und erteilte seine diesbezüglichen Anordnungen.

Bei der Armee lag die Leitung des Spionagedienstes, der «*partie secrète*», in den Händen eines höheren Offiziers des Generalstabes. General Savary, der spätere Polizeiminister, hatte längere Zeit diese Stellung inne. Dieser Generalstabsoffizier zentralisierte sämtliche Nachrichten der Emissäre, Agenten, Spione, rekognoszierenden Offiziere, Gefangenen und Deserteure. Aber auch die einzelnen Armeekorps hatten ihren eigenen Nachrichtendienst. Die kommandierenden Marschälle der Armeekorps erhielten den Fonds, dem sie die für die Spionage notwendigen beträchtlichen Summen entnahmen. Auch der Kommandant und Chef der leichten Infanterie oder Kavallerie hatte einen eigenen Kundschafterdienst unter sich. Allerdings waren nach dem Urteil des Generals Duhesme die hierfür ausgesetzten Geldmittel beschränkt, so dass sich die Spione meistens aus der eigenen Truppe rekrutieren mussten, was aber wiederum den Vorteil hatte, dass man wenigstens militärisch brauchbare und genaue Nachrichten erhielt.

An der Spitze des Spionagebureaus (*bureau de la partie secrète*) eines Armeekorps stand ein Spionagechef,

der unter seinem Befehl mehrere Agenten und Spione vereinigte. Wie ein höherer Spionagechef seiner Persönlichkeit nach beschaffen sein musste, um den Wünschen Napoleons zu entsprechen, erhellt aus einem Schreiben Napoleons vom 5. April 1809 an den Polizeiminister Fouché, in dem es heisst: «Ich möchte einen Mann von Ansehen haben, der fliessend Deutsch spricht, um ihn an die Spitze meiner Spionage in Deutschland zu stellen. Ich wünsche einen rechtschaffenen Mann, dem man hohe Summen anvertrauen kann, ohne befürchten zu müssen, dass er sie zu seinem eigenen Vorteil verwendet, jemand, der Österreich und Böhmen gut kennt. Er würde unter seinem Befehl Polizeiagenten haben. Er könnte selbst viele von diesen Leuten, die früher in den österreichischen Armeen gedient haben, auf der Seite von Strassburg sammeln. Untersuchen Sie diese Angelegenheit und legen Sie mir von dem Ergebnis Rechenschaft ab.»

Die Arbeitsweise eines Chefs der *partie secrète* schildert General Thiébault folgendermassen: «Er unterhält eine lebhaft Korrespondenz mit den Chefs der Divisionsstäbe und empfängt ihre Berichte, er hat stets so viel wie möglich Spione im Felde. Die Instruktionen, die er seinen Agenten gibt, sind äusserst klar, genau und vollständig, ihre Meldungen lässt er sorgfältig registrieren. In manchen Fällen wird er sie, um jeden Verdacht zu vermeiden, nicht persönlich anhören, er lässt sich dann durch einen andern vertreten. Hält er sich weit entfernt

auf, lässt er die Parteigängerkommandanten oder andere Detachements ihre Rapporte entgegennehmen, die, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, sich selbst mit ihnen in Verbindung setzen können.

Der Chef der *partie secrète* in einem Generalstab übermittelt jeden Morgen das Verzeichnis der erhaltenen Nachrichten dem Chef des Generalstabes, der es beim Rapport dem Oberkommandierenden (*général en chef*) überreicht. Die wichtigsten Nachrichten werden sofort befördert.

In einem Divisionsstab wird die Spionage, die hier einen geringen Umfang hat, durch den Chef des Divisionsstabes selbst geleitet. Alle Nachrichten werden dem Chef des Generalstabes binnen 24 Stunden auf dem Wege des Rapports übermittelt und dem kommandierenden General der Division sogleich oder bei geringerer Dringlichkeit erst beim morgendlichen Rapport mitgeteilt.»

Ein überaus wichtiger Bestandteil eines wohlgeordneten Spionagesystems ist, vornehmlich im Frieden, die Gegenspionage, die zur Aufgabe die Aufdeckung und Vereitelung der Spionage anderer Staaten hat. Napoleon verwendete auch auf die Ausgestaltung dieses Zweiges seiner Spionageorganisation die weitgehendste Sorgfalt. Man kann die feindliche Spionage im Feld bereits durch grosse Wachsamkeit und Ordnung im eigenen Lager erfolgreich bekämpfen. Ein Armeebefehl Bonapartes vom 15. Dezember 1796 aus Mailand ordnete strenge Massnahmen gegen die feindliche Spionage an.

Nicht weniger wirksam jedoch als durch solche Verordnungen wurde der gegnerischen Spionage mit der gleichen Waffe, nämlich ebenfalls durch Spionage, entgegengetreten. Die Gegenspionage lag hauptsächlich in den Händen der Polizei und ihrer Geheimagenten. Die Napoleonische Polizei, hervorgerufen durch den natürlichen Argwohn und das Misstrauen des Eroberers, war berühmt durch ihre musterhafte Organisation. Chaptal, der grosse Chemiker und Minister des Innern während der Hundert Tage, berichtet darüber:

«Ausser dem Minister und Präfekten der Polizei hatte er drei Generalpolizeidirektoren, die in Paris residierten und die Aufsicht über die Departements führten, die ihrerseits wieder in Arrondissements eingeteilt waren. In allen grossen Städten befanden sich Generalpolizeikommissare und in allen andern spezielle Kommissare. Die Gendarmerie war beauftragt, dem Generalinspekteur zu Paris täglich ein Bulletin zu übermitteln, das die Lage jedes Teiles von Frankreich erkennen liess... Zu dieser Polizei kam noch die Polizei der Adjutanten und Generäle der Garde Napoleons hinzu.»

Wie diese Gegenspionage gehandhabt wurde und mit welcher Meisterschaft, zeigen uns recht deutlich die von dem Polizeiminister Fouché verfassten Polizeibulletins. Auf zwanzig Seiten zusammengedrängt, enthält jedes dieser Bulletins einen Abriss des Lebens, wie es sich während 24 Stunden innerhalb der Grenzen des Kaiserreichs

abspielte und soweit es dem Polizeiministerium in Paris bekannt war. Napoleon legte auf diese Polizeibulletins einen solchen Wert, dass er sie vor allen andern Schriftstücken las und täglich erhalten musste, mochte er gerade in Paris weilen oder in Madrid, Mailand, Berlin, Wien oder Moskau.

Der Kampf der französischen Gegenspionage richtete sich zur Zeit des Kaiserreichs hauptsächlich gegen die englische Spionage, während die anderen Nationen ihr bedeutend weniger zu schaffen machten. Das Kabinett von Saint-James streute das Geld mit vollen Händen aus, und englische Spione hielten sich in Frankreich und hauptsächlich an der Nordküste Frankreichs in grosser Zahl auf.

Der englische Minister am Hofe zu Stuttgart, der englische Bevollmächtigte in Kassel, besonders aber der englische bevollmächtigte Minister am bayrischen Hofe zu München, Drake, der einen Direktor der bayrischen Post bestochen hatte und so Einblick in die gesamte französische Korrespondenz bekam, schickte zahllose Agenten nach Frankreich. Jedoch einer dieser Agenten stand in Napoleons Diensten, übermittelte dem englischen Minister viele falsche, irreführende Nachrichten und verschaffte dem französischen Nachrichtendienst sogar wichtige Korrespondenzen Drakes, die von Napoleon schliesslich veröffentlicht wurden und den Minister erheblich kompromittierten.

So hervorragend die Napoleonische Spionageorganisation auch funktionierte, so war dies doch durchaus

nicht in allen Feldzügen in gleicher Weise der Fall.

Über die ungünstigen Bedingungen für Spionage in dem Krieg in Polen 1806-07 berichtet Marschall Soult an den Generalmajor: «Es ist schwierig, sich gute Emissäre zu verschaffen, so sehr haben die Russen die Bewohner dieses Landes eingeschüchtert. Die Juden, die man dazu verwenden könnte, nehmen zuerst einen Teil des ihnen versprochenen Lohnes, dann verstecken sie sich und bringen dann einfach falsche Nachrichten. ... Die Polen sind noch immer furchtsam und die Adligen, denen man begegnet, sind weit entfernt davon, dieselbe Begeisterung zu haben wie die an der Weichsel und scheinen uns nicht mit Vertrauen zu dienen.»

Noch schlimmer war es im Guerillakriege in Spanien 1804-14, wo das ganze Volk sich einmütig gegen den fremden Eroberer erhob und sich selbst für Geld kein Verräter am Vaterlande finden liess. Dies nötigte andererseits Napoleon zu den härtesten Massnahmen. Am 27. Oktober 1806 schrieb er aus St-Cloud: «Man hat keine Nachrichten über das, was der Feind macht. Immer sagt man, man könne keine Nachrichten erhalten. ... Man muss in Spanien ebenso wie anderswo Abteilungen entsenden, die bald den Geistlichen und Alkalden, bald den Prior eines Klosters oder den Postmeister mit sich fortführen. Man sperrt sie solange in Arrest, bis sie reden und lässt sie zweimal am Tage verhören. Man behält sie als Geiseln und beauftragt sie damit, Boten zu senden und Nachrichten zu liefern.»

1812 fehlte es dem französischen Heer in Russland

vollständig an Nachrichten, da sich ebenfalls niemand unter der Bevölkerung als Spion finden liess. Da erklärte sich, wie Bugeaud erzählt, der Hauptmann Lafontaine, der, in Moskau geboren und erzogen, die russische Sprache vollständig beherrschte, zur Spionage bereit. Er verkleidete sich als russischer Offizier und wagte sich mit unglaublicher Kühnheit weit vor, indem er sich bei allen Relaisposten Postpferde im Namen des Zaren geben liess. Er umkreiste die feindlichen Kolonnen, orientierte sich über ihre Stärke und Marschrichtung und kam nach einer Abwesenheit von mehreren Tagen mit den wichtigsten Nachrichten versehen glücklich zu seiner Truppe zurück. Aber diese hervorragende Kundschaftertätigkeit des Hauptmanns Lafontaine war nur ein glücklicher Einzelfall. Rekognoszierungen der Kavallerie zeitigten keine hervorragenden Resultate und vermochten Kundschafter nicht zu ersetzen. Infolge dieses Mangels hinreichend genauer Angaben über die Stellung und Stärke des Feindes hatten die Operationen Napoleons auch nicht die Schnelligkeit und Exaktheit der früheren Feldzüge.

1813 versagten auch in Deutschland die Agenten, die hier bisher so gute Dienste geleistet hatten, gänzlich. In einem französischen Werk über den Feldzug von 1813 heisst es: «Zu Beginn des Feldzuges von 1813 hatte man keine einzige Nachricht über den Feind, der Stab wurde schlecht bedient, die *partie secrète* war gleich Null.» Napoleon selbst schrieb am 8. Juli 1813 aus Dresden an den Herzog von Bassano: «Es ist eine Schande für Ihr Depar-

tement, dass ich gar nichts über die Streitkräfte Österreichs weiss und keine Denkschrift über die augenblickliche finanzielle Lage dieser Macht habe. Ich kenne nicht die Anzahl der Divisionen, Regimenter und Bataillone, die Österreich aufgestellt hat und weiss ebensowenig, wo diese Korps sich befinden..⁴ Brauchbare Nachrichten erhielten während der Kämpfe die Franzosen, wie aus den nach der Schlacht bei Leipzig aufgefundenen Akten des französischen Nachrichtenbureaus zu ersehen ist, nur durch genaue und umständliche Vernehmung von Gefangenen und Deserteuren.

Über die damaligen Zustände im Nachrichtendienst bemerkt General Lejeune: «Unglücklicherweise hatten wir uns keine Nachrichten über die Namen der Chefs, Anzahl und Beschaffenheit der feindlichen Truppen vor uns verschaffen können. Zweifellos hatte der Kaiser reichliche und unentbehrliche Geldmittel vorgesehen, um Spione zu besolden und einen regulären Spionagedienst bei der Armee zu organisieren, aber ein unüberwindlicher Geiz nagelte diese Summen in den Händen der Chefs fest, die sie verschwenderisch hätten ausgeben müssen, um zu wissen, was bei dem Feinde geschah. Und so befanden wir uns in der traurigen Lage, nicht zu wissen, ob wir vor uns mit Russen oder andern Korps zu kämpfen hatten. Bewirkte es Patriotismus, Ehrgefühl oder Furcht, es wurde mir, zu welchem Preise es auch sei, ausserordentlich schwer, einen intelligenten Bauer zu finden, der sich bereit erklärte, die feindlichen Linien zu

durchdringen, um uns das Detail ihrer Stärke und Stellungen zu berichten. Wir waren in der Tat während der folgenden Tage gezwungen, mit Blindheit geschlagen zu handeln und zu manövrieren.»

DER MEISTERSPION NAPOLEONS

Karl Ludwig Schulmeister ist deshalb von besonderem Interesse., weil er der erfolgreichste und hervorragendste Repräsentant der Napoleonischen Spionage ist und eine nähere Kenntnis seiner Tätigkeit als Spion einen sehr lehrreichen Blick hinter die Kulissen des Spionewesens des Ersten Kaiserreiches gestattet. Wir sehen in den auf ihn Bezug nehmenden Dokumenten einen Spion bei seiner Arbeit. Ein seltener Fall, da Heimlichkeit und Verstecktheit zu den Hauptmitteln der Spione gehören. Wir lesen seine militärischen Kundschafterrapporte und erfahren aus seinem eigenen Munde, wie es ihm gelingt, Nachrichten zu erhalten.

Sein überaus abenteuerliches Leben sei nur kurz gestreift. «Le grand espion» war ein ehemaliger Schmuggler auf dem Rhein aus Neu-Freistätt im Elsass, wo er als Sohn eines Pfarrers geboren wurde. Eine Zeitlang war er Eisenhändler in seiner Geburtsstadt. 1805 sehen wir ihn als französischen Generalkommissar der Polizei in Wien, 1806 eroberte er als Hauptmann und Adjutant des Generals Savary an der Spitze von 13 Husaren die Stadt Wismar, 1807 wurde er zum Polizeipräfekten von Königsberg ernannt, und als Polizeipräfekt war er auch 1808 auf dem Fürstentage zu Erfurt tätig. Im Feldzuge gegen die Österreicher 1809 war er Kommandant der Gendarmerie und gesamten Heerespolizei. Er erhielt damals den Titel

Generalkommissar der Armeen. Als Wien abermals besetzt wurde, nahm er wieder die Stellung eines Polizeipräfekten ein. Bei der Einnahme von Landshut erstürmte er mit einer beherzten Schar eine Brücke über die Isar und verhinderte den Feind, sie in Brand zu stecken.

Nach dem Feldzuge lebte er als vielfacher Millionär und Grossgrundbesitzer auf seinem ihm von Napoleon geschenkten Landgut Meinau oder auf seinem Schloss in der Umgebung von Paris, wo er oft den Besuch der Kaiserin Josephine erhielt. Auch in Paris selbst besass er ein Palais. Nach dem Sturze Napoleons wurde er 1815 von der preussischen Polizei verhaftet und auf die Festung Wesel gebracht. Aber es geschah ihm nichts und er, der so oft nahe daran gewesen war, als Spion gehängt zu werden, kam auch jetzt wieder frei. Warum, ist in Dunkel gehüllt. Der Mann, der einst über 40'000 fr. Rente verfügte, starb als kleiner Rentier, 83 Jahre alt, in Strassburg in beschränkten Verhältnissen, umgeben von prächtigen Angorakatzen, die die Leidenschaft seines Alters waren.

Wohl die zutreffendste Beschreibung seiner Persönlichkeit gibt ein Zeitgenosse von ihm, der Apotheker Napoleons, Cadet de Gassicourt, der Schulmeister 1809 in Wien kennen lernte. Dieser schreibt über ihn: «Ich traf diesen Morgen mit dem französischen Polizeikommissar von Wien zusammen. Er ist ein Strassburger, mit Namen Charles Sulmester, ein Mann von einer seltenen Uner-schrockenheit, einer unerschütterlichen Geistesgegenwart und einem erstaunlichen Scharfsinn.

Ich war neugierig, diesen Mann zu sehen, von dem man mir tausend wunderbare Geschichten erzählt hatte. Er war in den ersten Feldzügen in Deutschland erster Spion des Kaisers und hat so hervorragende Dienste geleistet, dass er 40'000 fr. Rente dafür erhielt... Er jagt den Wienern nicht weniger Schrecken ein als ein Armeekorps. Seine Gestalt entspricht seinem Ruf. Er hat ein lebhaftes Auge, einen durchdringenden Blick, eine strenge und entschlossene Miene, kurze Bewegungen, eine wohlklingende und feste Stimme. Er ist mittelgross, aber stämmig und von gallig-vollblütigem Temperament. Er kennt Österreich vollkommen und zeichnet mit Meisterhand das Porträt der Personen, die hier eine grosse Rolle spielen... An der Stirn hat er tiefe Narben, die beweisen, dass er gefährlichen Situationen nicht aus dem Wege gegangen ist. Dieser Mensch, der so grosse Ähnlichkeit mit dem Karl Schillers hat, ist auch ebenso grossmütig. Er erzieht in seinem Hause zwei junge Waisen, die er adoptiert hat. Ich sprach mit ihm über «die Anachoreten» und habe ihm dafür gedankt, dass er uns dies Schauspiel (von Iffland) hat geniessen lassen.»

Die Legende hat einen reichen Kranz von Anekdoten um ihn gewunden, die seine aussergewöhnliche Verwandlungsfähigkeit – er konnte wie ein Schauspieler in kurzer Zeit seine Physiognomie völlig verändern, ein Strich mit der Hand durch das Haar, einige Grimassen, und er war nicht wieder zu erkennen –, seine Geistesgegenwart und Kühnheit scharf beleuchten. Zu seiner Cha-

rakteristik seien einige dieser von seinen Zeitgenossen erzählten Geschichten hier angeführt.

1805 stellte er sich Napoleon in Strassburg im Schloss vor, wo der Kaiser in dem grossen Salon des Erdgeschosses seine Audienzen abhielt. «Was für Empfehlungen haben Sie?» fragte Napoleon. – «Gar keine, ich empfehle mich selbst.» – «Nun, dann kann ich Sie nicht gebrauchen.» – Und der Kaiser zog sich hinter eine spanische Wand zurück. Sogleich runzelte Schulmeister sein Gesicht und veränderte seine Kleidung. Der Kaiser kam zurück in der Meinung, er sei gegangen. Da erblickte er einen Eindringling. «Wer sind Sie? Was tun Sie hier?» rief er aus. – «Ich bin Schulmeister!» – Erstaunt über diese Geschicklichkeit nahm ihn der Kaiser auf der Stelle in seine Dienste.

Eines Tages sah er seine Wohnung von österreichischen Polizisten umstellt, die ihn verhaften sollten. Schnell veränderte er sein Aussehen und schritt verbindlich grüsend mitten durch den Polizeikordon hindurch. Man liess ihn passieren, da er mit dem gesuchten Schulmeister nicht die geringste Ähnlichkeit hatte. Indem er sich für einen deutschen Prinzen ausgab, liess er ein feindliches Armeekorps an sich vorübermarschieren und lieferte dank dieser Kriegslist dem französischen Generalstab wichtige Nachrichten. Ein andermal nahm er in der Verkleidung eines österreichischen Generalintendanten an einem Kriegsrat teil, dessen Vorsitz Franz II. führte. Er hatte dem Intendanten, dessen Namen und Platz er innehatte, eine Million gegeben.

In der Schlacht von Wagram war er nahe daran, gefangen genommen zu werden. Er stürzte in ein Haus. Als die feindlichen Soldaten eintraten, sahen sie einen Barbier mit der Seifenkugel und seinem ganzen Arbeitsgerät ruhig die Treppe herabsteigen. Es war Schulmeister. – «Wo ist der Spion? Er muss sich hier versteckt haben!» fragten sie ihn. – «Steigt in den ersten Stock hinauf, er liegt schwer verwundet auf einem Bett!» erwiderte er und entwischte.

1805 erhielt er den Auftrag, ein Schreiben des französischen Ministers einer einflussreichen Persönlichkeit im österreichischen Heere zu überbringen. Als deutscher Juwelenhändler verkleidet, mit Diamanten und Edelsteinen beladen und im Besitz ausgezeichneter Pässe, begab er sich zu den feindlichen Linien. Aber er wurde verraten, verhaftet und durchsucht. Der Brief befand sich in dem doppelten Boden einer goldenen Dose. Man fand ihn und las ihn in seiner Gegenwart vor. Er wurde zum Tode verurteilt. Da es aber bereits Nacht war, wurde seine Hinrichtung auf den nächsten Morgen verschoben. Unter den ihn bewachenden Soldaten erkannte er einen französischen Deserteur. Er versprach ihm eine hohe Belohnung, wenn er Wein herbeischaffe. Dies geschah und die ganze Wache wurde durch Opium, das Schulmeister heimlich in den Wein geschüttet hatte, betäubt. Er zog die Uniform eines österreichischen Soldaten an und begab sich zusammen mit seinem Helfershelfer zu der Person, der er den Brief aushändigen sollte, berichtete ihr

dessen Inhalt aus dem Gedächtnis und verliess ungehindert das feindliche Lager. Diese Geschichte zirkulierte, wie Cadet de Gassicourt berichtet, unter den höheren Offizieren als wahre Begebenheit.

Schulmeisters Wirken war jedoch durchaus nicht nur legendarisch und seiner Haupttat im dritten Koalitionskrieg ist sogar eine historische Bedeutung nicht abzuspüren. Es steht fest, dass an der schimpflichen Übergabe von Ulm am 20. Oktober 1805 durch den unfähigen österreichischen General Mack Schulmeister einen ganz hervorragenden Anteil gehabt hat. Die unheilvolle und unmittelbare Folge dieser Kapitulation aber war die Vernichtung der österreichischen Armee in Süddeutschland. Die Schlacht von Austerlitz folgte.

Schulmeisters damalige Tätigkeit als Spion lässt sich unschwer rekonstruieren aus den im Kriegsarchiv in Wien befindlichen Untersuchungsakten über Feldmarschalleutnant Mack, aus der Urteilsschrift des Kriegsgerichtes gegen Mack, aus dessen während seiner Festungshaft niedergeschriebenen Denkschrift an den Kaiser: «Anmerkungen über die in meinem kriegsrechtlichen Urteil mir angeschuldigten Vergehungen und Verbrechen», vor allem aber aus Schulmeisters eigenen Rapporten an den General Savary, die sich unter der Korrespondenz der «grande armée» im Kriegsarchiv zu Paris vorgefunden haben.

Man ersieht aus den Untersuchungsakten gegen F. M. L. Mack vom 31. März 1806, wie ausgezeichnet Schulmeister seine Rolle spielte. Er nennt sich hier «Bürger-

meister», einer seiner vielen falschen Namen wie Charles, de Charles, Charles Frédéric, Monsieur de Meinau, deren er sich zu verschiedenen Zeiten bediente. Er hatte sich, durch Hauptmann Wendt empfohlen, das Vertrauen Macks, des Erzherzogs Franz und der österreichischen Generäle erworben, und man glaubte ihm daher gern, er habe «in dem französischen Hauptquartier einen Employé, welcher ... vom Commissariat war» für sich und «freien Zutritt in den Kanzleien». Man zögerte daher auch nicht, ihm, «wenn er zum Feinde ging oder vom Feinde kam, die freie Passage» durch die Vorposten zu verschaffen, indem man ihn mit Pässen versah.

Scheinbar leistete er so Spionagedienste für die Österreicher, während er in Wirklichkeit gegen sie arbeitete. Unter dem Befehl des Hauptmanns Wendt, der in der österreichischen Armee das Spionewesen leitete, und versehen mit Pässen von den Generälen Baron Mack und Graf Merveldt, pendelte er unbehelligt zwischen der österreichischen und französischen Armee hin und her und hatte so die beste Gelegenheit, seine Nachrichten über die in Ulm herrschenden heillosen Zustände, die planlosen verblendeten Massnahmen Macks, der an einem Tage zwei sich ganz widersprechende Dispositionen ausgab, den Mangel an Geschützen, Munition und Proviant, das Fehlen ausreichender Befestigungsanlagen und dergleichen dem General Savary zuzustellen oder überbringen zu lassen.

In dem kriegsgerichtlichen Urteil heisst es: «Aber

auch dieser so spät bestimmt gewesene Abmarsch wurde noch eingestellt, weil Feldmarschall Mack auf eine erhaltene unverbürgte Nachricht von einer Landung der Engländer bei Boulogne und von einer in Frankreich ausgebrochenen Revolte, dann auch andere Gerüchte, den seines Wissens bloss auf dem rechten Donauufer gegen die Iller dirigierten sonderbaren Marsch der feindlichen Hauptmacht als eine retrograde Bewegung ansah und auf die irrige Idee verfiel, dass der Feind im Rückzug begriffen sein könnte, obgleich ihm am 13. einer seiner besten Spione Kundschaft brachte, dass der Feind die Absicht habe, die Armee von Tirol abzuschneiden und sodann bei Ulm einzuschliessen, seine Nachricht auch mit seiner Person zu verbürgen erbot.»

Diese allerdings den Tatsachen entsprechende Nachricht Schulmeisters verblüfft auf den ersten Blick und erscheint wie ein Verrat an Napoleon. Man hat auch daraus den Schluss gezogen, er sei ein Doppelspion gewesen. Diese Ansicht, die man nur auf Grund der österreichischen Quellen gewinnen konnte, ist jedoch durch die Publikation seiner Kundschaftsrapporte an General Savary haltlos geworden.

Seine Nachricht ergibt sich vielmehr ganz naturgemäss aus der vorhandenen Sachlage. Durch eine unvorsichtige Frage nach dem «Stand der Armee» hatte er den Verdacht Macks erregt. Es musste also seine Sorge sein, die gefährlichen Folgen dieses Verdachtes sobald und so gut als möglich von sich abzulenken. Da er nun besser als jeder andere wusste, dass sich Napoleons eherner

Ring immer enger um Ulm zusammenzog, ein Entweichen Macks somit aussichtslos war, weshalb sollte er da nicht eine Nachricht bringen, deren leicht zu erweisende Wahrheit seine Tätigkeit als Spion in österreichischen Diensten im besten Lichte erscheinen lassen und den Verdacht, ein Doppelspion zu sein, von ihm abwaschen musste? Mit ruhigem Gewissen konnte er sich auch für die Wahrheit dieser Nachricht als Geisel anbieten und den Anschein seiner Redlichkeit dadurch bestärken.

Mack indes liess in seiner Verblendung diese Nachricht, die er am 13. vormittags 10 Uhr von Schulmeister erhielt, unbeachtet, schenkte vielmehr dem oben erwähnten Gerücht, das am Nachmittag desselben Tages plötzlich auf tauchte, vollen Glauben, da es obendrein ganz seinen Wünschen entsprach. Alle Wahrscheinlichkeit spricht nun dafür, dass die Ausstreuung dieses für Mack verhängnisvollen Gerüchts im letzten Grunde ebenfalls ein Werk Schulmeisters war. Bestand doch seine eigentliche Aufgabe darin, Mack bei seinen planlosen Massnahmen zu erhalten und Napoleons Bewegungen zu verschleiern. So kam es, dass Mack trotz des Spionagebureaus des Hauptmanns Wendt und trotz Schulmeister, nur mangelhafte, falsche, verspätete oder meistens überhaupt keine Nachrichten über den Feind erhielt.

Woher kam das Gerücht? Mack berichtet in seiner Denkschrift an den Kaiser, dass ihm am 13. nachmittags der k. k. Oberlandeskommissar Baron Steinherr erzählt

habe, «dass er aus dem Munde eines verlässlichen und gutgesinnten württembergischen Beamten, welcher ganz neuerlich in Stuttgart war, soeben die wichtige Nachricht vernommen, es wären vor wenigen Tagen neun Kuriere an einem Tage durch Stuttgart an den französischen Kaiser passiert, und man erzähle sich dort im Stillen, dass die Engländer zu Boulogne gelandet, sich dieses Hafens bemächtigt hätten, und dass irgendwo zugleich eine Revolution ausgebrochen wäre.» Nach der eidlichen Aussage des Baron Steinherr vor dem Kriegsgericht reduzieren sich diese Nachrichten jedoch «auf ein zufälliges Wirtshausgespräch mit dem württembergischen Stadtschultheissen von Münsingen und dem Spitalverwalter von Blaubeuren, welche beide Steinherr nur von ihren Lieferungsgeschäften her bekannt waren und deren Mitteilungen er selbst dem F. M. L. Mack als «vage Nachrichten» bezeichnete.

Was liegt näher, als anzunehmen, dass Schulmeister es war, der diesen beiden biedereren Bürgern, falls er sie nicht bestochen hatte, so ihnen doch wenigstens dieses Gerücht, das er als völlig sicher hingestellt haben wird, ins Ohr geträufelt hat, war er doch bei dem Gastwirt «Zum grünen Baum» ein bekannter Gast, wie aus einem seiner Briefe hervorgeht. Durch diese Nachricht wurde aber Mack in seinem Irrwahn von einem Rückzug Napoleons nach dem Rhein zu bedeutend bestärkt, was natürlich im eigentlichen Interesse Schulmeisters liegen musste. Merkwürdig ist auch der Umstand, dass man gerade ihn nach Stuttgart entsandte, um «sichere Kund-

schaft einzuholen», oh das Gerücht wahr sei. Er wird sich schlauerweise selbst für diesen Auftrag gemeldet haben. Er erhielt die Mission und – kehrte nicht wieder zurück.

Zur völligen Erhellung der verwickelten Sachlage ist es noch nötig, den bereits oft erwähnten Hauptmann Wendt näher zu betrachten. Berührt schon die Tatsache sonderbar, dass Hauptmann Wendt, der, wie es heisst, «die sicherste und genaueste Auskunft über Schulmeister», den er «als eins seiner besten Individuen empfohlen» hatte, hätte geben können, in dieser Angelegenheit überhaupt nicht vernommen wurde, so deuten die Worte Macks über Wendt in seiner Denkschrift an den Kaiser bereits das an, was wir als Gewissheit aus Schulmeisters Briefen erfahren. Er schreibt nämlich:

«In dieser hässlichen Sache aber liegt ein noch hässlicheres Geheimnis verborgen, das ich zu enthüllen eile. Der kommandierende Erzherzog hatte gleich nach seiner Ankunft zu der Armee einen gewissen Wendt als eine Art von Direktor des Spionswesens mit Hauptmannstitel und Gehalt angestellt, welcher ihm, wie ich mich erinnere, von Höchstdemselben gehört zu haben, durch Sr. K. Hoheit den damaligen Erzherzog-Kriegsminister selbst oder durch jemand aus ihrem Gefolge empfohlen worden war. Von seiner vorhergehenden Existenz ist mir nichts bekannt. Dieser sogenannte Hauptmann also bewarb sich um Kundschafter, erhielt dazu das nötige Geld

und erstattete seine Rapporte an den kommandierenden Erzherzog und an mich. Von ihm kommt eigentlich jene Anklage. Wer sein militärisches Zartgefühl bis auf den Grund verleugnen konnte, ihn dazu aufzufordern, oder ob er durch eine Nichtmilitärperson aufgefordert wurde, ist mir unbekannt. Der beste Spion also war der vermeintliche beste jenes Wendt; der Auditor aber unterstand sich, ohne Weiteres ihn meinen besten zu nennen, indem er vermutlich in seiner Weisheit und Gerechtigkeit befand, dass, was Wendt für das Beste hielt, auch die Pflicht des Feldmarschalleutnant Mack gewesen wäre, dafür zu halten, und dass, was jener annahm, auch dieser als unzweifelhaft hätte annehmen sollen. Nun habe ich aber durch einen Originalrapport eben dieses Wendt vom 15. morgens (dem Tage, wo Ulm eingeschlossen wurde) bewiesen, dass er selbst in diesem seinem letzten vor der Einschliessung erstatteten Rapport nicht nur mit keiner Silbe von der bevorstehenden Einschliessung Erwähnung machte, sondern sogar am Ende desselben wörtlich niederschrieb: ‚Die Brücke bei Göcklingen ist heute in der Nacht auch wiederum hergestellt worden; der Feind soll die Absicht haben, über diese Brücke gegen Blaubeuren zu ziehen‘. Er selbst also bestärkte mich noch in meinem Wahne bis zum letzten Augenblick, denn Blaubeuren liegt drei Meilen links vor- und seitwärts von Ulm auf der Landstrasse, die von dort über Urach nach Stuttgart führt.»

Wendt gehörte also ebenfalls zu den Leuten, die Mack in seinem Glauben an einen Rückzug des Feindes be-

stärkten. Die hier geschilderte mehr als zweideutige Handlungsweise Wendts gewinnt durch Schulmeisters Kundschaftsrapporte an Savary ihre volle Aufklärung. Dieser Hauptmann steckte wie so viele andere mit Schulmeister unter einer Decke, er war von ihm bestochen, und er, der Leiter und Chef des österreichischen Spionagebureaus, war in Wahrheit nichts anderes als ein Werkzeug in der Hand des vermeintlich ihm untergeordneten Spions Schulmeister.

Der erste seiner Rapporte an den Divisionsgeneral Savary, von denen zweifellos mehrere vorhergehende verloren gegangen sind, wurde am 21. Oktober 1805 geschrieben. Dieser einen Tag nach der Kapitulation von Ulm verfasste Brief ohne Ortsangabe klärt uns über Wendts Persönlichkeit zur Genüge auf. Wenn Schulmeister auch nirgends direkt sagt, er habe ihn bestochen, so besagt doch Wendts verräterische Auskunft über die österreichischen Armeen und die Tatsache, dass ihn Schulmeister dem General Savary zur Verwendung in einem Stabe der Tiroler Armee warm empfiehlt, genug.

Wir ersehen aus diesem Schreiben aber auch, was für Arbeitsmethoden ein Spion damals anwendete. Schulmeisters Erstaunen über den österreichischen Posten vor Ulm erklärt sich aus der Tatsache, dass bereits am 18. Oktober im Sinne der am Tage vorher vereinbarten Kapitulationsvorschläge ein Teil von Ulm und das Neutor von einer französischen Brigade besetzt wurde. Immerhin befanden sich auch noch österreichische Soldaten

dort, die dem Unbekannten den Eintritt nicht gestatten wollten, umso mehr als sich zugleich mit den französischen Truppen eine zahllose Menge von Gesindel in der Stadt eingefunden hatte.

Da er nach den erwähnten österreichischen Akten am 13. Oktober nach Stuttgart gesandt wurde, von wo er, wie es dort heisst, nicht mehr nach Ulm zurückgekehrt sei, so konnte er sich seiner alten Pässe bei seiner jetzt doch wieder erfolgten Rückkehr am 18. Oktober nicht mehr gut bedienen. Nach langem Hin und Her gelangt er aber, indem er sich für den Sohn des sicherlich in seinen Diensten stehenden Gastwirthes «Zum grünen Baum»⁶ ausgibt, trotzdem in die Festung hinein. Hier weilen bereits zwei Helfershelfer von ihm. Der eine, Bendel, ist nicht mehr dort, aber der andere, den er ebenfalls schon von früher her kannte, Wendt, ist noch da und gibt ihm detaillirte militärische Nachrichten über die Ordre de bataille, Stellungen und Stärke der österreichischen Truppen und die russische Armee, die Schulmeister aus eigener Anschauung ergänzt und vervollständigt.

Wir sehen auch, wie er zwischen den österreichischen und französischen Truppen hin- und hereilt. Am 16. Oktober befand er sich bei dem Armeekorps Wernecks, am 17., 1 Uhr nachmittags, legte er Murat seinen Rapport über den Rückzug der Armee Werneck nach Heidenheim und Ahlen vor. Am 18. abends erhält er von General Savary den Befehl, sich nach Ulm zu begeben, wo er noch an demselben Abend eintrifft.

In seinem zweiten erhaltenen Briefe an General Savary bringt er anfangs eine Ergänzung seines ersten Reports, um dann fortzufahren: «Sie werden mir verzeihen, mein General, wenn ich mir die Freiheit nehme und Sie zu bitten wage, mir eine wichtigere Mission zu geben, als die Überreste einer geschlagenen Armee zu beobachten. Ich glaube und hoffe Seiner Kaiserlichen und Königlichen Majestät von gewissem Nutzen zu sein, wenn ich mich zur russischen Armee und von dort nach Wien begeben. Da mein Freund Bendel etwas früher dort sein wird und ich noch ausserdem zwei Freunde dort habe, der eine, ein Polizeiinspektor, der andere, Sekretär beim Kriegsrat am Hofe, so werde ich über viele Dinge unterrichtet sein können, die interessanter sein würden als die Kenntnis einer mehr oder weniger grossen Anzahl von Bataillonen. Ich würde gleichzeitig die Operationen in Ungarn überwachen können, wo sich augenblicklich der römische Kaiser befindet, um bei den Landständen zu präsidieren und ausserordentliche Subsidien an Menschen ebenso wie an Geld und Naturalien zu fordern. Durch eine solche Mission würde ich meine innige und unbegrenzte Ergebenheit, die ich zu meinem Souverain hege, beweisen und mich seines Wohlwollens würdig zeigen können ... 21. Oktober 1805.»

Wieder erwähnt Schulmeister Leute, die mit ihm unter einer Decke stecken und sich in Stellungen befinden, die es ihnen leicht ermöglichen, Kenntnis von wichtigen und geheim gehaltenen Angelegenheiten zu gewinnen.

Es zeigt sich aber auch sein Verlangen, wichtige Aufträge – bei denen es natürlich auch mehr zu verdienen gab – auszuführen. Gern willfahrte Savary seinen Wünschen.

Ein am 26. Oktober 1805 aus München an General Savary gerichteter Rapport führt uns in anschaulicher Weise Schulmeister bei seiner Kundschaftertätigkeit bei der Armee des Feldmarschalleutnants Merveldt vor, der ihm, wie aus den Untersuchungsakten über Mack hervorgeht, 100 Dukaten gab, «worauf er Braunau verliess und versprach, in wenigen Tagen mit Nachrichten vom Feinde zurückzukehren, was aber nicht erfolgte.» Er zog es vor, sich nach Mühldorf aufzumachen und die Armee des Generals Kienmayer an sich vorüberdefilieren zu lassen. Schliesslich weilt er inmitten der Armee Kutusows, die er einer eingehenden Kritik unterzieht. Seine militärischen Angaben sind, wie in allen seinen Berichten, so präzise und nach Möglichkeit erschöpfend, wie sie selbst ein Stabsoffizier nicht besser geben könnte. Nur die Namen der russischen Regimenter hat er – begreiflicherweise – nicht behalten.

In dem österreichischen Husarenoffizier Rulzki, den er bereits kannte und den er sich durch klingende Münze noch willfähriger machte, wie er selber sagt, hatte er einen Komplizen, wie er ihn sich nicht besser wünschen konnte. Savary, der, wie Madame de Rémusat in ihren Memoiren erzählt, damals eine grosse Kiste voller Goldstücke für die geheimen Ausgaben mit sich führte, muss

ihm diesmal bedeutende Summen zur Verfügung gestellt haben. Schulmeister hatte sich sein Vertrauen erworben und seine ganz ausserordentlichen Fähigkeiten hatte die Kapitulation von Ulm erwiesen.

Ungeniert bewegt er sich, durch Rulzki legitimiert, mitten unter den russischen Staboffizieren in der Maske eines österreichischen Offiziers. So war es ihm auch leicht, Einblicke in die moralische Verfassung der höheren Offiziere zu tun, ihre Stimmung kennen zu lernen und über die strategischen Pläne Kutusows instruiert zu werden. Seine Angaben über die russischen Streitkräfte müssen für Napoleon von höchster Bedeutung gewesen sein.

Seine Kundschaft in den Tagen vom 23. bis 26. Oktober stellt aber auch eine rein körperliche Leistung ersten Ranges dar. Am 23. um 1 Uhr nachmittags bricht er, wahrscheinlich von Augsburg, auf, am 24. um 6 Uhr abends kommt er eine Wegstunde von Mühldorf entfernt an, am 25. befindet er sich in Braunau, um 3 Uhr macht er sich wieder nach Mühldorf auf, kehrt aber durch die Umstände gezwungen über Neu-Öttingen und Landshut wieder nach Braunau zurück. Am 26. weilt er in München. Diese Orte aber liegen 50 bis 60 km und noch weiter voneinander entfernt! Er legte also binnen drei Tagen Hunderte von Kilometern zurück.

Nach der Einnahme Wiens durch Murat wurde Schulmeister zum dortigen Generalkommissar der Polizei ernannt und erstattete als solcher dem General Savary fort-

laufend Bericht über alle dortigen militärischen Angelegenheiten, sowie seine eigenen polizeilichen Massnahmen. Aber das Verlangen nach seiner gewohnten Kundschaftertätigkeit wird bald wieder übermächtig in ihm. Er nimmt sich für die politischen Arbeiten einen Vertreter und begibt sich zu Kundschaftszwecken nach Brünn.

Wie man aus seinen Briefen ersieht, versieht er jetzt das Amt eines Spionagechefs, der den Spionagedienst bei einem Armeekorps leitet und in seinem Bureau mehrere Agenten und Emissäre unter sich hat. «Um mich in umfassender Weise über die Stellung der Armee Constantin zu vergewissern, habe ich einen Mann engagiert, der in ihre Kantonnements eindringen soll», berichtet er aus Brünn an Savary. Oder: «Mein General, ich habe die Ehre, Sie davon zu benachrichtigen, dass Herr Hurter, den ich in meinem Bureau angestellt habe, heute Morgen um 4 Uhr von seiner zweiten Reise ins Hauptquartier des Prinzen Karl zurückgekehrt ist.» Oder in einem andern Schreiben: «Herr General, ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, dass die beiden Leute, die ich neulich zur Rekognoszierung der Armee Constantin ausgeschiedt hatte, soeben von Ödenburg angelangt sind, wohin ich sie über Graz und Körmönt geschickt hatte, damit sie die Stellung der Armee des Prinzen Karl erkundeten.»

Diese Agenten machten ihrem Chef alle Ehre, sie wendeten die gleichen Methoden an wie er. Erstaunlich ist, was der Agent leistete, den Schulmeister zur Erkundung

der Armeen der Prinzen Karl und Johann entsendet hatte. Dieser dinierte in Pitau bei einem reichen Grosskaufmann mit zwei österreichischen Generälen zusammen, aus deren Mund er erfuhr, was er nur wissen wollte. In der Nähe von Körmönt verhaftet, wurde er jedoch dank der Verwendung zweier einflussreicher Persönlichkeiten für ihn, einem Generalverwalter der Subsistenzmittel der österreichischen Armee und eines Lieferanten, die bei einem General Kaution für ihn hinterlegten, wieder freigelassen. Und mit einem Pass versehen, hielt er sich zwecks Erlangung eines neuen Passes für Wien, den er durch die Fürsprache eines Generals, erhielt, im Schloss, wo Prinz Karl Quartier genommen hatte, mitten unter den Generälen auf, von denen er die Niederlage der Russen erfuhr. Seine Rapporte über die Armeen der Prinzen Karl und Johann enthielten die ausführlichsten Einzelheiten.

Aus den österreichischen Akten geht hervor, dass Schulmeister mindestens seit dem 31. März 1806 sich mit seinem Komplizen Rippmann zusammen in österreichischer Untersuchungshaft befand. Man beschuldigte ihn der Spionage gegen Österreich und der unerlaubten Korrespondenz mit dem Feinde. Seine Korrespondenz mit dem Feinde gesteht er selbst ein, gibt aber an, dazu von Mack autorisiert worden zu sein. Da er sich in dem Besitz von Mack und Merveldt selbst unterzeichneter Pässe befand, so wird es schwer gehalten haben, ihm sein doppel-

tes Spiel nachzuweisen. Wie das Urteil des Kriegsgerichts gelaftet haben mag, ist aus den vorliegenden Urkunden nicht zu ersehen. Aber so viel steht fest, dass Schulmeister mit dem Leben davonkam und dem Strang entwichte.

Seine nicht minder erfolgreiche Tätigkeit als Polizeipräfekt und Soldat, deren wichtigste Etappen bereits kurz erwähnt wurden, hat im Zusammenhang dieser Darstellung kein besonderes Interesse. Als er am 8. Mai 1853 zu Strassburg starb, widmete ihm der *Courrier du Bas-Rhin* vom 10. Mai 1853 folgenden Nachruf:

«Herr Karl Schulmeister, ehemaliger Generalkommissar der kaiserlichen Armeen, hat vorgestern eine lange Laufbahn von 83 Jahren beendet. Wir möchten einige biographische Einzelheiten über dieses alte Überbleibsel der Kaiserzeit geben können, welches dem Kaiser so viele treue Dienste geleistet hat, aber wir wissen, dass Schulmeister keine geschichtliche Schrift oder irgendwelche politische Memoiren hinterlassen wollte. Als Führer von Parteigängern hat er die kühnsten Waffentaten vollbracht, worunter man den Übergang über die Brücke von Landshut, die Einnahme von Wismar mit etlichen zwölf Husaren und die Übergabe von Ulm nennt, die an Frankreich 38'000 Gefangene geliefert, die Strasse nach Wien geöffnet und den Sieg von Austerlitz vorbereitet hat. Im Gemenge mit den Belagerten, welche einen Ausfall gemacht hatten, in den Platz geworfen, verdankte man diese Kapitulation seiner Unerschrockenheit und dem Schrecken, den er dem unglücklichen General

Mack einzuflößen wusste. Mehrmals verwundet zur Seite des Kaisers, wurde er von einer Kartätschenkugel in der Nähe von Friedland am Kopfe getroffen, wovon er mitten auf der Stirn die edle Wunde trug. Mehrere Generationen von Landsleuten, welche ihm nacheinander gefolgt sind, haben ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er immer nützlich und gefällig im Glück, würdig und ergeben im Missgeschick gewesen war.»

De mortuis nil nisi bene! Der ehemalige Spion hat sich mit den Jahren im Urteil seiner Zeitgenossen ausschliesslich in einen tapferen Soldaten Napoleons verwandelt. Der Kaiser selbst dachte anders darüber. Eines Tages zeigte er sich ungemein huldreich gegen ihn und forderte „seinen Charles« auf, sich eine Gnade zu erbitten. «Sire», erwiderte Schulmeister, auf sein Knopfloch deutend, «ich bitte nur um eins – geben Sie mir das Kreuz.» «Nein, Charles», sagte der Kaiser, «fordere eine Million, du sollst sie haben, aber das Kreuz – niemals!» – Das gab er seinen tapferen Soldaten.

FRANKREICHS KUNDSCHAFTERDIENST 1870/71

Die staunenswert rationelle und hervorragend systematische Organisation des Spionenwesens Napoleons ging mit ihm zugrunde. Bereits im Krimkrieg 1854–56 und im Kriege Frankreichs und Sardinien gegen Österreich 1859 fehlten nach dem sachkundigen Urteil des französischen Generals Jarras sämtliche Materialien einer geordneten geheimen Kriegsvorbereitung.

Im Jahre 1860 veröffentlichte Oberst Lewal eine kleine, aber inhaltsschwere Denkschrift, in der er für den Apparat des militärischen Nachrichtendienstes Methode, Organisation und Zentralisation forderte. Diese Schrift fand jedoch keine grosse Beachtung. Dasselbe verlangte er nach seiner Berufung in das Kriegsministerium durch Marschall Niel in zwei im Kriegsministerium stattfindenden Konferenzen, wobei er sich auf die Ansichten der hervorragendsten Meister der Kriegskunst wie Desaix, Thiébault, Belliard, Desolles, Berthier und Bugeaud berief.

Besonders General Ducrot brachte diesen Bestrebungen das grösste tätige Interesse entgegen. Am 31. Januar 1869 richtete er aus Strassburg einen Brief an den General Frossart, in dem er schreibt: «Es ist wirklich ärgerlich, dass wir kein Mittel haben, womit wir die bei unsern allzu rührigen Nachbarn sich vorbereitenden Ereignisse über-

wachen können. Es ist unumgänglich nötig, auf der Stelle einen militärischen Spionagedienst zu organisieren, der eine gewisse Anzahl von Agenten zu unserer Verfügung stellt, deren Aufgabe es wäre, uns selbst über die geringsten Vorfälle von Bedeutung auf dem Laufenden zu halten, und die uns bei Ausbruch des Krieges unberechenbare Dienste leisten könnten. In dem Augenblick, wo die diplomatischen Beziehungen abgebrochen sind, ist es nicht mehr möglich, diesen Dienst zu organisieren; es gehört Zeit dazu und viel Geschicklichkeit, um ihn in passender Weise einzurichten.»

Die in dem Geheimarchiv in den Tuileries aufbewahrten zahlreichen Briefe des Generals Ducrot beweisen, dass er seit 1867 genau beobachtete, was jenseits der Grenze geschah. Ein früherer französischer Unteroffizier de Gaston, der seit vielen Jahren in Landau sesshaft war und häufig in Geschäften nach Mainz und Basel reiste, leistete ihm wertvolle Spionagedienste. Durch ihn erfuhr er im Januar 1866, dass die Preussen auf dem Glacis von Mainz und Rastatt die Bäume fällten und dass man in Baden den Truppenkörpern Rossärzte und Ärzte als Hilfskräfte zuteilte.

Im Jahre 1868 erhielt die zweite Sektion des Dépôt de la guerre, die die historische Abteilung und die Archive umfasste, als Anhang ein Nachrichtenbureau (bureau des reconnaissances) und ein statistisches Bureau, das die ausländischen Zeitungen und Eisenbahnen zu studieren hatte. Im Juli 1867 beauftragte Marschall Niel den

General Jarras, der im Kriege 1870-71 Chef des Generalstabes der Rheinarmee war, mit der obersten Leitung des Dépôt de la guerre. Dieses sollte nach der Angabe des Marschalls reorganisiert werden. Die Stabsoffiziere sollten dazu verwendet werden, alle auf den Krieg bezüglichen Fragen in Hinsicht auf ganz Europa und hauptsächlich auf Deutschland als voraussichtlich nächsten Kriegsschauplatz zu bearbeiten. Sache der Offiziere des Dépôt de la guerre sollte es sein, das für die kriegerischen Operationen notwendige Material zu sammeln. Fehlte es doch vor allem an Karten mit grossem Massstab von Deutschland.

Da 1867 ein französischer Mobilmachungsplan überhaupt noch nicht vorhanden war, so war General Jarras gezwungen, sich nach eigenem Gutdünken die Gegenden auszusuchen, die ausgekundschaftet werden sollten. Er wählte Preussen und das rheinische Bayern. Nachdem man sich zuerst theoretisch nach den im Dépôt de la guerre vorhandenen historischen Dokumenten, Berichten und Memoiren über diese Staaten orientiert hatte, begannen im Juni 1868 die eigentlichen Rekognoszierungen. Hauptsächlich wurde das Strassennetz, das in der Linie von Strassburg bis Düsseldorf nach Berlin führt, ausgekundschaftet. Die Anzahl der Offiziere, die diese Aufgabe auszuführen hatten, war ziemlich beträchtlich. Die meisten von ihnen reisten in geheimer Mission. Einer von ihnen erregte den Verdacht der preussischen Behörden, er wurde verhaftet und ausgewiesen.

In gleicher Weise wie das Gelände wurden speziell die preussischen Eisenbahnlinien von hierzu bestimmten Offizieren erkundet. Diese Arbeiten leitete und zentralisierte der Hauptmann Le Pippre. Er gelangte in den Besitz eines detaillierten Mobilmachungsplans der norddeutschen Eisenbahnlinien, den er dem General Jarras übergab, der daraus die weitgehendsten Schlüsse auf die Kriegsbereitschaft und Kriegsgeneigntheit Deutschlands zog, da dieser Plan die gesamten eisenbahn- und verkehrstechnischen Angelegenheiten der Mobilisierung bis in die kleinsten Einzelheiten der gewaltigen Organisation enthüllte.

Auch über die Heeresorganisation und den Effectivbestand der deutschen Armeen wurden von diesen Offizieren sehr exakte Angaben ermittelt. Einige von ihnen hatten heimlich den grossen jährlich stattfindenden Herbstmanövern der preussischen Truppen beigewohnt. Ihre Rapporte wurden dem Kriegsminister vorgelegt, der sie grösstenteils dem Kaiser unterbreitete. Während seines Kommandos zu Nancy liess Bazaine die Festungen Koblenz, Rastatt und Germersheim durch Offiziere auskundschaften.

Ausser diesen in geheimer Mission entsandten Offizieren sind noch die Berichte der an den verschiedenen französischen Gesandtschaften in Deutschland befindlichen diplomatischen Agenten zu erwähnen, die die militärische wie politische Situation Deutschlands zum Gegenstand hatten. Sie stellten fest, dass die Gesamtheit des Effectivbestandes der deutschen Armeen das Doppelte des französischen betrage, dass das Kriegsmaterial jeder

Art sich in der Besten Verfassung befinde, die Tragweite und Treffsicherheit der Geschütze den französischen überlegen sei, dass die deutsche Armee binnen 11 Tagen vollständig an der Grenze auf marschiert sein könne, dass die militärische Ausbildung der Offiziere und Mannschaften die französische überträfe, und dass schliesslich ganz Deutschland von glühendem Patriotismus beseelt sei.

In ihrer Art mustergültig waren die «rapports militaires» des französischen Militärbevollmächtigten in Berlin Baron Stoffel, in denen er dringend vor einem Kriege mit Preussen warnte, denen man jedoch keine besondere Beachtung schenkte. Er verstand es meisterhaft, sich in das Vertrauen der hohen Militärs in Berlin einzuschmeicheln, was aus der Bemerkung des Generals der Artillerie Prinz Hohenlohe ersichtlich ist: «Ich hatte ihn gut kennen gelernt, und wir sprachen über manche Dinge offener miteinander, die man sonst unter Offizieren verschiedener Länder zu berühren vermeidet. Unser Schiessen und unsere Wirkung interessierten ihn sehr.» Sein Wissensdurst ging so weit, dass er noch am 12. Juli 1870, als die politische Lage bereits äusserst gespannt war, General Hohenlohe ganz unverblümt fragte, ob er den Schiessübungen wieder beiwohnen könne. Schon seit dem Jahre 1868 sandte Oberst Stoffel seine Nachrichten durch Vermittlung des jüdischen Bankiers Bleichröder nach Paris. «Er ist der einzige Jude», schreibt Stof-

fel, «den Bismarck vertraulich empfängt und bei dem er diniert, er benutzt ihn als Nachrichtenjäger und vertraut ihm gewisse Missionen an.»

Den tiefsten und sachlichsten Einblick in die Organisation des französischen Nachrichtendienstes während des Krieges 1870-71 lässt uns der eigentliche Schöpfer desselben tun. Es war dies der Delegierte des Kriegsministers Gambetta, de Freycinet, der mit der Regierung in Tours und Bordeaux weilte und dessen Tätigkeit mit der Belagerung von Paris ihren eigentlichen Anfang nahm. In seinem Buche: «La guerre en province pendant le siège de Paris 1870-71», berichtet er ausführlich über den französischen Nachrichtendienst. Er schreibt dort: «Der Nachrichtendienst (le service des reconnaissances) hatte, wie schon sein Name anzeigt, das Sammeln von Informationen über den Feind zur Aufgabe. Bis zu diesem Tage (Oktober 1870) hatte er vollständig versagt. Ich glaube wirklich nicht, dass man sich bisher, selbst nicht unter dem Kaiserreich, mit einer Organisation dieser Nachrichten auf systematische Weise befasst hat. Als ich ins Ministerium gelangte, gab es nichts dergleichen, es war nicht einmal ein Ausgabenbudget dafür vorgesehen. Die diesbezüglichen Gewohnheiten hatten sich derartig von dieser Art der Erforschung entfernt, dass es mir keine geringe Mühe machte, die Generäle dahin zu bringen, den geheimen Fonds, der für diesen Zweck ausgeworfen war, auch auszugeben. Nachdem durch ein Dekret eine erste Summe von 750'000 fr. bewilligt wurde,

habe ich doch trotz aller meiner Bemühungen davon nicht einmal 300'000 fr. ausgeben können.

Obgleich die Verhältnisse so lagen, war doch bei einigen Armeekorps und vor allem bei der Zentralstelle der ernsthafte Anfang einer Organisation vorhanden, die auch grosse Dienste leistete. Die Grundlage hierzu wurde durch das Rundschreiben vom 24. Oktober gegeben. Der Zentralstelle wurden die Nachrichten durch spezielle Emissäre geliefert, die unablässig in den Departements umherreisten und durch die preussischen Linien hindurchzudringen suchten, wie auch durch andere Mitarbeiter der verschiedensten Art wie Maires, Telegraphenbeamte, Waldhüter, Chaussee- und Eisenbahnwärter usw. Diese Agenten waren infolge ihres Berufes mehr oder weniger über die Bewegungen des Feindes auf dem Laufenden und konnten die Regierung ohne Aufmerksamkeit zu erregen darüber unterrichten. Es war auf diese Weise gleichsam ein Netz von freiwilligen Beobachtern über ganz Frankreich ausgebreitet. Noch andere Nachrichtenquellen fand man in der Übersetzung der deutschen Dokumente und Korrespondenzen, die man bei dem Feinde beschlagnahmte. Schliesslich stellte man mit den Gefangenen ein genaues Verhör an, eine Tätigkeit, die ein ehemaliges Mitglied des Parketts, Herr Amilhau und ein höherer Gendarmerieoffizier, Herr Desnouettes als Leiter, mit grossem Scharfsinn und Takt ausübten.

Nach und nach nahm das Nachrichtenbureau eine grosse Ausdehnung an. Sein Chef Herr Cuvinot, der in-

folge seines früheren Berufes als Ingenieur derartigen Arbeiten eigentlich fremd gegenüberstand, zeigte eine wahre Berufung für diese Sache, die er wie eine Kunst liebte. Er verstand es, mit verhältnismässig beschränkten Mitteln und einer noch ganz neuen Organisation, wichtige Resultate zu erzielen. Er hatte sich in ständige Verbindung mit den Chefs der Armeekorps gesetzt und richtete an sie jeden Abend ein Rundschreiben, durch das sie die Stellungen des Feindes oft sogar bis auf die Namen der Regimenter erfuhren. Er hatte einige sehr geschickte Agenten herangebildet. Einer von ihnen lebte zwei Monate lang mitten im preussischen Hauptquartier und teilte von Zeit zu Zeit die genauesten Nachrichten mit. Man wird die Gründe begreifen, die mich verhindern, Genaueres darüber zu äussern. Ebenfalls ein Agent des Herrn Cuvinot war es, der der Regierung im Dezember einen Plan der Einschliessungsarbeiten von Paris verschaffte, den er in Versailles einem der Generalstabs-offiziere Moltkes entwendet hatte.»

Um dem Feinde die Übermittlung von Nachrichten zu verheimlichen, wendeten die Franzosen im Kriege 1870-71 die raffiniertesten Kunstgriffe an. In einem Schreiben Moltkes an den Generalmajor von Stiehle vom 9. Oktober 1870 lesen wir: „... Auf dem Boden der Tabaksdose eines Emissärs ist das Original eines von Favre, Gambetta usw. unterzeichneten Regierungserlasses gefunden, welcher nun diese Wahlen abermals ajourniert, sowie ein Schreiben, welches in möglichst schonender Wei-

se das einseitige Vorgehen des Kollegen in Tours missbilligt.» Man verbarg die Depeschen ins Unterfutter der Weste eingenäht, in einem Stock, in der Sohle eines Stiefels, im Schirm einer Mütze, in einem teilbaren Schlüssel, in einer Zigarette, im Messergriff, in einem falschen Zahn, in einem 10-Centimesstück, das man mittendurch schnitt, aushöhlte und dessen Schnittstelle man mit Essig unsichtbar machte, nachdem man in die Höhlung die winzige Depesche eingefügt hatte. Oft steckten die Depeschen in einem kleinen mit Kautschuk überzogenen Kügelchen, das man bei drohender Gefahr einfach herunterschluckte. Es kam vor, dass manche Boten dieselbe Kugel mehrere Male herunterschlucken mussten.

Die Deutschen ihrerseits durchsuchten die abgefangenen französischen Boten genau, entkleideten sie, gaben ihnen ein starkes Abführmittel ein und hielten sie unter ständiger Bewachung. Liess sich nach acht Tagen kein verdächtiges Zeichen wahrnehmen, so liess man sie meistens frei mit der Drohung, wenn man sie wieder ergreife, werde man sie füsillieren. Die Schuldigen wurden sofort erschossen.

An die Oberkommandos der Dritten und Maas-Armee erliess Moltke folgenden Befehl:

«Hauptquartier Ferrières, den 4. Oktober 1870. Nachweislich wird durch einzelne Boten noch eine Verbindung zwischen Paris und Tours unterhalten. So ist diesseits bekannt, dass von letzterem Ort am 4. ds. Mts. ein derartiger Bote nach der Hauptstadt zurückgeht. Denje-

gen Mannschaften, durch deren Aufmerksamkeit es gelingt, französische Kuriere mit Regierungsdepeschen abzufangen, ist für jeden einzelnen Fall eine Prämie von einhundert Talern zu bewilligen.»

Über die heimliche Verbindung von Paris mit dem Lande äussert sich General Prinz Hohenlohe, der sich im Hauptquartier zu Versailles aufhielt: «Gegen Spionage suchten wir uns nach Möglichkeit zu sichern, aber wir hatten immer noch, bis zum 21. Dezember, mannigfache Anzeigen, dass die Franzosen in Paris eine geheime Verbindung mit dem Lande unterhielten. Das Telegraphenkabel, das auf dem Grunde der Seine fortlief, war aufgefischt und durchschnitten. Aber Spione mussten existieren. Eines Tages, als der das Dorf Stains mit Pierrefitte verbindende Laufgraben über das Feld vollendet war, fiel des Nachts ein auf einem Fussweg aus Paris über das Feld gehender Bauer mit seinem Sohne in diesen Laufgraben und somit in die Hände unserer Vorposten. Er war sehr verwirrt bei seinen sich stets widersprechenden Angaben und ward vor einem Kriegsgericht als Spion abgeurteilt... Unser humanes Kriegsgericht sprach ihn frei, und wir liessen ihn laufen. Nach dem Kriege teilte mir Herr Varu, Adjutant Trochus, mit, dass dieser ihr letzter und bester Spion gewesen sei... Seitdem hatten die Pariser nur durch Brieftauben Nachricht von aussen erhalten, welche mittelst Luftballons aus Paris fortgesandt wurden.»

Bereits im November war eine heimliche Verbindung mit Paris in Versailles entdeckt worden. Feldpolizei di-

rekter Stieber schreibt darüber am 2. November: «Wir haben heut eine geheime Verbindung mit Paris entdeckt, durch einen aufgefangenen Brief, den der bisherige Procureur (Staatsanwalt) von seiner Mutter aus Paris erhalten. Die gute Frau dachte wohl nicht, ihren Sohn durch einen zärtlichen Brief so unglücklich zu machen. Ich habe infolgedessen heut hier den Staatsanwalt verhaftet und in sein eigenes Gefängnis gesteckt. ... Auch einen Rat des hiesigen Tribunals habe ich arretiert. Es sind geheime Briefe zwischen hier und Paris gewechselt..

Der Postdirektor von Versailles wurde ebenfalls verhaftet und mit den beiden andern als Gefangener nach einer deutschen Festung geschickt. Erst fünf Wochen später gelang es, die geheime Post zwischen Versailles und Paris zu ermitteln, und zwar in St-Germain, ohne diese jedoch völlig beseitigen zu können. In der Nacht vom 9. zum 10. Januar 1871 fanden erneute Haussuchungen durch preussische Gendarmen und Schutzleute statt, wobei fünf französische Briefträger verhaftet und zahlreiche Briefe beschlagnahmt wurden.

Die Überbringer der Depeschen waren meistens Landleute, Kaufleute und Fuhrleute, Waldwärter und Zollbeamte, die infolge ihres Berufes die Gegend genau kannten, ferner Polizeiagenten und Soldaten, auch solche der Marine. Oft gaben sich die Leute als belgische Staatsangehörige aus, zeigten von den französischen Behörden ausgestellte falsche Pässe vor und erklärten, sie seien aus Metz ausgewiesen.

Die wichtigen Depeschen wurden stets in mehreren Exemplaren und durch mehrere Personen abgesandt. Eine Depesche Mac-Mahons wurde durch zwanzig verschiedene Emissäre befördert. Ihr Inhalt war dem Überbringer oft bekannt für den Fall, dass das Schriftstück verloren ging, er selbst aber der Gefahr entging. Vielfach verwendete man auch Frauen als Spione, aber sie gelangten selten zum Ziel und hatten nicht solche Erfolge wie die Männer. Einer gewissen Louise Imbert gelang es jedoch – in Männerkleidern, hoch zu Ross – Depeschen, in ihrem Haar versteckt, von Metz nach Thionville zu überbringen.

Einen grossen Fehler begingen die französischen Behörden damit, dass sie in Bezug auf den Lohn für diese äusserst gefahrvollen Missionen grosse Versprechungen machten, diese aber nur selten einhielten. Spielt doch gerade bei der Spionage der Geldpunkt in den meisten Fällen eine entscheidende Rolle. Die Entlohnung für die Beförderung von Depeschen durch die feindlichen Linien hindurch belief sich auf 50-200 fr. Oft zahlte man sogar nur 5-20 fr. Besonders die Landleute wurden schlecht bezahlt. Am 20. August wurde der Polizeiagent Flahaut mit zwei wichtigen von Mac-Mahon an Bazaine adressierten Depeschen von Thionville nach Metz geschickt. Bei seiner Rückkehr von Metz am folgenden Tage mit fünf andern Depeschen von Bedeutung bemerkte ihn eine preussische Patrouille und verfolgte ihn. Flahaut sprang aus seinem Wagen und stürzte sich in die Mosel. Nach-

dem er vier Kilometer weit geschwommen war, gelang es ihm, den Preussen zu entkommen und wohlbehalten Thionville zu erreichen. Flahaut erhielt für diese gefährliche Mission nur 50 fr.! Ein gewisser Anthermet erhielt zusammen mit seiner Frau 1'100 fr., nämlich 200 fr. zum Ankauf von Zivilkleidung, 400 fr. zur Beschaffung von Pferd und Wagen und ausserdem noch 500 fr. Die Entlohnung von 4'000 fr., die ein gewisser Heron für den Weg Metz-Verdun nach der Schlacht von St-Privat erhielt, kann als Ausnahme gelten.

Indes fanden sich auch zahlreiche patriotisch gesinnte und opferwillige Leute, die, ohne auf Geldgewinn bedacht zu sein, nur zum Nutzen ihres Vaterlandes ihre Aufgabe mit Umsicht und Erfolg durchführten. So bot bei Beginn des Krieges ein Polizeikommissar der französischen Regierung seine Dienste als Militäragent an, der infolge seiner Tätigkeit als Grenzkommissar die Grenze in jeder Beziehung genau kannte. Man nahm sein Angebot an und er leistete auch ausgezeichnete Dienste. Trotzdem behandelte man ihn merkwürdigerweise schlecht, ja sogar mit einer gewissen Verachtung, so dass er sich schliesslich genötigt sah, sehr zum Nachteil der französischen Regierung, aus dem Dienste auszuschcheiden.

General Jarras berichtet von einem herumziehenden Händler mit Namen Mâcherez, der sich in Metz als Spion anbot ohne irgendeine Bedingung zu stellen. Er hatte nämlich geschworen, die Inbrandsteckung des Dorfes Jussy durch preussische Truppen zu rächen. Für die

Überbringung einer Depesche nach Verdun und seine Rückkunft nach Metz mit der Antwort, gab man ihm 1'000 fr. Er aber wollte keine Belohnung, sondern hielt es bereits für einen hinreichenden Lohn, dass es ihm vergönnt gewesen sei, sich seinem Vaterlande nützlich zu erweisen. Ein Mann wollte sich als preussischer Ulan verkleiden, und da er nicht deutsch konnte, erklärte er sich sogar bereit, sich die Zunge abschneiden zu lassen, damit er überhaupt nicht zu sprechen brauche.

Fatal war es, wenn man die erhaltenen chiffrierten Depeschen nicht lesen konnte, was sich oftmals ereignete. So war Gambetta gezwungen, eine Depesche vom 26. Oktober aus Metz, da er den Schlüssel der Chiffre der Rheinarmee nicht besass, von Tours aus nach Paris zur Dechiffrierung zu schicken, von wo sie erst am 17. Dezember nach Tours zurückgelangte.

Häufig wurde das Zeichen des Roten Kreuzes von den Franzosen für Spionagezwecke missbraucht. General Prinz Hohenlohe schreibt darüber nach der Schlacht von St-Privat: «Ein Franzose wurde mehrere Male gesehen, wie er um die Biwaks des Gardekorps herumgaloppierte. Bei der allgemein herrschenden Müdigkeit und Abspannung hatte man sich damit begnügt, zu bemerken, dass er keine Waffen, aber eine weisse Binde mit dem roten Kreuz der Genfer Konvention trug. Als er aber zum dritten Male auf seinem Rotschimmel die Truppen des Gardekorps umkreiste, schien uns das doch verdächtig, und Major von Roon wurde beauftragt, ihn zu befragen»

gen. Sein Betragen war frech und ängstlich zugleich. Er wurde genötigt, abzusteigen. Seine Binde wurde untersucht und trug den Kammerstempel einer Kompagnie des Garde-Füsilier-Regiments. Es war ein französischer Hauptmann vom Generalstab, der dieses Neutralitätszeichen missbraucht hatte, um Spionagegeschäfte zu betreiben. Man hätte ihn gleich erschiessen lassen können. Der sehr nachsichtige und gutmütige Prinz von Württemberg aber liess ihn den Gerichten übergeben.»

Im Hauptquartier zu Versailles hielt sich unter der Maske des Roten Kreuzes sogar ein französischer Legationsrat auf. Feldpolizeidirektor Stieber schreibt über ihn: «Gestern habe ich einen sehr guten Fang gemacht. Der erste Legationsrat der französischen Gesandtschaft, Le Sourd, der Vertreter von Benedetti, der in Berlin eine grosse Rolle gespielt und dem Grafen Bismarck, als Benedetti schon abgewiesen war, recht maliziös die Kriegserklärung überreichte, hält sich hier in Versailles ganz inkognito bei seiner hier wohnenden Mutter, einer sehr vornehmen Dame, auf. Er wusste wohl nicht recht wohin, in Paris wäre er jetzt auch schlecht angekommen und glaubte, wir würden ihn hier nicht bemerken und nicht erkennen, da er in einem französischen Lazarett den Krankenwärter spielte.» Bei den bald nach dieser Verhaftung stattfindenden Massenrecherchen in Versailles fasste man auch mehrere geheime Emissäre des französischen Revolutionsministeriums, die wie Le Sourd das Zeichen des Roten Kreuzes nur als Deckmantel be-

nutzten und sich nur scheinbar den verwundeten Franzosen widmeten.

Die Tätigkeit der diplomatischen Vertreter Frankreichs in den neutralen Ländern in Bezug auf den Nachrichtendienst war unbedeutend. Nur der französische Gesandte in Belgien und der französische Konsul in Luxemburg machten eine Ausnahme. Der französische Gesandte in Brüssel, Tachard, zeigte eine ausserordentliche Rührigkeit, er unterhielt vertraute Beziehungen zu dem Generaldirektor der Luxemburgischen Eisenbahnen, zu dem Chefredakteur der «Indépendance Belge» und dem Polizeipräfekten von Brüssel, aus deren Munde er wertvolle Nachrichten erhielt. Eine andere Nachrichtenquelle hatte er in belgischen Spionen, die zumeist Doppelspione waren und ihm über die Vorgänge bei den Preussen berichteten. Die von den Emissären aus Metz überbrachten Depeschen sandte er telegraphisch an die Regierung nach Tours weiter. Seinen verlässlichen Agenten gelang es sogar, wichtige Depeschen über die luxemburgische Grenze bis nach Metz zu befördern, die genaue Mitteilungen über die politische Lage Frankreichs, die inneren Zustände des Landes und die Echelonierung zahlreicher Lebensmittel in Thionville, Longwy und Montmédy enthielten. Der französische Konsul de Cussy in Luxemburg stand mit Tachard in enger Verbindung und unterhielt zahlreiche Agenten in ganz Luxemburg und hauptsächlich an der französischen Grenze, die vornehmlich über Kommen und Gehen sämtlicher Personen von und nach

Metz Meldung zu erstatten und den Verkehr Bazaines mit dem preussischen Hauptquartier zu überwachen hatten. Auch der französische Geschäftsträger in London, Tissot, war bemüht, seine Regierung über wichtige Vorgänge zu orientieren. Er befand sich in ständiger täglicher Korrespondenz mit Tachard.

Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges warf man dem französischen Generalstab nicht nur vor, er habe keine guten Spione gehabt und es überhaupt nicht verstanden, einen ausreichenden Spionagedienst zu organisieren, man ging sogar so weit, diesem Mangel an einer Spionageorganisation das ganze Unglück des Krieges zuzuschreiben.

DAS «DEUXIÈME BUREAU»

Nach dem verlorenen Kriege gegen Deutschland wurde bereits im Jahre 1875 der Spionagedienst neu organisiert. Zahlreiche Offiziere und Spezialagenten an der Ostgrenze wurden ihm zugeteilt und reichliche Geldmittel dafür bewilligt. Die berühmte Affäre des 1887 auf deutschem Boden wegen Spionage verhafteten französischen Grenzkommissars Schnâbelé, der jedoch aus politischen Gründen wieder freigelassen wurde, warf schon damals ein grelles Schlaglicht auf die von Frankreich in dieser Beziehung gegen Deutschland unternommenen Anstrengungen. Seit dem Abschluss der Entente cordiale arbeiteten auch die Geheimdienste der Generalstäbe der drei Mächte Frankreich, England und Russland eng zusammen, und zwar mit verteilten Rollen, wobei Frankreich die militärische Erkundung Deutschlands und Italiens übernahm.

Die Militärspionage war jetzt in dem 2. Büro des Generalstabes konzentriert, das bei der Spionageabwehr von der Polizei, der Sûreté générale, wirksam unterstützt wurde. In Voraussicht des kommenden Krieges schuf das 2. Büro schon früh in den Deutschland umgebenden neutralen Staaten Schweiz, Luxemburg, Belgien, Holland und auch in den nordischen Ländern eigene Spionageorganisationen, um einerseits durch Verwendung neutraler Staatsangehöriger als Agenten die eigene Tätigkeit besser verschleiern zu können, andererseits um

im Kriegsfall sofort aktionsfähig zu sein, wenn die in Friedenszeiten in das Land des Gegners gespannten Fäden etwa zerreißen würden. Im Jahre 1910 machte sich in Deutschland in Berlin, Bremen, Nürnberg, besonders die Spionagetätigkeit französischer Konsuln bemerkbar, die im Schutze ihrer diplomatischen Exterritorialität zum Teil recht ungeniert vorgingen. Der Leiter des 2. Büros war vor Ausbruch des ersten Weltkrieges der damalige Oberstleutnant und spätere General Dupont, dessen rücksichtslose, vor keinem Mittel zurückschreckende Arbeitsweise dem deutschen und österreichischen Geheimdienst aus zahlreichen Fällen nur zu gut bekannt war.

Der französische Vorleser der Kaiserin Augusta, Gérard, von dem Bismarck in seinen «Gedanken und Erinnerungen» spricht, war ein Werkzeug in der Hand des damaligen französischen Botschafters in Berlin. Bismarck schreibt darüber: «Ihre Majestät hatte französisch sprechende Diener. Ihr französischer Vorleser Gérard fand Eingang in die kaiserliche Familie und Korrespondenz. ... Dass die Kaiserin in der Person Gérards einen französischen geheimen Agenten zu ihrem Vorleser nahm, ist eine Abnormität, deren Möglichkeit ohne das Vertrauen, welches Gontant (der damalige französische Botschafter Gontant-Biron) durch seine Geschicklichkeit und durch die Mitwirkung eines Teiles der katholischen Umgebung ihrer Majestät genoss, nicht verständlich ist. Für die französische Politik und die Stellung des franzö-

sischen Botschafters in Berlin war es natürlich ein erheblicher Vorteil, einen Mann wie Gérard in dem kaiserlichen Haushalt zu sehen. Derselbe war gewandt bis auf die Unfähigkeit, seine Eitelkeit im Äussern zu unterdrücken. Dazu die Bemerkung: Derselbe, wahrscheinlich von Gontant an Ihre Majestät empfohlen, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Gambetta, der nach des letzteren Tode in die Hände von Madame Adam geriet und als hauptsächlichstes Material für die Schrift ‚La Société de Berlin‘ gedient hat. Nach Paris zurückgekehrt, wurde Gérard eine Zeitlang Leiter der offiziösen Presse, dann Legationssekretär in Madrid, Geschäftsträger in Rom und 1890 Gesandter in Montenegro.»

Einer der bekanntesten Militärschriftsteller Frankreichs und früherer Professor an der Kriegsakademie in Paris, Admiral Degouy, hat vor dem ersten Weltkrieg als Marineoffizier im Auftrage des französischen Generalstabs, der sich lebhaft für die deutschen Küstenbefestigungen interessierte, Deutschland zweimal mit seiner geheimnisvollen Anwesenheit beehrt. Die erste Reise geschah im Jahre 1890 unter dem Deckmantel einer Vergnügungsreise mit seiner Frau durch Deutschland, wo er jedoch seine Korrespondenz unter der Deckadresse «Grasse» empfing. Drei Jahre später erhielt er einen neuen Auftrag. Vor der Abreise schärfte ihm sein Chef noch ein, er solle keinen Deutschen bestechen, keinerlei Aufzeichnungen an Ort und Stelle machen und vorsichtig sein. Degouy mietete zusammen mit einem anderen

Marineoffizier, Delguy-Malvas mit Namen, in Cowes in England für 4'000 Francs für 14 Tage die englische Dampfjacht «Insect» und fuhr mit ihr als Paul Dubois, «propriétaire», zuerst nach der niederländischen Küste, wo die Festungsanlagen von Neuwerk abgezeichnet wurden. Dann besuchten sie Wilhelmshaven, Bremerhaven, Borkum, Helgoland, Cuxhaven und Kiel, wo sie ihr Schicksal ereilte. Überall hatten sie die Festungswerke abgezeichnet, aber immer erst dann, wenn sie sich wieder an Bord der Jacht in Sicherheit befanden. Auch photographische Aufnahmen hatten sie gemacht. Die Sorglosigkeit, mit der sie Zeichnungen, Pläne und Karten, wie sie Vergnügungsreisende in solcher Menge nicht mit sich zu führen pflegen, in der Kajüte umherliegen liessen, sollte ihnen zum Verhängnis werden. Der kontrollierende Zollbeamte von Cuxhaven fand zwar nichts Steuerbares an Bord, erblickte aber diese merkwürdigen Reiseutensilien auf dem Tisch, die ihm denn doch etwas sonderbar vorkamen, so dass er seine vorgesetzte Behörde von seinen Wahrnehmungen benachrichtigte, die ihrerseits die Polizei auf die englische Lustjacht und ihre verdächtigen Insassen aufmerksam machte. Bei ihrer Landung in Kiel am 25. August 1893 wurden die beiden Franzosen unauffällig von Geheimpolizisten beobachtet und auf Schritt und Tritt verfolgt, ohne dass sie das geringste davon merkten.

Mit unfehlbarer Sicherheit schlugen die beiden «Vergnügungsreisenden» sofort den Weg nach dem erst vor wenigen Jahren erbauten, tief und versteckt liegenden

Fort Priess ein, das sie einer intensiven Beobachtung unterzogen. Nach verschiedenen Abstechern zu anderen Festungswerken kehrten sie schliesslich abends an Bord ihrer Luxusjacht zurück, wo sie am 28. August verhaftet wurden. Bei der genauen Durchsuchung des Schiffes fanden sich in einer Ecke der Kajüte verborgen äusserst belastende Dokumente, die jeden Zweifel an einer «Vergnügungsreise» beheben mussten.

Den «gewöhnlichen Weg», den man bei der Gegen-
spionage einzuschlagen pflegte, beschreibt Oberstleutnant Cordier als Zeuge im Dreyfus-Prozess recht anschaulich. «Wie ist mm aber der gewöhnliche Weg? Wir hatten früher und schon seit langer Zeit einen Agenten, der grosse besondere Qualitäten und nur kleine Fehler besass. Dieser Agent suchte mit Vorliebe die vornehmen Häuser auf, und in diesen vornehmen Häusern zog er die Gesellschaft der Dienstboten der Herrschaft vor 5 das ist Geschmackssache. Oft brachte er aus diesen Häusern Papiere mit, teils ganz, teils mehr oder weniger zerrissen. Lange Jahre hindurch klebte dieser Agent die zerrissenen Papiere bei sich zusammen. Er sortierte sie selbst und brachte seine Beute dem Generalstab.»

In einem der deutschen Botschaft in der Rue de Lille in Paris gegenüberliegenden Hause war von dem Oberst Sandherr ein vollständiger Beobachtungsdienst eingerichtet worden. Man hatte dort eine Wohnung gemietet, in der dauernd ein Agent wohnte. In den Fensterläden

befanden sich Öffnungen, durch die, wie Oberst Picquart selbst zugab, jede Person, die die Strasse passierte, um sich in die deutsche Botschaft zu begeben, fotografiert wurde. General Gonse berichtete in seiner Zeugenaussage vor dem Kriegsgericht darüber ausführlicher folgendermassen:

«Unterhalb der Wohnung hatten die Attachés dieser Botschaft die Zimmer des Erdgeschosses gemietet, wo die Junggesellen unter ihnen frühstückten, die Portiersfrau führte für die Herren die Küche. Die Wohnung bestand aus einem Saal, der als Speisezimmer diente, und aus einem anderen Saal, der als Rauchzimmer, wo man den Kaffee einnahm, benutzt wurde. Oberst Picquart liess die darüber gelegene Wohnung für seine Zwecke herrichten, akustische Hörrohre den Kamin hinabführen und in der höhergelegenen Etage ein Möbel aufstellen, auf dem man Platz nehmen und sich der Hörrohre, die den Schall aus dem Kamin heraufleiteten, bedienen konnte. Er liess in diese Wohnung einen Agenten kommen, den ich nicht kannte, und dieser Agent kam täglich, um die Unterhaltungen mitanzuhören, über die er um 7 Uhr abends berichten musste.»

Wie ausgezeichnet beispielsweise die italienische Spionage in Frankreich durch den französischen Geheimdienst überwacht wurde, lässt sich dem «Journal des Débats» vom 10. November 1894 entnehmen, das eine ganze Reihe von Fällen aufzählt, in denen es französischen Agenten gelungen war, die intensive Tätigkeit

italienischer Militärspione auf französischem Boden festzustellen. So wusste man, dass 18 Monate hindurch ein höherer italienischer Offizier als französischer Arbeiter verkleidet an den Festungsarbeiten der Forts von Nizza teilgenommen hatte, und ein anderer höherer Offizier 1885 bis 1886 als Maurer in denselben Forts gearbeitet hatte. Im Jahre 1887 wurde festgestellt, dass ein als einfacher «Wasserträger» verkleideter italienischer Hauptmann vom Stabe die Mobilisation des 17. Armeekorps zu Toulouse beobachtete und 1894, dass ein italienischer Offizier in der Maske eines harmlosen Jägers den von den französischen Alpenregimentern veranstalteten Manövern beiwohnte. Es war dem französischen Nachrichtendienst auch bekannt, dass der mit einer solchen geheimen Mission betraute italienische Offizier eine Entschädigung von 25 Fr. pro Tag erhielt, und dass die militärischen Behörden, um internationale Konsequenzen im Falle des Misslingens einer solchen Mission zu vermeiden, den beauftragten Offizier während der Zeit seiner Abwesenheit von der Truppe einfach als Deserteur einschreiben liessen. Erfolgte seine Verhaftung im Auslande, so konnte man die Achseln zucken und sagen, es war ja nur ein Deserteur, wie kann man davon soviel Aufhebens machen!

Den Typus des «Agent provocateur» stellt der Agent Galanti dar, den der in einem Grenzort für das Pariser Nachrichtenbureau tätige Hauptmann Maréchal auf Befehl des Obersten Picquart in seine Dienste nahm.

Galanti, halb Schmuggler, halb Agent, war nach Ansicht der Polizei in Belfort ein Doppelspion, der zwei Ländern zu gleicher Zeit diene, wobei er natürlich das am höchsten zahlende am besten bediente.

Am 19. Mai 1890 übersandte Galanti einen Rapport, in dem er mitteilte, er habe in der Nähe des Forts Bessoncourt einen Mann namens Cainelli getroffen, in dessen Vertrauen er sich unter der Maske eines Helfershelfers eingeschlichen, und der ihm mitgeteilt habe, dass er von einer fremden Macht beauftragt sei: erstens in eine der äusseren Batterien des Forts Bessoncourt einzudringen, um das Kaliber der Geschütze zu messen; zweitens: fünf Batterien und zwei Forts zu photographieren. Galanti fügte hinzu, Cainelli habe bereits versucht, in eine Batterie einzudringen, er habe aber die Geschützöffnung durch einen mit einer Kette an der Kanone befestigten Deckel verschlossen gefunden. Da er kein Werkzeug zum Durchschneiden der Kette bei sich gehabt habe, sei es ihm nicht möglich gewesen, seinen Auftrag auszuführen. Galanti hatte daraufhin nichts Eiligeres zu tun, als mit ihm zu einem Eisenwarenhändler zu gehen und ihm eine Feile zu kaufen. Zugleich benachrichtigte er aber das Nachrichtenbureau in Paris und schrieb, man solle Cainelli auf keinen Fall entwispen lassen.

Ende Mai wollte Cainelli Belfort verlassen, ohne seinen Plan auszuführen, da es ihm an Geld fehlte. Galanti gab ihm indes im Auftrage seiner Behörde Geld, damit er seinen Coup ausführe. Dies sollte in der Nacht vom

31. Mai bis zum 1. Juni geschehen. Alle Vorbereitungen waren französischerseits dafür getroffen. Man umgab die äussere Batterie von Bessoncourt mit Soldaten und stellte Posten in das Innere der Batterie und an den Zugängen auf. Punkt 12 Uhr nachts erschien der Unglückliche mit einem Komplizen namens Cessa am Eingang der Batterie und näherte sich den Geschützen. Er wurde sofort arretiert und zur Wache gebracht. Cainelli wurde vor Gericht wegen Spionage Versuchs zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.

Das Provozieren zur Spionage liegt oft nicht nur im Interesse des Agenten, der seine Fähigkeiten beweisen und sich Extragrifikationen verdienen will, sondern wird auch oft von der Regierung mit Erfolg für politische Zwecke ausgenützt und als Anlass und Vorwand für politische Massnahmen genommen, deren Verwirklichung auf andere Weise nicht möglich sein würde.

Einer der fähigsten und erfolgreichsten französischen Geheimagenten war ein gewisser Lajoux, der im Laufe des Jahres 1890 in den französischen Nachrichtendienst (service des renseignements) eintrat. 1890 befand er sich ohne einen besonderen Beruf zu haben mittellos in Brüssel, wo er eines Tages im Café die Bekanntschaft des dortigen Spionagechefs einer fremden Macht, d.h. Deutschlands, R. C. machte, der ihm reichliche Geldmittel in Aussicht stellte, wenn er als Agent gegen Frankreich arbeiten wolle.

Lajoux erklärte sich scheinbar damit einverstanden, schrieb aber noch am selben Tage an den französischen

Kriegsminister einen ausführlichen Bericht. Zur selben Zeit, als er in den Dienst des ausländischen Spionagechefs R. C. trat, stand er bereits im Dienste der «section de statistique». Lajoux erhielt nun von dem ausländischen Agenten einen Fragebogen nach dem andern, auf denen ihm die verschiedensten Fragen über die französische Heeresorganisation, Fortifikationen usw. zur Beantwortung vorgelegt wurden. Ein Offizier des Nachrichtendienstes verfertigte die Antworten, die dem Chef und Souschef des Generalstabes zur Begutachtung vorgelegt wurden. Drei Jahre lang lief fast wöchentlich ein solcher Fragebogen ein, dessen Fragen von den französischen Generalstabsoffizieren prompt beantwortet wurden. So erhielt man den Gegner in dem Glauben, gut informiert zu sein, während man selbst seine Unkenntnis genau kannte und sich danach einrichten konnte.

Lajoux hatte als scheinbarer Agent einer fremden Macht eine Menge wertvoller Einzelheiten militärischer Art und auch über die Spionageorganisation des andern Staates erfahren und dem französischen Nachrichtendienst mitteilen können. Als man jedoch in Deutschland merkte, dass die Antworten französischerseits nicht die erforderliche Präzision aufwiesen und zu gleicher Zeit mehrere eigene Agenten in Frankreich verhaftet wurden, begann man Lajoux zu misstrauen und liess ihn nicht mehr in die eigenen Karten schauen. Ebenso hatte der französische Nachrichtendienst den Verdacht, Lajoux unterhalte in letzter Zeit geheime Beziehungen zu den

Agenten der fremden Macht, und da er nichts mehr von Bedeutung zu liefern vermochte und noch überdies durch seine Geldforderungen unbequem zu werden anfing, entliess man ihn einfach und schob ihn nach Amerika ab, nachdem man ihm in seiner Abwesenheit aus seiner Wohnung gewisse Papiere weggenommen und ihn selbst zeitweise sogar in einer Irrenanstalt interniert hatte!

Ein radikales, oft angewandtes Mittel, einen unbequemen Agenten unschädlich zu machen, besteht darin, in für ihn nicht merkbarer Weise einfach einen Anlass zu seiner Verhaftung durch eine ausländische Macht zu geben. Irgendein Nachrichtendienst hat z.B. einen Agenten in Köln, den man gern preisgeben möchte. Dieser Agent erhält seine Korrespondenz natürlich nicht direkt, was leicht auffallen könnte, sondern durch Vermittlung eines Geschäftsmannes, der etwa in Berlin seinen Wohnsitz hat und mit dem betreffenden Land ganz unauffällig geschäftliche Beziehungen unterhält. Dieser Geschäftsmann entnimmt dem an ihn adressierten Kuvert das für den Agenten bestimmte Schreiben und steckt es in ein bereits mit dem Firmenaufdruck irgendeiner Berliner Fabrik versehenes anderes Kuvert, das zum Beispiel die Adresse: «Herrn Franz X, Köln, postlagernd», trägt. Diese Adresse ist dem Agenten bekannt, und so holt er sich einfach den Brief vom Postamt, dessen Text in vereinbarten Kennworten ihm die nötigen Informationen gibt. Eines Tages ist aber ein Brief mit der Adresse: «Herrn A. X.» da. Er erklärt die Adresse dem Postbeamten gegenüber als

ein Versehen. Der Brief wird ihm jedoch nicht ausgehändigt, da nach den amtlichen Vorschriften nur Briefe mit der richtigen Adresse ausgeliefert werden dürfen. Der Brief geht vielmehr an die Berliner Fabrik, deren Adresse ja auf dem Kuvert aufgedruckt steht, als unbestellbar zurück. Diese öffnet ihn und findet ausser Geld ein in französischer Sprache abgefasstes Schreiben, dessen Inhalt sie stutzig macht. Man benachrichtigt die Polizei, und diese verhaftet den Agenten, als er gerade auf dem Postfach in Köln nach einem neuen Briefe fragt. Das mit Absicht anstatt «Franz» gesetzte «A.» bringt den Agenten auf Jahre hinaus ins Zuchthaus, und die betreffende Regierung hat nichts mehr von ihm zu befürchten.

Im Jahre 1896 arbeitete der französische Geheimdienst, das 2. Büro des Generalstabes, damals noch möglichst harmlos S. S. (Section de Statistique) genannt, mit Hochdruck. Nicht weniger als 157 Offiziere waren dem S.S. attachiert, von denen 20 der Gegenspionage, der Abwehr der deutschen Spionage, zugeteilt waren. Ihre Aufgabe war es, den Verkehr mit deutschen Agenten zu suchen und sich als agents provocateurs zu betätigen. Man befürchtete nämlich im französischen Kriegsministerium, dass der deutsche Nachrichtendienst von den neuen entscheidenden Massnahmen, die der Chef des Generalstabes General Boisdeffre getroffen hatte und die die Befestigungsanlagen von Lyon, die Konzentration

gewisser Armeekorps und den Neuaufbau des Etappen dienstes betrafen, Wind bekommen hatte. Es kam nun darauf an, festzustellen, ob und wieweit die Bemühungen der deutschen Agenten von Erfolg gekrönt waren.

Nach Verlauf von einigen Wochen hatte der französische Geheimdienst bereits herausbekommen, in wessen Hand der deutsche Geheimdienst in Paris konzentriert war. Es war ein Gardeleutnant, der der Deutschen Botschaft als Sekretär zugeteilt war. Er verfügte über zwei Wohnungen, von denen die eine auf dem Boulevard Port-Royal, die andere in der Rue Pascal lag, wo seine Geliebte, eine 18jährige bildhübsche Brünette, die Französin Jeanne P., wohnte. Wenn es irgendwie eine Möglichkeit gab, den Deutschen ihr Geheimnis zu entreissen, dann musste es mit Hilfe dieser Frau möglich sein.

Für 1'000 fr. erklärte Jeanne sich schliesslich bereit, ihren Freund zu verraten. Bald darauf merkte der Botschaftssekretär, dem es gelungen war, verschiedene vertrauliche Verbindungen mit Franzosen anzuknüpfen und wertvolles Geheimmaterial zu erhalten, dass er beobachtet wurde. Er liess daraufhin sofort sein Büro auf dem Boulevard Port-Royal mit zwei neuen Sicherheits schlossern versehen und hielt das einzige auf die Strasse führende Fenster durch die starken Fensterläden stets geschlossen.

Eines Nachmittags stellten drei Männer im blauen Arbeitskittel eine Leiter an die Hauswand seines Büros, und einer der Arbeiter kletterte bis zu dem im ersten

Stock gelegenen Fenster herauf und öffnete mit seinem Werkzeug die geschlossenen Fensterläden, um dann durch das offene Fenster in das, wie er von Jeanne wusste, leere Zimmer einzusteigen. Hier öffnete der Geheimagent mit einem Nachschlüssel den Schreibtisch, entnahm ihm einen Haufen von Papieren und eilte mit seiner Beute davon. Nach Verlauf einer Stunde kehrte er wieder zu seinen beiden Kollegen, die solange ruhig an der Leiter gewartet hatten, zurück und legte die inzwischen sämtlich fotografierten Schriftstücke wieder in den Schreibtisch. Darauf schloss er die Fensterläden und verschwand mit seinen Komplizen im Strassengewühl.

Als der Botschaftssekretär noch am gleichen Tage die Spuren des Einbruchs feststellte, packte er sofort sämtliche Geheimdokumente in seine Aktenmappe, brachte sie in die Deutsche Botschaft in der Rue de Lille und erstattete dem Botschafter über den peinlichen Vorfall Bericht. Als dann der französische Geheimdienst von Jeanne erfuhr, dass er in ungefähr zwei Wochen Frankreich verlassen werde, bot man ihr 10'000 fr., wenn sie es fertig bringe, den kleinen schwarzen Handkoffer, in dem er, wie Jeanne wusste, wichtige Geheimakten nach Deutschland mitnehmen werde, bei seiner Abfahrt auf dem Bahnhof dem bei seiner Abreise dort anwesenden Agenten in die Hände zu spielen. Jedoch dieser zweite Streich misslang und zwar lediglich deshalb, weil die mehr vorsichtige als patriotische Jeanne den Handkoffer, den sie

in der Hand hielt, während der Botschaftssekretär am Schalter seine Fahrkarte löste, nur gegen sofortige Zahlung der Summe dem Agenten aushändigen wollte, dieser aber das Geld nicht bei sich hatte und sie vergeblich auf spätere Bezahlung vertröstete.

Mit besonderer Vorliebe hat das 2. Büro von jeher Tänzerinnen, Schauspielerinnen, Variétéstars und Halbwelt-damen zu Spionagezwecken benutzt. 1895 machte sich die prominente Vertreterin der Pariser Demimonde Jane Durieux in Deutschland verdächtig, die besonders für Manöver ein für eine Frau ungewöhnliches Interesse bekundete und vorzugsweise die Gesellschaft von Offizieren suchte. Noch ehe sie unschädlich gemacht werden konnte, war es ihr gelungen, sich von dem Hauptmann S. aus Karlsruhe den streng geheimen Plan eines Brückenkopfes am Rhein zu verschaffen und dem französischen Geheimdienst zu übermitteln. Bei einer grossen militärischen Übung am Rhein waren unter die daran teilnehmenden Offiziere zwölf geheim zu haltende Zeichnungen eines Brückenkopfes gegen besondere Empfangsbestätigung verteilt worden. Als nach Beendigung des Manövers die Pläne zurückgegeben wurden, stellte sich heraus, dass einer fehlte. Es hiess, er sei zufällig am Lagerfeuer verbrannt. Nicht lange darauf traf jedoch von einem deutschen Geheimagenten aus Paris die vertrauliche Meldung ein, dass der französische Generalstab kürzlich in den Besitz der Photographie des betreffenden Brückenkopfes gekommen sei. Merkwürdiger-

weise fand sich später der angeblich verbrannte Plan wieder und der Offizier, es war Hauptmann S., gab ihn wieder zurück. Mit der Aufklärung des verwickelten Sachverhaltes wurde der berühmte Geheimagent und Kriminalkommissar Steinhauer aus Berlin beauftragt. Er heftete sich der verdächtigen französischen Halbweltlerin auf die Fersen und brachte heraus, dass diese tatsächlich dem in sie verliebten Offizier den Plan heimlich entwendet hatte. Um sie zu schonen, hatte der Hauptmann aber pflichtwidrig eine Anzeige unterlassen.

Die französische Spionage suchte sich ihre Opfer besonders unter solchen Offizieren aus, von denen sie wusste, dass sie von Hause keinen Zuschuss erhielten und daher Geld brauchten, um standesgemäss auftreten zu können. Ihnen nahte der Versucher. Der Agent ging dabei äusserst raffiniert und planmässig vor und veranlasste den geldbedürftigen ahnungslosen Offizier zuerst, ihm ein dienstliches, aber keineswegs geheimes Buch oder Reglement zu überlassen, um dann unter Gewährung immer reichlicher gespendeter Geldmittel und unter der Drohung, sein bisheriges Verhalten preiszugeben, schliesslich wirkliches Geheimmaterial zu erpressen. Einem solchen Verfahren waren im Jahre 1899 zwei junge Genieoffiziere erlegen, die aus Berlin, wohin sie zur Kriegsakademie kommandiert waren, plötzlich spurlos verschwunden waren. Es stellte sich heraus, dass sie photographische Abzüge von den ihnen zur Verfügung gestellten, streng geheim zu haltenden Büchern gemacht und an den französischen Spionagedienst für ho-

he Summen verkauft hatten. Da sie, eine Entdeckung befürchteten, waren sie nach Belgien geflüchtet. Der Kaiser, von diesem besonders krassen Fall in Kenntnis gesetzt, verlangte energisch die Bestrafung der Schuldigen. Es gelang dem deutschen Geheimdienst, den einen Offizier auf deutsches Gebiet zu locken, wo er im April 1903 auf dem Grenzbahnhof Herbestal verhaftet wurde, während der andere erst drei Jahre später von Italien ausgeliefert wurde. Beide Landesverräter wurden zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt.

Ausgezeichnete Geheimdienstarbeit leistete während des ersten Weltkrieges ein junger Legationssekretär der französischen Gesandtschaft in Madrid, dessen Name indes nie bekannt geworden ist. Seine überaus erfolgreiche Tätigkeit, die vom Anfang bis zum Ende des Krieges dauerte, lässt die enge Zusammenarbeit des französischen geheimen Nachrichtendienstes mit dem englischen Geheimdienst erkennen. Dieser Agent verfolgte eigentlich nur ein einziges Ziel, nämlich die Sicherung und Erhaltung des Geheimnisses der Abteilung «Zimmer 40 OB» des britischen Admiralstabes in London. Diese Abteilung war die Seele des britischen Geheimdienstes und der britischen Gegenspionage. In diesem Zimmer arbeiteten unter der bewährten Leitung des Chefs des Marine Intelligence Service, Sir Alfred Ewing, die tüchtigsten und geschicktesten Dechiffreure Englands an der Entzifferung der Telegramme und drahtlosen Meldungen des

deutschen Flottenkommandos. Hier glückte nach hartnäckigen Bemühungen die Entzifferung des berühmten und berüchtigten Zimmermann-Telegramms Nr. 15 6 an den deutschen Gesandten von Eckhardt in Mexiko, das den unbeschränkten U-Bootkrieg und das Angebot eines Bündnisses mit Mexiko zum Inhalt und den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg gegen Deutschland zur Folge hatte.

Die Aufgabe des französischen Diplomaten bestand nun darin, den Deutschen, sobald sie merkten, dass dem Feinde ein wichtiges Geheimnis bekannt sein musste, die Überzeugung beizubringen, dass dies durch Verrat auf ihrer Seite geschehen sei und nicht etwa, wie es in Wirklichkeit der Fall war, infolge der Dechiffrierung ihrer Botschaften in dem «Zimmer 40 OB» in London. Der Spion bot seine Dienste der deutschen Gesandtschaft in Madrid an und spielte dabei die Rolle des geldgierigen Verräters, der für sein Vaterland nichts übrig hat. Seine Sympathien für Deutschland suchte er damit zu begründen, dass sein Vater ein Deutscher sei. Nachdem man ihn auf die Probe gestellt und er den Beweis geliefert hatte, dass er tatsächlich militärische Geheimnisse wusste, die nur jemandem in bevorzugter Stellung zugänglich sein konnten, gelang es ihm, sich das Vertrauen des deutschen Gesandten in Madrid, Fürst Ratibor, in dem Masse zu erwerben, dass man ihm ohne Weiteres Glauben schenkte, wenn er behauptete, dass die in London entzifferten deutschen Geheimnisse von Deutschen verraten worden seien.

So hatte ihm z.B. die britische Regierung das von «Zimmer 40 OB» entschleierte, von den Deutschen ängstlich gehütete Geheimnis der in einem deutschen U-Boot erfolgten Abreise von Sir Roger Casement von Berlin nach Irland, wo er einen Aufstand gegen die Engländer entfesseln sollte, zur Mitteilung an Fürst Ratibor zur Verfügung gestellt. Dieser war aufs Äusserste bestürzt, als er aus dem Munde des Agenten vernahm, dass knapp drei Tage nach Sir Roger Casements streng geheimgehaltener Abreise diese den Alliierten bereits bekannt war. Der Agent lenkte nun den Verdacht auf eine Persönlichkeit im deutschen Admiralstab, wusste dann aber diesen Verdacht durch eine neue glaubhafte Mitteilung wieder zu zerstreuen, als die Lage des unschuldig Verhafteten anfang bedrohlich zu werden.

Und so ging es fort, bis das Ende des Krieges auch diese Komödie der Irrungen beendete. Zu derartigen Täuschungsmanövern wäre es nie gekommen, hätte das deutsche Auswärtige Amt den warnenden Rat des Chefs des geheimen Nachrichtendienstes der Obersten Heeresleitung Oberst Nicolai befolgt und das benutzte veraltete Chiffrierverfahren durch ein neues, den modernen Anforderungen entsprechendes ersetzt. Indes, es blieb alles beim alten, und in unverständlicher Sorglosigkeit und Verblendung hielt die Wilhelmstrasse an ihrem verhängnisvollen Code fest.

Dass es den Alliierten verhältnismässig rasch gelang, ein wirksames Abwehrmittel gegen das deutsche Giftgas zu finden, das erstmalig anfangs 1915 bei Ypern zur An-

wendung kam, war hauptsächlich der erfolgreichen Tätigkeit des für das 2. Büro arbeitenden Spions Lucieto zu verdanken. Dieser hatte bereits in Friedenszeiten eine wertvolle Verbindung mit einem deutschen Ingenieur angeknüpft, der bei der Firma Griesheim-Elektron in Frankfurt a. M. angestellt war. Kurz nach Kriegsausbruch wurde der Verräter als «Chemiker im Kriegsdienst» nach Mannheim versetzt. Mit reichlichen Geldmitteln und den nötigen Ausweispapieren versehen, begab sich Lucieto über Rotterdam nach Mannheim, wo er von dem deutschen Ingenieur nähere Einzelheiten über die bereits getroffenen Vorbereitungen für den Gaskrieg erfuhr. Gleichzeitig erhielt er von ihm die Formeln von vier Giftgasarten, die Lucieto nebst einem eingehenden Bericht umgehend auf geheimem Wege an seine Auftraggeber in Paris sandte.

Seine weitere Aufgabe bestand nun darin, herauszubekommen, was in den Kruppschen Werken in Essen mit den verschiedenen Gasarten geschah, die, wie er erfahren hatte, von den chemischen Fabriken dorthin gesandt wurden. Nachdem er längere Zeit vergeblich in den Cafés und Gastwirtschaften, in denen die Kruppschen Angestellten verkehrten, herumgehört hatte, belauschte er eines Tages ganz zufällig im «Essener Hof» ein Gespräch am Nachbartisch, wo einige Abteilungsingenieure davon sprachen, dass demnächst auf dem Essener Schiessplatz vor einer österreichisch-türkischen Kommission in Anwesenheit des Kaisers, Hindenburgs und Ludendorffs neuartige Granaten in ihrer vernichtenden

Wirkung gezeigt werden sollten.

Durch Vermittlung eines ihm bekannten Gendarms, dessen Vertrauen er sich als angeblicher deutscher Ingenieur aus Düsseldorf zu erwerben gewusst und mit dem er in geschickter Weise eine Wette über tausend Mark abgeschlossen hatte, gelangte er an dem Vorführungstage des neuen Kampfmittels unbehelligt auf den Schiessplatz. Hier war er unbemerkt Zeuge der unmittelbar tödlichen Wirkung von mit Gas gefüllten Granaten auf eine Schafherde, an der das grausige Experiment des Giftgastodes vollzogen wurde. Lucieto erklärte, innerlich frohlockend, die Wette verloren zu haben und überreichte dem Gedärmen den versprochenen Tausendmarkschein. Auf seine Bitte holte ihm dann noch der hochbeglückte Gendarm als «Andenken an den grossen Erfolg» einen Granatsplitter, den der Spion dankend in seine Tasche steckte.

Mit dieser wertvollen Beute, die Millionen an Geld und Menschenleben wert war, machte er sich alsdann schleunigst aus dem Staube und brachte den kostbaren Granatsplitter sicher nach Paris. Auf Grund der sofort vorgenommenen chemischen Analyse wurden in fiebriger Eile Hunderttausende von Gasmasken hergestellt, die mit dem einzig gegen das festgestellte Gift wirksamen Abwehrmittel versehen waren. Dank der geschickten und erfolgreichen Tätigkeit des Agenten Lucieto war es somit der französischen Heeresleitung möglich geworden, das neue deutsche Kampfmittel in seiner überraschenden Wirkung weitgehend zu paralysieren.

OPFER DES TOWER OF LONDON

Es gab im Weltkrieg Männer, deren Name weder in Marmor gemeißelt, noch in Bronze gegossen der Nachwelt überliefert wurde, Männer, deren Tod höchstens eine kurze Zeitungsnotiz meldete, da es ihr Schicksal war, nicht auf dem Felde der Ehre zu fallen, sondern still und unbekannt im Dunkel zu verbluten. Zwei Auslandsdeutsche, Anton Küpferle und Fernando Buschmann, sind hier zu nennen, die in der Stunde der höchsten Gefahr sich ihrem alten Vaterlande für den gefährlichsten Posten zur Verfügung stellten.

Anton Küpferle wurde in der Nähe von Rastatt in Baden geboren. Schon im Alter von neun Jahren wanderte er mit seinen Eltern nach Amerika aus, wo er in Brooklyn in noch jungen Jahren unter der Firma Küpferle & Co., ein Textilwarengeschäft eröffnete. Zu Beginn des ersten Weltkrieges befand er sich gerade in der alten Heimat und trat als Unteroffizier ins Heer ein. Er machte die ersten Kämpfe an der Westfront mit und wurde beim Nahkampf durch einen Bajonettstich im Gesicht schwer verwundet. Dann finden wir ihn wieder in Amerika. Hier trat er mit dem deutschen geheimen Nachrichtendienst in Verbindung und wurde mit einer wichtigen Mission betraut. Da es den Engländern *gelingen war*, kurz vor Kriegsausbruch sämtliche in England tätigen deutschen Geheimagenten abzufangen, so tappte der deutsche Ad-

miralstab bezüglich der englischen Flottenbewegungen völlig im Dunkeln. Es musste daher für die deutsche Heeresleitung von höchster Bedeutung sein, genaue Nachrichten über die englischen Schiffsbewegungen und vor allem über das englische Expeditionskorps zu erlangen.

Küpferle erhielt nun den Auftrag, sich nach England zu begeben und von dort seine Nachrichten an eine gewisse Adresse nach Holland zu senden. Am 4. Februar 1915 trat er von New York aus als harmloser amerikanischer business man, versehen mit einem amerikanischen Pass, an Bord des Passagierdampfers «Arabic» der White Star Line seine gefahrvolle Reise an. Mitte Februar landete er in Liverpool. Aber schon nach Verlauf von fünf Tagen war ihm die englische Gegenspionage auf den Fersen. Einer seiner Briefe, den er an seine Auftraggeber nach Holland sandte, hatte bei der Londoner Postüberwachungsstelle, die mit grösster Präzision von den ersten Tagen des Krieges an arbeitete, Verdacht erregt. Der Inhalt des Schreibens, der besagte, dass er sich in Geschäften nach London begeben werde und am Ende der Woche in Rotterdam einzutreffen hoffe, enthielt zwar nichts, was irgendwie Argwohn erregen konnte. Nur hatten die scharfen Augen des Zensors die Spuren von Geheimtinte kaum sichtbar zwischen den Zeilen entdeckt. Es gelang unschwer, diese Schrift sichtbar zu machen, und nun konnte man in deutlichen, braunen Schriftzügen eine Beschreibung der englischen Kriegsschiffe lesen, die dem Absender auf seiner Fahrt über

den Atlantik begegnet waren. Der Geheimtext schloss mit den Worten: «Morgen in Dublin». Küpferle begab sich also nach Dublin, ohne zu ahnen, dass er bereits auf Schritt und Tritt von Detektiven von Scotland Yard beobachtet wurde. Von hier aus schrieb er wieder einen Brief und ging nach London, wo er einige Tage nach seiner Ankunft verhaftet wurde.

Er kam vor das Kriegsgericht, das mit echt englischer Feierlichkeit im Old Bailey tagte. Der Lord Oberrichter von England im Hermelin, die beiden ihm assistierenden Richter, die nach altem Brauch grosse Blumenstr usse trugen, der Lord Mayor von London in scharlachener Amtsrobe und die zahlreichen Aldermen und Sheriffs boten ein farbenprächtiges Bild. In der Anklagebank stand Küpferle im schwarzen, fest zugekn pften Gehrock und blickte mit seinen kühnen blauen Augen gespannt auf die erlauchte Versammlung. Da man in seinem Besitz das gleiche Briefpapier wie das des inkriminierten Briefes, ferner eine angeschnittene Zitrone, eine Schreibfeder, an deren Spitze noch angetrockneter Zitronensaft klebte und ein Fläschchen mit Formalin gefunden hatte, so musste sein Fall von vornherein als hoffnungslos gelten. Der erste Verhandlungstag ging v ber, und bei der zweiten Verhandlung ereignete sich das Merkwürdige, dass alle zur Stelle waren, nur der Angeklagte nicht. Etwas Unerwartetes war geschehen!

In der Nacht vor dem zweiten Verhandlungstage vernahm der W rter, der die Zelle K pferles im Brixton-

Gefängnis zu bewachen hatte, plötzlich ein eigenartiges Geräusch. Er sah durch das Guckloch, konnte aber zu seinem grössten Erstaunen den Gefangenen nicht erblicken. Er schloss die Tür auf und erblickte zu seinem Entsetzen einen Erhängten vor sich. Küberle hatte sich an seinem Halstuch an dem eisernen Gitter des Zellenfensters erhängt. Auf einer Schiefertafel hatte er eine letzte Botschaft hinterlassen, in der er u.a. schrieb: «Ich habe im Vereinigten Königreich eine anständige Untersuchung gehabt, kann aber die Aufregung nicht länger ertragen und nehme das Gesetz in eigene Hand. Ich habe manche Schlacht mitgemacht, der Tod ist nur eine Erlösung für mich ... Ich sterbe nicht als Spion, sondern als Soldat. Meinem Schicksal habe ich als Mann gestanden, aber ein Lügner mag ich nicht sein und auch keinen Meineid schwören ... Was ich getan habe, habe ich für mein Vaterland getan.» Seine Leiche wurde in einem namenlosen Grabe auf dem Streatham-Park-Kirchhof beigesetzt.

Einige Monate später ereilte einen anderen jungen Deutschen in London, der in Spionagemission in England weilte, dasselbe Schicksal. Es war Fernando Buschmann, ebenfalls ein Auslandsdeutscher, der seine Jugend in Brasilien verlebt hatte und musikalisch wie technisch hervorragend begabt war. Er spielte nicht nur meisterhaft Geige, sondern betätigte sich auch mit Erfolg als Flugzeugkonstrukteur und erhielt im Jahre 1911 sogar von der französischen Regierung die Erlaubnis, auf dem Flugplatz von Issy Versuche mit seinem selbst er-

Flugzeug anzustellen. Er war wohlhabend, seine Frau war die Tochter eines reichen Dresdener Fabrikanten. Seine Reisen führten ihn durch ganz Europa, nach Wien, Budapest, Berlin, Madrid, Genua und Hamburg. Um Deutschland, seinem eigentlichen Vaterland, zu helfen, beschritt er den gefahrvollen Weg, der wie so vielen auch ihm zum Verhängnis werden sollte. Als Handelsreisender in Käse, Bananen und Kartoffeln und Vertreter der holländischen Firma Dierks & Co. im Haag, versehen mit einem falschen Pass, landete Buschmann in England. Es war keine gute Maske für ihn, den jeder für einen eleganten Flaneur und Gentleman, aber nie für einen Commis voyageur halten musste. Nach kurzem Aufenthalt in London, wo er in verschiedenen Hotels und Pensionen wohnte, die er wechselte, um seine Spuren zu verwischen, und wo er infolge seines Geigenspiels sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, besuchte er die Kriegshäfen von Portsmouth und Southampton.

Zu seinem Unglück waren seine Geldmittel bald erschöpft, und was noch schlimmer war, die Firma Dierks & Co., an die er sich brieflich um Geld wandte, stand bei den Engländern als höchst verdächtig auf der Schwarzen Liste. Und auf Grund dieses Briefes an diese verdächtige Adresse wurde sofort seine Verhaftung beschlossen und er zum Verhör nach Scotland Yard gebracht. Man fand bei ihm Briefe des deutschen Generalkonsuls und des deutschen Militärattachés in Holland, sowie kaschierte

Aufzeichnungen über englische Kriegsschiffe. Am 20. September kam er vor das Kriegsgericht in der Westminster Guild Hall, das ihn wegen Spionage zum Tode durch Erschiessen verurteilte. Man hatte ihm erlaubt, im Gefängnis auf seiner geliebten Geige zu spielen, und in der letzten Nacht vor seinem Tode klangen hinschmelzende, schluchzende Weisen durch die düsteren Gänge des Towers. Am Morgen der Hinrichtung nahm er Abschied von seiner letzten Trösterin, küsste die Geige leidenschaftlich und sagte: «Leb wohl, nun werde ich nie mehr nach dir verlangen!»

Er sah dem Tode furchtlos ins Angesicht und wies die Binde, die man ihm reichen wollte, zurück. Ruhig und gefasst liess er sich auf den verhängnisvollen Stuhl binden und betrachtete mutig lächelnd die acht auf sein Herz gerichteten Gewehrläufe. Der diensttuende Offizier hob den Stock, um ihn gleich darauf rasch zu senken. Das Krachen der Salve tönte durch die Mauern des Towers, und Fernando Buschmann brach blutüberströmt zusammen.

WIE LODY STARB

Das Kriegsgericht, das unter dem Vorsitz von Lord Cheylesmore am 30. und 31. Oktober 1914 in der ehrwürdigen Guild Hall in London stattfand, hatte Carl Hans Lody, den ersten deutschen Kriegskundschafter in England, wegen Kriegsverrats zum Tode verurteilt. Obwohl ihm einer der berühmtesten Anwälte des Vereinigten Königreichs, Mr. George Elliot, zur Seite stand, der ihn mit beredten Worten als Held, der den Tod für sein Vaterland erleidet, als Offizier und Gentleman, pries, musste sein Fall doch von vornherein als hoffnungslos gelten, da Lody selbst seine Tat gar nicht leugnete, sondern, wie Generalleutnant Lord Baden-Powell, der bekannte Begründer der Boy-Scout-Bewegung und Englands berühmtester Offiziers-Kundschafter der Vorkriegszeit, berichtet, dem ihn aburteilenden Kriegsgericht freimütig erklärte, dass «er nicht um Gnade flehen werde. Er schäme sich dessen nicht, was er getan habe. Die Namen von denen preiszugeben, in deren Auftrag er gehandelt habe, verbiete ihm die von ihm übernommene ehrenwörtliche Verpflichtung. Er sei für seine Dienste nicht bezahlt worden, sondern habe nur das Wohl seines Vaterlandes im Auge gehabt. Dass er durch seine Tätigkeit sein Leben gefährden würde, dessen sei er sich völlig bewusst gewesen. Mancher Brite würde wahrscheinlich dasselbe für Grossbritannien tun, was er für Deutschland getan habe.»

Solche mannhaft gesprochenen stolzen Worte angesichts des Todes verfehlten nicht, auf die Engländer den grössten Eindruck zu machen. Man braucht nur an Carlyle, den Bewunderer Friedrichs des Grossen, und an sein klassisches Werk «Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte» zu erinnern, oder etwa an den englischen Leitsatz: «Men not measures», um zu verstehen, dass das Heldische den Engländern von jeher imponiert hat. Lody, der deutsche Marineoffizier, der sich kühn in den Rachen des britischen Löwen gewagt hatte, war für sie solch ein Held, der ihnen im Grunde ihres Herzens Bewunderung abnötigte, mochte auch die Londoner Sensationspresse ein Wutgeheul über den deutschen Spion anstimmen. «Sein Verhalten erweckte die höchste Bewunderung bei allen, die mit ihm in Berührung kamen, und sein Tod wurde selbst von denen bedauert, denen schon das Wort Spion als etwas Verdammenswertes erscheint», schrieb 1920 der Engländer Sidney Theodore Felstead.

Und so waren denn auch einflussreiche Kreise, die trotz des Wütens der Kriegspsychose gerade in den ersten Kriegstagen sich ihr Gefühl für Fairness bewahrt hatten, bemüht, eine Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Gefangenschaft herbeizuführen. Alle diese Bemühungen scheiterten jedoch an dem kategorischen Widerspruch des Chefs der englischen Gegenspionage, der darauf hinwies, dass die Hinrichtung des ersten deutschen Spions als abschreckendes Beispiel auf seine Nachfolger wirken müsse, während seine Begnadigung

geradezu eine Aufmunterung bedeuten würde. Und damit war Lodys Schicksal besiegelt.

Am 5. November wurde ihm mitgeteilt, dass seine Exekution am folgenden Morgen stattfinden würde. Er schickte sich daher an, in seiner Kerkerzelle im Tower mit dem Leben abzuschliessen und Abschied zu nehmen von der Welt. Er schrieb zwei Briefe. Einen an seine Angehörigen in Stuttgart, an seine Schwester, die er «Mutter» zu nennen pflegte, da sie nach dem frühen Tode seiner Eltern ihn mütterlich zu betreuen pflegte und an ihren Gatten, der viel für seine Ausbildung und Erziehung getan hatte. Dieser Abschiedsbrief, der ein ergreifendes Dokument einer wahrhaft heldenhaften und männlichen Gesinnung darstellt, wurde damals in der deutschen Presse veröffentlicht. Nur war es leider nicht der Originalbrief, sondern ein Übereifriger hatte zwischen Lodys Zeilen noch zahlreiche Sätze seines eigenen Geistes eingefügt. Das Originalschreiben, das hiermit zum erstenmal bekanntgegeben wird, lautet: «Meine Lieben! Ich habe auf meinen Gott vertraut und er hat entschieden. Meine Stunde ist gekommen, und ich muss den Weg durchs dunkle Tal gehen wie so viele, meiner Kameraden in diesem furchtbaren Ringen der Völker. Möge mein Leben als ein bescheidenes Opfer auf dem Altar des Vaterlandes gewürdigt werden. Ein Heldentod in der Schlacht ist gewiss schöner, jedoch ist mir dies nicht beschieden, und ich sterbe hier im Feindesland still und unbekannt. Das Bewusstsein jedoch, im Dienste meines Vaterlandes zu

sterben, macht mir den Tod leicht. Das Oberkriegsgericht in London hat mich wegen Kriegsverschwörung zum Tode verurteilt. Morgen werde ich hier im Tower erschossen. Ich habe gerechte Richter gehabt, ich werde als Offizier und nicht als Spion sterben. Lebt wohl, Gott segne Euch. Hans.»

Das andere Schreiben war an den Offizier des Wachtkommandos im Tower gerichtet. Es lautet:

«London, 5. November 1914. Tower of London. An den befehlshabenden Offizier des 8. Bataillons der Garde-Grenadiere, Wellington-Kaserne.

Sir,

Ich halte es als deutscher Offizier für meine Pflicht, den Offizieren und Mannschaften, die während meiner Gefangenschaft mit meiner Bewachung beauftragt waren, meinen aufrichtigsten Dank und meine Hochachtung auszusprechen. Ihr freundliches und rücksichtsvolles Verhalten und ihre gute Kameradschaft selbst gegen den Feind hat meine grösste Hochachtung und Bewunderung gefunden, und ich wäre Ihnen, wenn Sie gestatten, sehr dankbar, wenn Sie ihnen das mitteilen würden.

Ich bin, Sir, mit ergebener Hochachtung

Carl Hans Lody, Oberleutnant d. R.
der Kaiserl. Deutschen Marine II D.»

Dies Schreiben beweist zur Genüge, dass auch der einfache Tommy in Lody den tapferen Patrioten gesehen und geschätzt hat. Um 9 Uhr abends, als die Tore des

Tower geschlossen wurden, betrat der Hauptmann des Wachtkommandos Lody die Zelle, vor der ein Sergeant Posten stand. Er brachte dem Todeskandidaten eine Flasche Wein und Zigarren, die letzte Aufmerksamkeit, das letzte Geschenk, das Lody erhielt. Dieser überreichte dem Hauptmann die beiden Briefe und streifte seinen Ring vom Finger, mit der Bitte, ihn nebst seinen Tagebüchern, die er auf seinen Reisen um die Welt geführt hatte, seiner geschiedenen Frau Louise Marie, einer geborenen Amerikanerin, nach den Vereinigten Staaten zu senden. Sie hat beides erhalten und der englischen Behörde den Empfang bestätigt. Diese Frau, die Lody auf einer der von ihm bei der Hapag ins Leben gerufenen Vergnügungsreisen, deren Leiter er war, kennengelernt hatte, gehört auf die Schattenseite seines Lebens. Die 1912 geschlossene Ehe war sehr unglücklich und wurde sehr bald getrennt. Der vollendeten Schönheit dieser Frau entsprach leider nicht ein ebenso vollendeter Charakter. Lody hat an diesem Zwiespalt schwer gelitten, aber dass er von dieser Frau, die schon gleich nach der Ehescheidung einen anderen Mann heiratete, nie so recht losgekommen ist, zeigt sein Verhalten kurz vor seinem Tode. Denn er schickte ihr trotz allem doch noch zum Andenken seinen Ring und seine Tagebücher, die ein Stück seines Herzens enthielten. Der Hauptmann verweilte noch lange, bis spät in die Nacht hinein, bei Lody. Als er die Zelle verließ, sagte er zu seinen Soldaten: «Jungens, das ist ein sehr tapferer Mann, und wir müssen sehr traurig

sein, dass er sterben muss, aber er ist nun einmal ein Spion!» Der Hauptmann fiel selbst nicht lange Zeit darauf in Flandern.

Lody war mit seinem Schicksal allein. Wie oft hatte er als Reisebegleiter im Dienst der Hapag Fremde durch den Tower geführt und ihnen die Sehenswürdigkeiten und grausigen Erinnerungsstätten, den Richtplatz und die düsteren Kerkerzellen dieser alten Zwingburg gezeigt. Noch kurz vor Kriegsausbruch hatte er die Teilnehmer des Internationalen Kongresses der Amerikanischen Medizinischen Gesellschaften anlässlich ihres Besuches in England und Schottland durch den Tower geführt. Jetzt sass er selbst als Gefangener in dem alten Staatsgefängnis, und ihm stand das gleiche Schicksal bevor, wie einst Anna Boleyn, Jane Grey, Graf Essex und so vielen anderen, deren Haupt unter dem Beil des Henkers gefallen war.

Es kam der Morgen des 6. November, ein Freitag. Die schwere Tür zu seiner Zelle wurde geöffnet und der Assistent Provost-Marshal Lord Athlumney, dessen Aufgabe es während des Krieges war, gewissermassen als Regisseur bei den Hinrichtungen im Tower zu fungieren, trat ein und teilte ihm mit, dass seine Stunde geschlagen habe. «Ich vermute, Sie möchten einem deutschen Spion nicht gerne die Hand reichen!», sagte Lody zu ihm. «Nein, das möchte ich nicht», erwiderte Lord Athlumney, «aber einem tapferen Manne will ich gerne die Hand geben!» Und er schüttelte ihm kräftig die Hand.

Zwei Mann von der Militärpolizei führten Lody, der nur mit Hemd und Hose bekleidet war, durch die hallenden Gänge auf den Hof, wo die Exekution stattfinden sollte, seit den Tagen Georgs III. die erste Hinrichtung im blutgetränkten Tower. Es war ein unfreundlicher kalter Herbstmorgen. Graue Nebel steigen von der Themse herauf. Tiefe Stille ringsum, die nur von Zeit zu Zeit von dem Schrei einer fernen Schiffssirene unterbrochen wird. Lody, der aufrecht und ohne das geringste Anzeichen von Furcht daherschreitet, wird zu einem Armsessel geführt, auf den er sich niedersetzt. Arme und Beine werden an den verhängnisvollen Sessel festgebunden. Eine Binde vor die Augen, die ihm der Unteroffizier anlegen will, weist er zurück. Er will dem Tod ins Antlitz sehen. Seine Brust wird entblösst, und damit sind die Vorbereitungen beendet. «Sind Sie fertig, Unteroffizier?» fragt der diensttuende Offizier, der die acht Gardegrenadiere, die in einiger Entfernung mit geladenem Gewehr in Reih und Glied stehen, befehligt. – «Fertig, Sir», entgegnet der Unteroffizier. Ein Kommando erschallt, und acht Gewehrläufe richten sich gleichzeitig auf Lodys Brust. Dieser betrachtet ruhig, ja sogar mit unverkennbarer Neugierde einige der Tommies, denen man deutlich anmerkt, dass sie sich bei dieser Zeremonie äusserst unbehaglich fühlen. Dann wirft der Offizier einen letzten Blick auf den Mann im Sessel und hebt seinen Stock hoch, um ihn gleich darauf rasch zu senken. Ein Feuerstrom blitzt auf und das Krachen der Salve

hallt dröhnend durch den Tower. Lodys Körper zuckt zusammen und fällt blutüberströmt vornüber. Mit ihm starb der Letzte seines Geschlechts, der letzte Träger seines Namens.

«In unserem Unterhaus» schrieb damals Lord Baden-Powell, «sprach man von ihm als einem Patrioten, der wie der Soldat auf dem Schlachtfeld den Heldentod fürs Vaterland gestorben sei.» – Am Abend des gleichen Tages ging der A. P. M. Lord Athlumney, der gesehen hatte, wie Lody starb, in seiner Wohnung unruhig auf und ab. Er hatte seinen Schlafrock angelegt, trug aber noch vom Dienst her Stiefel und Uniformbreeches. Ihm graute vor der kommenden Nacht. Als der Zeiger der Uhr schliesslich 3 Uhr morgens zeigte fühlte er, dass er das Alleinsein mit der Erinnerung an das ungewöhnliche Ereignis des vergangenen Tages nicht länger ertragen könne, dass er jemand um sich haben müsse, um vergessen zu können, was ihn im Tiefsten seiner Seele bewegte. Er rief daher telephonisch einen guten Freund an und bat ihn, zu ihm zu kommen, er möchte ihn etwas fragen. «Was! Um diese Zeit, Jim?» entgegnete nicht wenig erstaunt sein Freund, der ja nicht wusste, was vorgefallen war. – «Ja, jetzt!» erwiderte Lord Jim. Als sein Freund ankam, sagte der Lord einfach: «Nimm Platz!» – «Was wünschst du?» fragte ihn sein Freund. Anstatt darauf zu antworten, entkorkte Lord Athlumney eine Flasche Champagner. Veuve Cliquot, seine Lieblingsmarke. Schweigend sassen sich beide eine halbe Stunde lang gegenüber und tranken, bis die Flasche geleert war.

Darauf öffnete Lord Athlumney eine neue Flasche Champagner und schenkte ein. «Was wünschst du?» wiederholte der Freund seine Frage. Lord Athlumney aber schwieg beharrlich und blickte wie verloren in die Ferne. Sein Freund schaute beunruhigt auf die Uhr. Nach Verlauf einer weiteren halben Stunde sprang der Lord plötzlich auf und sagte: «Er schüttelte mir die Hand, denk dir, er schüttelte mir die Hand!» Und mit diesen Worten verliess er seinen verdutzten Freund und ging zu Bett. Dieser, der nicht die geringste Ahnung hatte, was Lord Athlumney mit seinen Worten eigentlich sagen wollte, begab sich kopfschüttelnd nach Hause.

Am nächsten Tage nahm Lord Jim, wie ihn seine Freunde kurz zu nennen pflegten, wie gewöhnlich den Lunch in seinem Klub. Ein Klubfreund trat lächelnd auf ihn zu und sagte: «Well, Jim, ich höre, du hast gestern einen Spion erschossen!» Kaum aber hatte er diese Worte ausgesprochen, als er beim Anblick des Lords wie aus Furcht vor einer körperlichen Züchtigung zurückfuhr. «Ja», sagte Lord Athlumney beherrscht, «ich sah einen der tapfersten und besten Menschen von der Welt sterben.»

Im Januar 1929 starb auch Lodys Henker, Lord Athlumney. Er hatte während des Krieges noch so mancher Hinrichtung im Tower beiwohnen müssen. Und wenn er sich des Abends mit seiner Reisetasche in der Hand zum Tower begab, dann wussten seine Freunde stets, dass am nächsten Morgen wieder Blut fliessen würde in dem al-

ten Staatsgefängnis. Aber diese Exekutionen berührten ihn weiter nicht sonderlich. Nur Carl Hans Lody konnte dieser Gentleman nicht vergessen. Seine Persönlichkeit liess eine verwandte Saite in ihm anklingen, deren Klang erst mit seinem eigenen Tode verstummte.

DIE FRAU OHNE NAMEN

Einem jener blinden Zufälle, wie sie im Leben so häufig sind, verdankte der deutsche geheime Nachrichtendienst während des ersten Weltkrieges seine beste und erfolgreichste Agentin. Ein höherer Nachrichtenoffizier der Abteilung III B des Grossen Generalstabs hatte eines Tages ihre Bekanntschaft gemacht und mit dem scharfen Blick des Menschenkenners die in ihr schlummernden Fähigkeiten für diesen gefährlichen Beruf erkannt. Es fiel ihm daher auch nicht schwer, sie für das abenteuerliche Leben einer Geheimagentin im Dienste des Vaterlandes zu begeistern. Diese Frau, die infolge der ungewöhnlichen Machtbefugnisse, über die sie später verfügen sollte, eine einmalige Sonderstellung in dem deutschen militärischen Geheimdienst einnahm, war die Tochter eines bekannten und angesehenen Berliner Kunsthändlers. Ihr Name? Niemand weiss ihn, obgleich sich schon viele über ihren wahren Namen den Kopf zerbrochen haben.

Sie besass in der Tat alle Vorbedingungen für eine erfolgreiche Laufbahn als Spionin in reichem Masse: auffallende Schönheit, einen scharfen, nüchternen Verstand, einen starken Willen, umfassende Bildung (den doppelten Dokortitel!), die Manieren einer Dame von Welt, weit über dem Durchschnitt liegende Sprachkenntnisse und ein gewisses schauspielerisches Talent. Was ihr fehlte, waren lediglich die militärischen und technischen

Fachkenntnisse dieses für ein Mädchen aus guter Familie immerhin ungewöhnlichen Berufes. Doch dem war leicht abzuhelfen. Fünf Monate lang, von 10-12 Uhr vormittags und von 2-6 Uhr nachmittags, erhielt sie von Stabsoffizieren und militärischen Fachleuten Unterricht in Topographie, Trigonometrie, Zeichnen, Heereskunde und anderen militärischen Wissenszweigen. Genaue Anweisungen und Verhaltensmassregeln wurden ihr für die verschiedensten in Betracht kommenden Fälle erteilt. Sie lernte den Gebrauch der verschiedenartigsten Chiffren und Codes kennen und musste sich schwierigen Gedächtnisübungen unterziehen, die besonders für eine erfolgreiche Kopfspionage unerlässlich sind. Nach diesem Training, das mit echt preussischer Gründlichkeit absolviert wurde, fand sie zuerst für leichtere Aufträge Verwendung.

Es waren Aufgaben, wie sie jedem Detektiv vertraut sind, die aber Takt, Gewandtheit und Scharfsinn erforderten. So hatte sie gewisse Personen in Berlin zu überwachen, die der deutschen Gegenspionage verdächtig waren und ihre Lebensweise, Bekanntschaften usw. festzustellen. Verlangt wurde lediglich das Resultat, auf welche Weise sie es erhielt, war ihre Sache. Je nach der besonderen Lage des Falles umkreiste sie ihr Opfer aus der Ferne oder suchte persönlichen Kontakt mit ihm. Da die Ergebnisse, die sie erzielte, zur grössten Zufriedenheit ihrer Auftraggeber ausfielen, wies man ihr schon nach verhältnismässig kurzer Zeit einen weiteren und wichtige-

ren Wirkungskreis zu. Sie wurde mit der Kontrolle und Überwachung gewisser in geheimer Mission ins Ausland entsandter Agenten beauftragt. Ihre Aufgabe war es jetzt, festzustellen, und zwar durch persönlichen Augenschein, ob diese Agenten ihren Auftrag auch pflichtgemäß ausführten und vor allem, ob sie nicht etwa ein Doppelspiel trieben und mit dem Gegner, den sie auskundschaften sollten, vielleicht unter einer Decke steckten. Besteht doch bei jedem Agenten, dessen Zuverlässigkeit nicht hinreichend erprobt ist, der Verdacht, dass er, um ein gutes Geschäft zu machen, Geld von beiden Seiten nimmt. Eine Seite wird dann natürlich die hineingelegte sein. So mancher Agent in deutschen Diensten, der in Frankreich, Russland oder auf dem Balkan operierte, ahnte nicht, dass die elegante junge Dame, die er in dem Luxushotel, in dem er abgestiegen war, in der Bar oder der Hall anscheinend zufällig kennengelernt hatte, sein Schatten war, der ihm, ohne dass er es merkte, auf Schritt und Tritt folgte. Sie verstand es meisterhaft, ohne auch nur jemals eine Frage zu stellen, – Fragen erregen allzu leicht Verdacht – ihr Opfer dahin zu bringen, dass es von selbst den Mund öffnete und aus der Schule plauderte. Sie beherrschte die Kunst des «Auf-den-Busch-Klopfens» und ähnliche psychologische Kniffe und Finessen des Dialogs, wie sie bekanntlich die Jesuiten zur höchsten Meisterschaft und Vollendung ausgebildet haben. Mit ihnen konnte sie sich tatsächlich an Geschicklichkeit in dieser Art spiritueller Inquisition messen. Es

gelang ihr, einige Agenten als Doppelspione zu entlarven.

Bei ihren häufigen Auslandsreisen glückte ihr auch verschiedentlich die Anwerbung internationaler Agenten für den deutschen Geheimdienst. Sie war eine ausgezeichnete Menschenkennerin und wusste, wo der Hebel anzusetzen war. Stets trat sie als Dame der grossen Welt auf, verschmähte aber, wenn die Umstände es erforderten, auch nicht die Maske der eleganten Halbweltlerin. Mit unfehlbarer Sicherheit wirkte ihre rassige Schönheit auf die Personen, die sie an sich ziehen wollte, wie das Licht auf die Motte. Hatte sie die schwachen Stellen ihres Opfers ausgespäht, dann richtete sie die volle Stosskraft ihres Angriffs rücksichtslos gegen diesen Ort des geringsten Widerstandes und suchte es zu einer, wenn auch noch so minimalen, Indiskretion zu verleiten. Unbarmherzig sorgte sie dann dafür, dass das Leck immer grösser wurde und die Schlinge sich immer fester um das hilflose Opfer zusammenzog, so dass es sich schliesslich nicht mehr zu befreien vermochte. Erst dann lüftete sie das Visier und deckte brutal ihre Karten auf. In der einen zarten Hand die Drohung mit Denunziation, in der anderen zärtlicheren Hand ein Bündel Banknoten, wies sie dem in ihrem Netz Zappelnden den Weg. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als mit der Hand nach dem Mammon zu greifen, wollte er nicht rettungslos versinken.

In der Abteilung III B war man längst auf ihre ungewöhnlichen Fähigkeiten und hervorragenden Leistun-

gen aufmerksam geworden. Sie genoss das volle Vertrauen des damaligen Chefs des geheimen militärischen Nachrichtendienstes im Generalstab, Oberst Brose, der zusammen mit Oberst von Lauenstein, dem Chef der russischen Abteilung und früheren Militärattaché in Petersburg, im Jahre 1904 den planmässigen Aufbau eines gegen Russland und Frankreich gerichteten geheimen Nachrichtendienstes in die Wege geleitet hatte. Und dies Vertrauen besagt viel, denn im Geheimdienst ist alles unzuverlässig ausser dem Offizier. Ihre eigentliche Karriere aber, die im ersten Weltkrieg einen so ungeahnten und wohl in der Geschichte einzig dastehenden Aufstieg nehmen sollte, begann erst, als anfangs 1913 als Nachfolger des Oberst Heye, des früheren Chefs der Reichswehr, der noch verhältnismässig junge Major Nicolai zum Chef des geheimen Nachrichtendienstes des Grossen Generalstabes ernannt wurde. Diese glänzende Karriere verdankte Nicolai, der auf der Kriegsakademie als junger Offizier nicht gerade sehr vorteilhaft abgeschnitten hatte, hauptsächlich dem Umstande, dass es ihm geglückt war, den Aufmarschplan des russischen Heeres zu erhalten, der ihm auf Veranlassung russischer Revolutionäre durch einen in ihren Diensten stehenden russischen Generalstabsoffizier in die Hände gespielt worden war. Major Nicolai hatte bereits im Jahre 1906 von Königsberg aus die Spionage und Spionageabwehr gegen Puisseland organisiert und ging, nachdem er vorher noch eine Informationsreise durch Frankreich unternommen hatte, wo

ihm die französischen Behörden allerdings peinlich auf die Finger sahen, daran, den militärischen Geheimdienst auf eine breitere Basis zu stellen und nach Kräften auszubauen. Alles das geschah auf Betreiben Ludendorffs, der als Chef der Operationsabteilung den ausschlaggebenden Einfluss im Generalstab hatte. Major Nicolai, der stets eine Abneigung gegen den Massenbetrieb von Agenten, wie ihn die französische Spionage zeigte, hatte und mehr Wert auf eine geringere Zahl, dafür aber umso zuverlässigere Persönlichkeiten legte, war es, der sofort mit scharfem Blick erkannte, dass der deutsche Geheimdienst in dieser ungewöhnlichen Frau eine nationale Spionin von hohen Graden besass. Ihre Herkunft aus einer Familie, die sich des besten Rufes erfreute, ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit, die Geldgier als Motiv für ihren Beruf völlig ausschloss, schienen das grösste Vertrauen zu rechtfertigen. Dass auch Lust am Abenteuer, der prickelnde Reiz der Gefahr, Sucht nach Macht und die Freude des Jägers am gejagten Wild mit im Spiel waren, war der Sache an und für sich nicht schädlich und erschien durchaus verständlich.

Noch kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges legte sie eine Probe ihres hervorragenden Könnens ab. Es war ein Meisterstück. Schon viele Wochen vor Kriegsbeginn war der deutsche Nachrichtendienst alarmiert und in fieberhafter Tätigkeit. Ein Geheimagent hatte den Auftrag erhalten, in einem südlichen Land, war es Serbien, war es Italien, darüber verlautet nichts, festzustellen, ob in

diesem Lande Erdarbeiten zu Befestigungszwecken ausgeführt würden und, falls ja, wo diese Fortifikationsarbeiten stattfänden. Der Auftrag war von grösster Dringlichkeit und musste spätestens binnen einer Woche erledigt sein. Der Spion reiste ab, aber schon nach einem Tage traf ein chiffriertes Telegramm in Berlin ein, das besagte, es sei ihm unmöglich, den Auftrag innerhalb der gegebenen Frist zu erledigen. Dazu brauche er mindestens ein paar Wochen, da er, um die nötigen Nachforschungen anzustellen, im ganzen Lande umherreisen müsse. In Berlin, in den Büros des deutschen Geheimdienstes, machte man besorgte Gesichter. Ein paar Wochen? Unmöglich, dann hatte die ganze Geschichte gar keinen Zweck mehr. Dann war vielleicht schon der Krieg da! Der Chef des Geheimdienstes, Major Nicolai, beorderte die geschätzte Agentin zu sich und stellte an sie die Frage, ob sie diese Aufgabe in einer Woche lösen könne. Ohne zu zögern oder erst lange zu überlegen, sagte sie ja, und schon ein paar Stunden später sass sie in einem Abteil erster Klasse des Schnellzuges, der sie nach dem sonigen Süden bringen sollte. Niemand, der diese mit unauffälliger Eleganz in ein graues Reisekostüm gekleidete Dame, die in einen französischen Roman vertieft war, erblickte, hätte in ihr eine gefährliche Spionin vermutet. Ihr Feldzugsplan stand fest. Am nächsten Tage erschien sie in der Wohnung des über ihre unvermutete Anwesenheit nicht wenig verblüfften Agenten, der sich gerade in der Landeshauptstadt aufhielt. Sie erteilte ihm die notwendi-

gen Instruktionen, die hauptsächlich darin bestanden, dass er sofort auf sämtliche Tageszeitungen des Landes, auch auf die kleinsten Lokalblätter, abonniere, ferner Firmenstempel, Geschäftspapiere mit Firmenaufdruck und ähnliche Dinge mehr bestellen sollte, denn sie wollte ein neues Annoncenbüro etablieren. Natürlich nur zum Schein und als unverdächtige Kulisse, die das Bestellen der vielen Zeitungen rechtfertigen sollte, was sonst zweifellos aufgefallen wäre. Als die Blätter dann haufenweise eintrafen, wurde ihr Anzeigenteil einer genauen Durchsicht unterzogen, und sämtliche Annoncen, die die Ausschreibung von Tief- und Betonarbeiten durch die Militärbehörden ankündigten, ausgeschnitten und gesammelt. Ein Blick auf die mitgebrachte Generalstabskarte, die die Lage sämtlicher Festungen und Grenzforts zeigte, genügte, um mit unfehlbarer Sicherheit festzustellen, für welche Festungen die Tiefbauarbeiten ausgeschrieben waren. Die Agentin, militärisch geschult und in derartigen Dingen bestens bewandert, war sofort im Bilde. Schon nach sechs Tagen war das neue Annoncenbüro wie ein Spuk wieder verschwunden, aber in Berlin, in der Abteilung III B des Grossen Generalstabes, wusste man jetzt Bescheid. Der Chef des Geheimdienstes geizte nicht mit seiner Anerkennung, hatte sie sich doch ihrem männlichen Kollegen in einer schwierigen Situation weit überlegen gezeigt und sie geschickt zu meistern gewusst. Diese unbestreitbare Überlegenheit ihren männlichen Partnern gegenüber und der unverkennbare geradezu

suggestive Einfluss, den ihr bestrickender Charme und ihre eiserne Willenskraft ausübten, sollte sie bald zu ungeahnter Höhe emporheben.

Es kam der erste Weltkrieg und damit der in der deutschen Geschichte beispiellose Aufstieg dieser Spionin. Als nach dem ersten siegreichen Vordringen der deutschen Truppen schliesslich die bisher beweglichen Fronten im Osten wie im Westen immer mehr erstarrten und Deutschland mit seinen Verbündeten zu einer gigantischen belagerten Festung wurde, wurde auch der deutsche geheime Kriegsnachrichtendienst, die Spionage wie auch die Spionageabwehr, systematisch zu einer umfassenden, über die Kontinente reichenden Organisation ausgebaut. Fast an die oberste Spitze und auf einen der verantwortungsvollsten Posten dieser gewaltigen Organisation stellte Major Nicolai die Frau ohne Namen, wie wir sie nennen wollen, deren Aufgabe es während des Krieges war, Agenten anzuwerben, persönlich mit ihnen zu verhandeln, sie in die feindlichen Länder zu entsenden, ihre Arbeit dort zu überwachen und sie durch übersandte Instruktionen zu leiten. Sie war nach den eigenen Worten Nicolais «eine in jeder Beziehung überlegene Persönlichkeit» und besass «Menschenkenntnis und nüchternen Blick, auch Gewandtheit in der Behandlung von Menschen». Er gibt in seinem 1923 veröffentlichten Buch «Geheime Mächte» selbst zu, «dass im deutschen Nachrichtendienst ein Kavallerieoffizier aus altem Geschlecht und eine aussergewöhnlich gebildete Frau es am besten

verstanden, mit den Agenten, auch den schwierigsten und verschlagensten Elementen umzugehen». Mehr allerdings verrät er über seine wichtigste Mitarbeiterin nicht. Er ist diskret und wird wahrscheinlich seine Gründe dafür haben, die tiefen Schatten und das geheimnisvolle Dunkel, das diese Frau umgibt, nicht weiter aufzuhellen.

Ihr Hauptquartier befand sich in Berlin, Königgrätzerstrasse 70. Jedoch verliess sie, wenn es die Umstände erforderten, häufig die Reichshauptstadt, um sich in das von den deutschen Truppen besetzte Gebiet, ja, selbst in das feindliche Ausland zu begeben. Besonders oft weilte sie zur Vorbereitung und Ausführung wichtiger Aufträge in Antwerpen, dem Zentralpunkt der gegen Frankreich und England gerichteten deutschen Kriegsspionage, wo sie in einem Luxushotel ihr Büro hatte und ihre Agenten empfing. Oftmals unternahm sie verwegene Fahrten in ihrem Auto, das sie selbst steuerte, durch Belgien und Holland, dem Entsendungsgebiet der deutschen Spione nach England. In den Strassen von Amsterdam war die elegante Frau eine wohlbekannte Erscheinung. Nie jedoch sah man sie allein. Stets war sie von zwei Männern begleitet, die, das wusste die französische wie die englische Gegenspionage sehr gut, bis an die Zähne bewaffnet waren, so dass es von vornherein als aussichtsloses Beginnen erscheinen musste, diese gefährliche Frau abzufangen und unschädlich zu machen, was man nur allzugern getan hätte. Aber trotz aller Anstrengungen ist es dem Geheimdienst der Entente, der von ih-

rer bedrohlichen Existenz natürlich bald Wind bekommen hatte, nie gelungen, ihre Maske zu lüften und ihre Identität festzustellen. So undurchdringlich und gut behütet war das Geheimnis, das sie umgab und mit dem sie sich panzerte. Während sie bei den Franzosen «Mademoiselle Docktor» (sic!), «LaReine del’Espionage», «LaGrande Patronne» hiess, nannten die Engländer sie «The Blonde Lady», «Frau Doctor Elizabeth», «Mrs. Captain Heinrichsen» oder «Bertha Heinrich» und vermuteten, dass sie eine Schleswig-Holsteinerin sei. In der Welt der internationalen Agenten bildete sich schliesslich ein üppiger Kranz von Legenden um sie. Man gab ihr phantastische, an wilde Kinoromantik erinnernde Spitznamen wie «Der rote Tiger», «Die schwarze Katze» und andere mehr. Man erzählte sich, dass sie vor keinem Mittel zurückschrecke, dass sie ihre eigenen Agenten dem Feinde ans Messer liefere, wenn sie ihre Befehle nicht der Instruktion gemäss peinlich genau ausführten, und dass sie einen Kundschafter, den sie im Verdacht des Verrats gehabt habe, mit eigener Hand niedergeschossen habe.

Einer ihrer besten und erfolgreichsten Agenten war ohne Zweifel der 38jährige Grieche Konstantin Koudoyannis, der es lediglich seiner eigenen Unvorsichtigkeit verdankte, wenn er schliesslich scheiterte. Hätte er sich strikt an die Anweisungen der Spionage-Direktrice gehalten, wäre er sicherlich nicht an den Pfahl von Vincennes gekommen. Er wurde in den ersten Kriegstagen, als er in Berlin Unter den Linden umherschlenderte,

von der Polizei, die nach verdächtigen Ausländern fahndete, aufgegriffen. Er hatte keine Arbeit, und es ging ihm schlecht. Aber er besass immerhin ein wertvolles Kapital an seinen vielseitigen Sprachkenntnissen, denn er sprach nicht weniger als sechs Sprachen: Griechisch, Rumänisch, Spanisch, Französisch, Englisch, Deutsch. Einen solchen Mann konnte man gut für gewisse Zwecke gebrauchen, zumal er auch sonst einen intelligenten und gewandten Eindruck machte. Man führte ihn in ein der Wilhelmstrasse benachbartes Gebäude, wo er von einem höheren Beamten, einem Militär in Zivil, empfangen wurde, der ihm den harmlos klingenden Vorschlag machte, zu sehen, wie es bei den Alliierten aussehe, eine Aufgabe, für die er infolge seiner französischen und englischen Sprachkenntnisse besonders geeignet erscheine. Er versprach ihm 50 Mark pro Tag und eine besondere Belohnung für die gelieferten Nachrichten. Diesem verlockenden Angebot von 50 Mark täglich vermochte der arme Teufel nicht zu widerstehen, und der Pakt kam zustande. Man schickte ihn nach Antwerpen. Und hier lernte er zum ersten Mal die geheimnisvolle Frau kennen, die die Fäden in den zarten weissen Händen hielt, an denen er, eine todgeweihte Marionette, fortan zapeln sollte.

Der Eindruck, den sie auf ihn machte, war gross. Er hat sie anschaulich beschrieben, später, als er, verhaftet, dem Capitaine Bouchardon gegenüber kurz vor seinem Tode ein offenes Geständnis ablegte. «Sie ist eine aussergewöhnlich schöne Frau», sagte er, «sie besitzt eine sel-

tene Intelligenz und verfügt über eine ganz unglaubliche Energie. Sie übt auf jeden, mit dem sie zu tun hat, einen unwiderstehlichen Einfluss aus. Niemand, selbst Offiziere von hohem Rang, denen sie Befehle erteilt, wagt ihr zu widerstehen. Es ist vorgekommen, dass sie ihre Befehle mit dem Revolver in der Hand erteilt hat. Ihr liegt die Spionage im Blut, sie handelt nicht aus Eigennutz, sondern aus Neigung, aus Passion. Sie flösst Schrecken ein!» Als er ihr in ihrem mit allem Komfort eingerichteten Büro in Antwerpen gegenüber sass, blickte sie ihn mit ihren kalten stahlblauen Augen durchdringend an, als wollte sie die Tiefen seiner Seele ergründen, und stellte dann verschiedene Fragen. Nach dieser kurzen aber tief-schürfenden Prüfung richtete sie folgende Worte an den Griechen, der ihre Rede mit wachsender Verwunderung vernahm: «Sie sind gebildet und beherrschen mehrere Sprachen. Das ist viel wert, aber genügt noch nicht. Man muss gewandt, geschickt, gehorsam, mutig und verwe- gen sein. Besitzen Sie alle diese Eigenschaften? Ich verstehe mich auf Physiognomie und glaube ja. Sie werden schliesslich Ihren neuen Beruf leidenschaftlich lieben. Wenn Sie nicht zu ängstlich sind und das Abenteuer lieben, werden Sie ein interessantes Leben führen. Noch eine wichtige Mahnung: Seien Sie mässig, enthaltsam und stehen Sie früh auf. Besuchen Sie die Stätten des Vergnügens, wenn Sie wollen, aber lassen Sie sich in keine Intrige ein, denn jedes Land hat seine Gegenspione und Gegenspioninnen. Seien Sie vorsichtig, wenn Sie jemand

in ihr Netz ziehen wollen. Studieren Sie den Charakter und die Lebensverhältnisse der Leute, mit denen Sie verkehren, auf das genaueste. Prägen Sie sich die Topographie der Örtlichkeiten, wo Sie zu arbeiten haben, ein. Machen Sie so wenig wie möglich schriftliche Aufzeichnungen, wenn Sie schreiben, schreiben Sie in Chiffreschrift und vernichten Sie alles je nach den Umständen. So, und nun wiederholen Sie, was ich Ihnen gesagt habe!»

Nachdem dies geschehen war, machte sie dem Agenten genauere Angaben über die Nachrichten, die er senden sollte. Er sollte berichten über die Stimmung der Bevölkerung in Frankreich, die Aussichten einer revolutionären Bewegung und die Möglichkeiten, eine solche hervorzurufen, über die Verteidigungsmassnahmen in Paris und die dortigen Truppenbewegungen, über die Schiffsbewegungen in den Häfen von Boulogne, Calais, Le Havre, Saint-Nazaire und die für Heer und Marine arbeitenden Fabriken. Wie man sieht, wusste die Frau ohne Namen, worauf es ankam. Die Arbeit, die der Grieche als Spion in Frankreich und vorübergehend in England leistete, war von Erfolg gekrönt und für den deutschen Generalstab von unschätzbarem Wert, eine Tatsache, die sich schon in seiner Bezahlung ausdrückte, denn er erhielt für seine Dienste monatlich 6-12'000 Fr., viel mehr als die meisten andern Agenten, so dass schon nach gar nicht langer Zeit sein Bankkonto bei einer Pariser Bank die stattliche Summe von 50'000 Fr. aufwies. Konstantin Koudoyannis trat in der Maske eines rumänischen, also

neutralen, Journalisten auf und fand als solcher leicht Eingang in französische Offizierskreise. Zuerst zog er Erkundungen über die Schiffsbewegungen in den Häfen ein, dann drang er in verschiedene Munitionsfabriken ein, in Saint-Chamond, Saint-Etienne, Augers und Bourges, schliesslich kundschaftete er die Festung Paris aus. Seine Korrespondenz mit der Frau ohne Namen erfolgte über die Schweiz. Seine Briefe gingen an eine unauffällige Schweizer Adresse in Lausanne und wurden von dort sofort nach Berlin oder Antwerpen weitergeleitet. Seine Meldungen musste er der Weisung der Spionage-Direktrice zufolge mit Geheimtinte zwischen die Zeilen eines harmlos ausschauenden Geschäfts- oder Privatbriefes schreiben, und zwar in einer vereinbarten Chiffreschrift, deren Schlüssel zur grösseren Sicherheit überdies alle 14 Tage wechselte. Der jeweils neue Schlüssel stand mit unsichtbarer Tinte an einer bestimmten Stelle des Packpapiers eines Paketes geschrieben, das ihm von Zeit zu Zeit übersandt wurde.

Gelegentlich einer Reise in die Nähe der Front hatte er in Amiens ein gefährliches Erlebnis, das leicht unangenehme Folgen für ihn hätte haben können. Ein Eisenbahnbeamter, dem er verdächtig vorgekommen war, veranlasste seine Verhaftung. Aber der Grieche hatte dank seinem unverfrorenen Auftreten Glück. Der Polizeikommissar, der ihn vernahm, liess ihn schon nach kurzem Verhör wieder frei, denn er glaubte ihm, dass er als neutraler Journalist ein Freund der Entente sei, wie der Grieche mit Emphase versicherte. Ein Spezialauftrag

führte ihn nach England, wo er sich zwei Wochen lang in London aufhielt. Von hier aus berichtete er über die englischen Truppenverschiffungen nach dem französischen Kriegsschauplatz. In London begegnete er zufällig einem andern deutschen Agenten, den er kannte, gab sich ihm aber gemäss seiner Instruktion nicht zu erkennen. Er wusste, einen derartigen Fauxpas hätte ihm die Frau ohne Namen nie verziehen, hätte sie davon erfahren. Und es war merkwürdig, sie erfuhr alles und wusste von allem, was er tat, als reichten ihre Augen in die Ferne. Nach Erledigung seiner englischen Mission kehrte er über Dieppe nach Paris zurück.

Hier erreichte ihn eines Tages das Verhängnis. In dem fashionablen Nachtlokal «Fouquet's» in den Champs-Élysées machte er eines Nachts die Bekanntschaft einer bildhübschen Tänzerin, die dort allabendlich auftrat und in die er sich zu seinem Unglück verliebte. Er stellte sich ihr als schwerreicher Graf Costa de Smyrnos vor. Es war nicht zu leugnen, er machte in der Tat einen aristokratischen Eindruck. Elegant gekleidet, das Monokel keck ins Auge geklemmt, den Schnurrbart nach englischer Mode kurz geschnitten, das tiefschwarze Haar glatt gescheitelt, erweckte er den Eindruck eines vornehmen Mannes, der weit gereist ist und dem es stets gut gegangen ist. Die Tänzerin wurde seine Geliebte. Er ahnte jedoch nicht, dass auch sie, wie fast alle Tänzerinnen, Sängerinnen, Artistinnen und Halbweltlerinnen in Paris, im Dienste der

Sûreté Générale, der Pariser Polizei, stand, und dass auch sie eine «indicatrice⁴⁴ war. Ihrem geschärften Blick kam dieser Mann schon nach kurzer Zeit höchst verdächtig vor. Ihr schien es, als habe er irgendein Geheimnis und etwas zu verbergen, was nicht jeder wissen durfte. Irgendetwas schien auf ihm zu lasten. Aber wie sehr sie sich auch bemühte, ihn zum Sprechen zu bringen, es war nichts aus ihm herauszubringen, und er beschränkte sich auf dunkle und geheimnisvolle Andeutungen, wie, dass »eine Frau, eine Deutsche, ihn auf dem Gewissen habe. Sicherlich meinte er damit die Frau ohne Namen. Es war der Tänzerin aufgefallen, dass er eines Tages in seiner Wohnung, einer bescheidenen Mansarde am Boulevard Haussmann 118, ein unscheinbares Stück graues Packpapier vor ihren Augen zusammenknüllte und es in der Schublade seines Schreibtisches sorgsam verschloss. Weshalb warf er es nicht in den Papierkorb, sondern bewahrte er eine so belanglose Sache wie dies wertlose Packpapier sorgfältig auf? Was mochte das zu bedeuten haben?

Schon sehr bald hatte die Frau ohne Namen von den intimen Beziehungen des Griechen zu der Tänzerin erfahren. Liess sie ihn doch, ohne dass er auch nur das Geringste davon merkte, durch einen andern Agenten überwachen. Dieser hatte ihr von der gefährlichen Liebschaft des Griechen berichtet. Die Frau ohne Namen liess ihm daraufhin eine Warnung zukommen und den Befehl, entweder die Französin dem deutschen Geheimdienst zuzuführen oder, wenn dies nicht möglich sei, auf der Stelle

sämtliche Beziehungen zu ihr abzuberechnen. Der Grieche klopfte daher bei seiner Freundin vorsichtig auf den Busch, fragte sie, ob sie gute Beziehungen zu politischen Kreisen und Offizieren habe und deutete dunkel an, dass sie alsdann viel Geld, ja, ein Vermögen, verdienen könne. Aber die Tänzerin wollte ihn anscheinend nicht verstehen! Als er sie aber nach dem Namen des Regiments eines jungen Soldaten fragte, dessen Photographie auf dem Kamin in ihrem Zimmer stand und in dem er eifersüchtig einen Rivalen witterte, und er die Drohung ausstieß, er würde das ganze Regiment vernichten lassen, wenn er nur die Regimentsnummer wüsste, da glaubte die Tänzerin das Geheimnis des Grafen Costa de Smymos ergründet zu haben. Sie war jetzt fest davon überzeugt, dass dieser Mann ein gefährlicher Spion sei, und benachrichtigte auf der Stelle den Kommissar ihres Polizeireviers von ihrer interessanten Entdeckung. Dieser riet ihr, ihre Beziehungen zu dem Griechen fortzusetzen, um ihn desto unverdächtiger weiter beobachten zu können.

Und langsam zog sich die Schlinge um den Hals des ahnungslosen Griechen zusammen. Seine unvorsichtigen, prahlerischen Äusserungen, mit denen er zuerst Verdacht erregt hatte, wurden ihm zum Verhängnis. Als er eines Tages mit einem gelbledernen Handkoffer im Reiseanzug bei ihr erschien, um sich von ihr zu verabschieden, da er nach der Schweiz reisen wolle, bat sie ihn, ihr zum Abschied noch eine italienische Canzonetta vorzusingen, die sie so liebte. Und während er

nichtsahnend am Klavier sass und sang, öffnete sie im Vorraum hastig seinen Koffer, der nicht verschlossen war, durchwühlte ihn und entdeckte verschiedene in deutscher Sprache mit Maschinenschrift geschriebene Schriftstücke. In demselben Augenblick, als sie diese an sich nehmen wollte, erschien der Grieche auf der Türschwelle. Mit einem wütenden Aufschrei stürzte er sich auf sie und schlug sie zu Boden. Dann nahm er seinen Koffer und eilte davon. Er dachte nicht daran, in die Schweiz zu reisen, und die Abschiedskomödie, die er geschickt inszeniert hatte, sollte nur dazu dienen, seine Spur zu verwischen. Das ganze Benehmen der Tänzerin, ihre vielfachen Versuche, ihn auszuhorchen, hatten schliesslich doch seinen Argwohn erregt. Der Graf Costa de Smyrnos tauchte daher von Neuem in der Pariser Nachtwelt unter und nahm seine alten Beziehungen zur galanten Welt des Theaters und der Demimonde wieder auf. Er machte sehr bald eine neue Bekanntschaft. Es war die frühere Sängerin Jeanne Drouin, die er in geschickter Weise für seine Zwecke auszunützen verstand, und die ihm mancherlei Informationen zu verschaffen wusste. Zu seiner peinlichen Überraschung erhielt er jedoch seit einigen Tagen keinerlei Post mehr, und auf der Bank weigerte man sich unter allen möglichen Vorwänden, ihm von seinem Konto etwas auszuzahlen. Da wusste er, die Polizei war ihm auf den Fersen. Ohne einen Sou in der Tasche war er aber ein verlorener Mann. In seiner Verzweiflung und Ratlosigkeit eilte er zu seiner früheren

Freundin, die er seit zwei Monaten nicht mehr gesehen hatte, und bat sie um fünf Sous. Aber sie gab ihm nichts.

Als er ihre Wohnung verliess und auf die Strasse trat, wurde er verhaftet. Kurz nach ihm Jeanne Drouin. Konstantin Koudoyannis leugnete zuerst alles, als er aber mit der Tänzerin konfrontiert wurde und diese den Mund öffnete, sah er die Zwecklosigkeit weiteren Leugnens ein. Er legte nunmehr dem Polizeikommissar gegenüber ein umfassendes Geständnis ab und schilderte ausführlich seine Beziehungen zu der Frau ohne Namen. Ihr allein verdanke er sein Schicksal, meinte er, doch hätte er ihre Warnung, sich nicht in gefährliche galante Beziehungen einzulassen, befolgt, wäre er nicht gefasst worden. Durch ihn erfuhr der Nachrichtendienst der Entente die intimsten Einzelheiten über die deutsche Spionage-Direktrice. Die Bekenntnisse des Griechen waren so ausführlich, dass sie erst nach zwei Tagen erschöpft waren. Seine Hoffnung jedoch, dadurch sein Leben zu retten, erwies sich als trügerisch. Der 3. Conseil de Guerre verurteilte ihn einstimmig zum Tode. Jeanne Drouin erhielt fünf Jahre Zwangsarbeit. In der Frühe des 26. Mai 1916 wurde der Grieche im Wäldchen von Vincennes erschossen, nachdem er sich noch kurz vorher zwischen den ihn zum Richtplatz begleitenden Gendarmen in malerischer Pose hatte photographieren lassen. Seine letzten Worte, ehe er, von zwölf Kugeln durchlöchert, blutüberströmt zu Boden stürzte, waren: «Mein Gott, hab Erbarmen mit mir!» Mit ihm hatte die Frau ohne Namen einen Agen-

ten verloren, der selbst nach französischem Urteil Frankreich durch seine Tätigkeit ausserordentlichen Schaden zugefügt hat.

Ein Agent des französischen Geheimdienstes, der der Spionage-Direktrice in Antwerpen begegnete, hat seinen Eindruck von ihr folgendermassen wiedergegeben: «Eins ist mir an ihr aufgefallen, ihre Augen! Sie hat Augen wie aus Stahl, Augen, die einen zu erforschen suchen und durchbohren, Augen, die beunruhigen. Würde ich tausend Jahre leben und wäre sie unter einer Menschenmenge versteckt, würde ich sie doch stets an ihren Augen wiedererkennen.» Sicherlich verdankte sie der suggestiven Kraft ihres Blickes viel, aber diese war doch nur ein Symptom ihrer ganzen Wesensart. Der Nachrichtendienst ist ein Herrendienst, hat ihr Chef einmal geäussert, nun, sie war eine ausgesprochene Herrennatur und wurde, je länger sie ihren merkwürdigen Beruf ausübte, desto mehr vom Machtrausch gepackt. In ihrer Brust schlug kein mitfühlendes Frauenherz, und ein Gefühl wie Mitleid war ihr unbekannt. Kalt, grausam, brutal, rücksichtslos ordnete sie alles dem einen Zweck unter und schritt unbedenklich über Leichen, wenn die Umstände es ihr erforderlich erscheinen liessen.

Eines Tages erhielt sie von einem ihrer in Frankreich operierenden Agenten einen detaillierten Bericht über die neuen französischen Tanks nebst genauer Angabe der schwachen Punkte ihrer Konstruktion und die Art ihrer Verwendung sowie Mitteilungen über den Frontsek-

tor, auf dem sie angesetzt werden sollten. Diese sensationelle Meldung stammte von einer Spionin, einer französischen Schauspielerin namens Suzette, die einen hohen Offizier bestochen hatte, von dem sie ihr Material erhielt. Sie arbeitete unter der Kontrolle eines Holländers, der, als er ergriffen wurde, Suzette verriet und ans Messer lieferte, um seine Haut zu retten. Die Frau ohne Namen übergab den Rapport dem Oberst von T., der als technischer Sachverständiger dem Nachrichtendienst attached war, und ersuchte ihn um sein Urteil, indem sie zugleich darauf hinwies, dass der Bericht aus unbedingt glaubwürdiger Quelle stamme. Der Oberst las den Bericht durch und äusserte sich ziemlich absprechend und skeptisch über die neue französische Waffe, die sich nach seiner Überzeugung unmöglich in dem von Granattrichtern durchwühlten und mit Stacheldrahtverhauen gesicherten Kampfgebiet vorwärts bewegen könne. Er glaubte vielmehr, dass es sich hier um eine beabsichtigte Irreführung handle und dass die Agentin dabei von dem feindlichen Geheimdienst hineingelegt worden sei. Sie erwiderte, dass das zwar sehr unwahrscheinlich sei, aber immerhin möglich sein könne. Kurze Zeit darauf traf ein neuer Bericht ein, dem diesmal genaue Pläne und Photographien von Tanks beigegeben waren. Wie die Frau ohne Namen auf den ersten Blick erkannte, waren es äusserst wertvolle Dokumente. Sie zeigte sie dem Oberst, der nach kurzer Prüfung sein Urteil dahin zusammenfasste: «Technisch möglich, praktisch unmöglich!» Da-

für übernehme er jede Verantwortung. Sie entgegnete, sie werde in diesem Sinne an das Grosse Hauptquartier berichten, was auch geschah. Als nach einigen Tagen bei dem nächsten feindlichen Angriff die Tanks zum erstenmal in Aktion traten, war ihre Wirkung sowohl in technischer wie auch in moralischer Hinsicht geradezu vernichtend. Sie wirkten vollkommen überraschend und richteten riesige Verluste an, da, eine Folge des Gutachtens des Oberst von T., jegliche Vorbeugungs- und Abwehrmassnahmen gegen die Tanks unterlassen worden waren. Die Spionage-Direktrice war ausser sich vor Empörung über den unverzeihlichen Leichtsinn, mit dem der Oberst gehandelt hatte. Aber sie zeigte ihren Zorn nicht, sondern handelte kühl und entschlossen. Sie übersandte ihm durch eine Ordonnanz einen Armeerevolver und das Schreiben des Grossen Hauptquartiers, das auf die durch die Tanks verursachten Verluste und die falsch bewerteten Nachrichten durch den Geheimdienst Bezug nahm und fügte nur die Randbemerkung hinzu: «Sie wissen, was Sie zu tun haben.» Der Oberst verstand, und erschoss sich noch am selben Abend.

Auch bei dem tragischen Schicksal des Holländers van Kaarbeck war ihre Hand im Spiel. Dieser, ein Spieler, Trinker und Don Juan aus Passion hatte als eleganter Kavalier in Paris sein nicht unbeträchtliches Vermögen rasch vergeudet und war dann nacheinander Croupier in einem Kasino an der italienischen Riviera, Professor der Tanzkunst, Hauslehrer und Theaterkontrolleur gewesen. Kurz nach Ausbruch des Krieges befand er sich

in Spa, wo er in einem Hotel 4. Ranges als Autowäscher kümmerlich sein Leben fristete. Hier entdeckte ihn eines Tages ganz zufällig einer der Schlepper der Frau ohne Namen, die stets auf der Suche nach geeigneten Neutralen war, die sich für Missionen im Feindesland ganz besonders eigneten. Van Kaarbeck machte den üblichen Ausbildungskurs für Spione durch, lernte den Gebrauch von Geheimtinten und wurde vor allem in das Geheimnis eines neuen, in seiner Einfachheit geradezu genialen Chiffres eingeweiht, dessen Existenz die Franzosen erst sehr spät entdeckt haben. Dieser Trick bestand in dem Einrücken einer in verabredeter Sprache abgefassten Annonce in irgendeiner Pariser Tageszeitung und ermöglichte so eine rasch und ziemlich sicher wirkende artilleristische Feuerleitung der «dicken Berta», des deutschen Ferngeschützes, mit dem Paris beschossen wurde, und der bombenwerfenden Flugzeuge. Der Text dieser Annoncen war derartig harmlos abgefasst, dass er sich in nichts von dem der übrigen Inserate unterschied und daher auch keinerlei Verdacht erregte. Da stand z.B. auf der 4. Seite des «Matin» folgende kleine Anzeige zu 3 Fr. die Zeile: «19-22- Bien arrivé avec nos trois amis. Mère malade. 3.160.» Diese Nummer des «Matin» gelangte auf dem üblichen Wege des Postversands in die neutrale Schweiz, wurde hier vom deutschen Geheimdienst gelesen und der Text sofort an die Frau ohne Namen nach Berlin oder Antwerpen telegraphiert, die den Text fol-

gendermassen las: «Das Geschoss ist im 19. Bezirk im Quadrat 22 der Karte von Paris gefallen und hat drei Menschen getötet. Der moralische Eindruck auf die Bevölkerung ist verheerend.» 3.160 war die Erkennungsziffer des Absenders. Dies Ergebnis wurde dann sofort der Obersten Heeresleitung mitgeteilt und das Riesengeschütz dementsprechend eingestellt.

Diese Feststellung der Einschlagspunkte der Geschosse der «dicken Berta» und der Bombenflugzeuge war natürlich nur eine von den Aufgaben, die van Kaarbeck zu lösen hatte. Er löste jedoch nicht eine einzige und versagte von Anfang an so vollkommen, dass er von vornherein ein Todgeweihter war. Gemäss seiner Instruktion begab sich van Kaarbeck über Holland nach England und von dort nach Frankreich. Schon in Dunkerque erregte er den Verdacht eines französischen Geheimagenten, der ihn in Antwerpen in der Umgebung der Frau ohne Namen gesehen hatte und wiedererkannte. Er musste sich einer zweitägigen Quarantäne unterziehen. Obgleich er gefährlich und verdächtig erschien, nahm man doch von seiner Abschiebung nach England Abstand. Man hielt es für zweckmässiger, seine Wege weiter zu verfolgen, um auf diese Weise zugleich mit ihm noch seine eventuellen Komplizen herauszubekommen und unschädlich machen zu können. Im Speisewagen des Schnellzuges, der ihn nach Paris bringen sollte, machte er die Bekanntschaft eines Holländers, der sich als ein ausserordentlich lebenswürdiger und unterhaltsamer Gesellschafter erwies. Beide waren bald ein

Herz und eine Seele und stiegen daher in Paris in demselben Hotel ab. Noch am gleichen Abend wollte van Kaarbeck Montmartre aufsuchen, in dessen Nachtlokalen er so viele lustige Stunden verlebt hatte und wo leider auch sein Geld geblieben war. Zugleich hoffte er, hier so manche galante Bekanntschaft aus früheren Zeiten wieder zu erneuern, die ihm jetzt vielleicht bei der Beschaffung von Nachrichten gute Dienste leisten könnte. Er ging daher mit seinem neuen Freund unverzüglich auf den Nachtbummel. Seine Briefftasche war mit Banknoten gespickt, und das Leben war wieder einmal verlockend und schön. Zu seinem Unglück ahnte er nicht, dass sein vermeintlicher Freund in Wirklichkeit ein französischer Geheimagent war, der nur auf den Augenblick lauerte, ihn als deutschen Spion zu entlarven. Beide zogen von einem Lokal ins andere und landeten um 2 Uhr morgens im «Rat Vivant». Hier wollte van Kaarbeck, der bereits schwer betrunken war, unbedingt noch mit einer der «jolies femmes», an denen hier kein Mangel war, soupieren. Sein Freund empfahl ihm, und zwar aus guten Gründen, eine dunkelhäutige Spanierin mit feurigen Augen, die in diesem Lokal als andalusische Tänzerin auftrat und zu dem Klappern der Kastagnetten verführerisch ihren üppigen, halbnackten Leib wiegte. Ahnungslos ging van Kaarbeck in die Falle.

Diese Spanierin, die zwar wie eine Spanierin aussah, aber eine echte Südfranzösin war, stand als Spitzel im Dienst der französischen Geheimpolizei. Sie verstand es,

indem sie sich als erklärte Feindin Frankreichs aufspielte, so rasch das Vertrauen des naiven Holländers zu gewinnen, dass dieser ihr bereits noch in derselben Nacht gestand, für die Deutschen tätig zu sein, und sie fragte, ob sie nicht auch für den deutschen Geheimdienst arbeiten wolle, was ihr viel Geld einbringen werde. Die «Spanierin» erbat sich ein paar Tage Bedenkzeit und erklärte sich dann dazu bereit, nachdem die Polizei sie angewiesen hatte, diese Rolle zu spielen. Van Kaarbeck gab ihr einige Fragebogen, auf denen verzeichnet stand, was für Auskünfte er wünschte, und besass sogar die Unbesonnenheit, sie zwei anderen deutschen Agenten, die er von Antwerpen her kannte, vorzustellen. Diese jedoch waren entsetzt, ihr Geheimnis einer Frau wie der Tänzerin vom Montmartre preisgegeben zu sehen. Sie verschwanden so rasch sie konnten, und benachrichtigten die Frau ohne Namen von diesem gefährlichen Vorfall. Die Spionage-Direktrice erkannte, dass der beispiellose Leichtsinn des Holländers eine grosse Gefahr für den deutschen Geheimdienst darstelle und gleichbedeutend sei mit Verrat. Eines Morgens fand ein Polizist bei seinem Rundgang in einer der winkligen, menschenleeren Gassen des alten Montmartreviertels einen Mann mitten in einer grossen Blutlache liegen. Er lag mit weit auseinandergestreckten Armen auf dem Gesicht. In seinem Rücken steckte noch das Messer, mit dem er ermordet worden war. Es war deutschen Fabrikats und trug auf der Klinge den Herkunftsort «Solingen» eingraviert. Der

Tote war der Holländer van Kaarbeck, der gerade an diesem Tage verhaftet werden sollte.

Der persönliche Mut und die Unternehmungslust der Frau ohne Namen kannte keine Grenzen. Sie begnügte sich keineswegs damit, vom sicheren Port aus ihre Schachfiguren und Marionetten, das Gewimmel der internationalen Agenten, zu leiten und die grosse Nachrichtenmaschine in Gang zu halten. Missionen von hervorragender Wichtigkeit, deren Lösung besonders schwierig erschien, übernahm sie selbst und begab sich dann kühn und verwegen weit hinter die feindliche Front. Wie es ihr gelang, unerkannt und unbehelligt über die streng bewachte Grenze zu gelangen, bleibt ein Rätsel, war sie doch dem Geheimdienst der Entente dem Aussehen nach wohlbekannt. Sie konnte daher kaum auf dem regulären Wege an den offiziellen Grenzübertrittsstellen passieren, mochte sie auch mit einem falschen Pass ausgerüstet sein. Wahrscheinlicher ist es, dass sie auf verborgenen Schmugglerpfaden über die französisch-schweizerische Grenze gelangte oder durch eins der zahlreichen Schmugglerwirtshäuser, die oft so gelegen waren, dass die Grenze mitten durch sie hindurchführte. Es ist klar, dass dies den illegitimen Grenzübertritt ausserordentlich erleichterte. Bei keiner ihrer waghalsigen Exkursionen nach Frankreich wurde jedoch ihre Spur entdeckt, und wie durch eine Tarnkappe geschützt blieb sie stets unbemerkt.

Sie stand jetzt auf der Höhe ihrer Macht. Ihr seltsamer

Beruf bereitete ihr, wie sie selbst einmal eingestanden hat, einen hohen intellektuellen Genuss, und sie hätte ihn selbst nicht für einen Thron eingetauscht. Sie fühlte sich auch ohne Thronessel als Königin in ihrem Reich der Spionage. Nachdem sich ihr Chef und Protektor Major Nicolai fast völlig den neuen Aufgaben, die im Laufe des Krieges der Abteilung III B erwachsen waren, nämlich dem Pressedienst und dem vaterländischen Unterricht in der Armee, gewidmet hatte und sich nur auf die Beaufsichtigung des eigentlichen Nachrichtendienstes beschränkte, hatte sie in vieler Beziehung völlig freie Hand und eine überragende Selbständigkeit erhalten.

Fast ebenso rasch wie ihr Aufstieg vollzog sich aber auch ihr Abstieg. Mit dem Sturz ihres Chefs kurz nach der Novemberrevolution war auch ihr Fall besiegelt. Vergeblich waren die Anstrengungen Nicolais, in seiner Stellung zu bleiben, um nach dem Versailler Friedensdiktat dem schrankenlosen Eindringen des feindlichen Nachrichtendienstes in Deutschland entgegenzutreten. Die Oberste Heeresleitung hielt ihn, der mit seinen Nachrichten stets jede auftauchende Friedensmöglichkeit schon im Keim erstickt hatte, und Männer, die, wie der frühere Botschaftsrat Freiherr von Eckardtstein und der Freund des Kronprinzen Arnold Rechberg für den Frieden eintraten, hatte verhaften lassen, politisch für zu stark belastet. Der Kriegsminister lehnte sogar seine militärische Verwendung im Grenzschutz ab. Er wurde beurlaubt.

Der feindliche Nachrichtendienst hielt in der Form der Interalliierten Überwachungskommissionen unter der Leitung des Generals Dupont, des Chefs des französischen S. R. vor und während des Krieges, nunmehr offiziell seinen Einzug in das wehrlose Deutschland. Nicolai entschwand den Augen der Öffentlichkeit und tauchte im Dunkel unter, um erst im Dritten Reich ein neues Tätigkeitsfeld zu finden.

Auch die Frau ohne Namen fand den Weg ins bürgerliche Dasein zurück. Alle Angaben und Erzählungen, dass sie im hemmungslosen Genuss von Morphin und Kokain Ersatz für die entschwundenen Sensationen des Spionagedienstes gesucht habe und schliesslich, körperlich und geistig durch das Laster der Rauschgifte zugrunde gerichtet, 1929 in einer Irrenanstalt als unheilbare Kranke Aufnahme gefunden habe, sind in das Reich der romantischen Fabel zu verweisen und entsprechen nicht der nüchternen Wirklichkeit. Die gänzliche Unwahrhaftigkeit derartiger Behauptungen wird schon allein durch die Tatsache widerlegt, dass sie sich selbst noch 1930 über solche Legenden und Märchen in einer Veröffentlichung lustig gemacht hat.

«SECRET SERVICE»

Der «Secret Service» stellt nicht, wie meistens angenommen wird, eine einheitliche Organisation dar, die an einer bestimmten Stelle zentralisiert ist, sondern Kriegsministerium (War Office), Admiralität, Luftfahrtministerium, Auswärtiges Amt (Foreign Office), Innenministerium, Handelsamt und Kolonialministerium haben ihren eigenen Geheimdienst, der selbständig und völlig unabhängig von den übrigen Geheimdiensten arbeitet. Das gegenseitig gehütete Geheimnis wird so streng gewahrt, dass sich beispielsweise der groteske Fall ereignen konnte, dass Agenten des War Office und des Foreign Office sich bei der Belieferung mit Waffen und der Bestechung eines Araberhäuptlings gegenseitig bekämpften, weil jeder von ihnen glaubte, er habe den Vertreter einer fremden Macht vor sich.

Das Foreign Office verfügt, wie es heisst, über die ausgewähltesten und am besten organisierten Agenten. Es sind entweder Leute aus dem Aussenamt selbst oder Privatleute mit entsprechenden Beziehungen, die aus Patriotismus diese Aufgabe, oft nur zeitweise und wenn die politischen Verhältnisse es erfordern, übernehmen und häufig nicht einmal dafür bezahlt werden. Das War Office beschäftigt dagegen die weitaus grösste Zahl von Geheimagenten, zumeist Offiziere, deren Chef nur seinen nächsten Untergebenen, den höchsten Beamten des

War Office und dem Premierminister bekannt ist. Hier ist der geheime militärische Nachrichtendienst und die Spionageabwehr zentralisiert, und die vielfach verschlungenen unsichtbaren Fäden, die von dieser Stelle ausgehen, umspannen den Erdball. Ohne die bereits in Friedenszeiten sorgfältig und planmässig geleitete Vorarbeit des Geheimdienstes des Handelsamtes (Board of Trade) wäre die Wirtschaftsblockade im Kriege gar nicht denkbar. Schon zwei Jahre vor Kriegsausbruch wurden die feindlichen Handelsbeziehungen zu den neutralen Staaten aufgespürt und die allgemein gefürchteten «Schwarzen Listen» vorbereitet, so dass die Wirtschaftsblockade schlagartig in dem Augenblick einsetzen konnte, als 1939 der Krieg erklärt wurde.

Der geheime Nachrichtendienst, der in dem «Intelligence Department» des Generalstabes im War Office in London konzentriert ist, hatte besonders in Indien und während des Burenkrieges in Südafrika Gelegenheit, sich zu betätigen. Seit der durch Eduard VII. geschaffenen Entente cordiale und der dem ersten Weltkrieg vorhergehenden Einkreisungspolitik richtete sich die englische Spionage hauptsächlich gegen Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei, deren militärische Geheimnisse sie zu entschleiern suchte. Nach dem Urteil Lord Fishers, erstem Seelord Englands, hat jedoch der englische militärische Geheimdienst im Burenkrieg versagt. Sagt er doch darüber in seinen «Erinnerungen» wörtlich: «Es ist kläglich, wie sehr nicht nur im letzten

Kriege, sondern auch besonders im Burenkrieg unsere Spione und Nachrichtenstellen versagten. Lord Kitchener, der Oberbefehlshaber der englischen Truppen in Südafrika, hatte ein «Friedenskomitee» geschaffen, dem landesverräterische Buren angehörten. Dieses Komitee hatte ausser dem Namen nichts mit humanitären Bestrebungen zu tun, diente vielmehr lediglich Spionagezwecken.» Wie die Buren selbst darüber dachten, geht mit hinreichender Deutlichkeit aus einer Depesche des War Office vom 13. Januar 1901 hervor, in der es heisst: «Die Agenten, die das Friedenskomitee der gefangenen Buren zu Pretoria abgesandt hatte, wurden in dem Lager von de Wet am 10. Januar zu Gefangenen gemacht. Einer dieser Emissäre, ein britischer Untertan, wurde erschossen, die beiden andern wurden durchgepeitscht.» Im August 1900 wurde der englische Artillerieleutnant Cordual von den Buren verhaftet, der Spionage überführt und erschossen.

Im Südafrikanischen Kriege verdiente sich auch der spätere Generalleutnant Lord Baden-Powell, der berühmte Gründer der über die ganze Welt verbreiteten Boy-Scouts (Pfadfinder-Bewegung), sicherlich der bedeutendste englische Offiziersspion der Vorkriegszeit, die Sporen als Kundschafter. Sein Hauptagent, der ihm hierbei die grössten Dienste leistete, war ein Zulukaffer mit Namen Jan Grootboom, der als Jäger und Führer viel mit Weissen in Berührung gekommen war, europäische Kleidung trug, fliessend englisch sprach und die seiner Rasse eigentümliche Schlauheit und Beherztheit besass.

Die in Geheimschrift abgefassten Meldungen wurden durch einheimische Botenläufer, namentlich durch die äusserst gerissenen Viehdiebe überbracht, denen es immer wieder gelang, sich durch die feindlichen Linien hindurchzuschleichen. Auch durch Rauchfeuer, durch kleinere oder grössere Rauchsäulen gaben die Eingeborenen den Engländern über Stärke und Bewegungen der Buren geheime Nachricht.

Als echter Engländer betrieb Lord Baden-Powell die Spionage, die er als Offizier im amtlichen Auftrage ausführte, zugleich als interessanten Sport, der die ' Nerven kitzelt, aber auch den ganzen Mann erfordert. Kann doch bereits die geringste Unachtsamkeit, die unbedeutendste Nachlässigkeit hier sofort zur Entdeckung führen und eine langjährige Freiheitsstrafe und im Kriege den Tod zur Folge haben. Ein zweiter Sherlock Holmes, war Lord Baden-Powell mit allen Schlichen und Tricks eines vielgewandten Detektivs vertraut, mit der erstaunlichen Verwandlungsfähigkeit eines routinierten Schauspielers begabt und daher jeder, auch der gefährlichsten Lage gewachsen.

Einst erhielt er den Auftrag, Näheres über den Standort und die Stärke der Geschütze der Festung Cattaro in Dalmatien, die während des ersten Weltkrieges oft beschossen wurde, auszukundschaften. Er erfüllte die Mission in der harmlosen Maske eines Schmetterlingsjägers. Sein ganzes Rüstzeug bestand aus einem Skizzenbuch, das eine ganze Anzahl von völlig ausgearbeiteten und zum Teil nur halbfertigen Zeichnungen von Schmetterlin-

gen enthielt, ferner ans einem Farbkasten und einem Schmetterlingsnetz. Schmetterlinge haschend, näherte er sich den Forts auf den einsamsten Berghängen und zeichnete dann in aller Gemütsruhe in die Schmetterlingsflügel die Umrisse der einzelnen Forts, den Standort und die Grösse der Geschütze ein, unerkennbar für das Auge des Uneingeweihten, der die Linien und Punkte der Festungsskizze für die natürliche Zeichnung des Schmetterlings halten musste und ihn selbst für einen verschrobenen Engländer.

Als unauffälliger Forellenfischer stellte er im Auftrage seiner Regierung fest, ob in einem gewissen Lande bestimmte Gebirgspässe für Truppen passierbar seien. Die stimmungsvolle Zeichnung «Morgendämmerung im Gebirge», die er inmitten der im gebirgigen Manövergelände operierenden Spezialtruppen in aller Seelenruhe entwarf, legitimierte ihn, als er entdeckt wurde, den Offizieren gegenüber als talentierten Landschaftszeichner, dem man höflichst eine Tasse Kaffee und Zigaretten anbot und allerlei von den gerade stattfindenden Felddienstübungen ausplauderte, wovon, wie man glaubte, er ja doch nichts verstand. Er aber sah und hörte bei dieser Gelegenheit so viel, dass er seinen Vorgesetzten einen ausführlichen Bericht über die beobachteten Gebirgstruppen, ihre Geschütze, ihre Verpflegungs- und Lazaretteinrichtungen, ihre Karten und Signale übergeben konnte.

Eines Tages wurde er beauftragt, die Leistungsfähigkeit eines neuen Maschinengewehres, mit dem gerade

Versuche angestellt wurden, in Deutschland auszukundschaften. In unauffälliger Kleidung, in der Tasche eine grosse Flasche mit Schnaps, begab er sich zu dem eingezäunten und von Posten bewachten Schiessstand, wo die betreffenden Schiessübungen stattfanden. Er lockerte eine Latte der Umzäunung und spähte hindurch. Da nahte der Posten. Schnell schob er die Latte an ihre alte Stelle und bespritzte seinen Rock mit dem stark riechenden Inhalt der Flasche. Als der Posten ihn zur Rede stellte, bot er ihm dreist zu trinken an, während er wie ein Betrunkener hin und her schwankte. Dadurch wurde der Posten über seine eigentlichen Absichten getäuscht, er hielt ihn für einen harmlosen Trunkenbold, der an der betreffenden Stelle sich zu einem Schläfchen ins Gras gelegt hatte. Und anstatt ihn zu verhaften, gab der Posten ihm noch freundlich den Rat, nach Hause zu gehen, was sich Lord Baden-Powell selbstverständlich nicht zweimal sagen liess. Seine kluge Voraussicht und schauspielerische Fähigkeit hatten ihn gerettet.

In seinem Buche «My adventures as a Spy» widmet er der Verkleidungstechnik der Spione ein ganzes Kapitel, in dem er sehr treffend auch die psychologischen Grundlagen der verschiedenen Manipulationen hervorhebt. Nach seiner Ansicht, die auf gründlicher persönlicher Erfahrung beruht, spielt nicht so sehr das Kostüm eine wesentliche Rolle als vielmehr die Fähigkeit, seiner ganzen Erscheinung ein völlig neuartiges Gepräge zu geben, und vor allem die Stimme und den Gang so zu verän-

dern, dass man, auch von hinten gesehen, völlig unkenntlich bleibt. «Einem Spion darf es gar keine Schwierigkeiten machen, heute mit der Zunge anzustossen und morgen ein nervöses Augenzwinkern oder eine näselnde Stimme vorzutäuschen», sagt Lord Baden-Powell. Er empfiehlt auch, stets eine zweite Krawatte und Kopfbedeckung bei sich zu führen, die in Form und Farbe von der, die man augenblicklich trägt, gänzlich verschieden sind, denn die Erfahrung lehrt, dass sich einem bei flüchtiger Begegnung mit einer Person die Farbe der Krawatte und die Art der Kopfbedeckung am festesten einzuprägen pflegt.

Starkes Interesse zeigte der britische Geheimdienst vor dem ersten Weltkrieg für die militärischen Einrichtungen Österreichs, der Türkei und vor allem Deutschlands. Nach der Angliederung Bosniens und der Herzegowina an die Donaumonarchie erhielt diese mit den neuen Staatsbürgern auch neues Soldatenmaterial. Lord Baden-Powell gelang es, unbeachtet den Manövern dieser neuen Truppen, von deren Marschleistungen man sich Wunderdinge erzählte, beizuwohnen, wobei er leicht feststellen konnte, dass der Gefechtswert dieser neuen Soldaten im Gegenteil äusserst gering war. Von einem alten Getreidedampfer aus, der zwischen Odessa und Liverpool verkehrte, kundschaftete er die Festungswerke der Dardanellen aus, indem er im Einverständnis mit dem Kapitän von einem Ufer zum andern fuhr und das Schiff immer gerade wie zufällig vor einem Fort vor

Anker gehen liess, was dann dem zumeist schnell herbeieilenden Lotsenboot mit einem plötzlichen Defekt am Steuerruder begründet wurde. Er selbst begab sich alsdann in einem Boot scheinbar auf Fischfang, in Wirklichkeit jedoch nahm er Lotungen vor und fertigte Skizzen vom Standort der Geschütze und Karten von den für eine Landung in Betracht kommenden Stellen an.

In Deutschland spazierte er mitten unter den Arbeitern frühmorgens in eine Kriegswerft hinein, um den Bau eines neuen Maschinenhauses und die Anlage eines neuen Trockendocks zu besichtigen. Trotzdem er bemerkt und verfolgt wurde, gelang es ihm doch, die notwendigen Feststellungen zu machen und glücklich zu entwischen. Bei dem Versuch jedoch, in das Geheimnis der neuerfundenen deutschen Leuchtrakete und eines neuen Beobachtungsballons einzudringen, wurde er zusammen mit seinem Bruder mitten im Festungsgelände verhaftet. Aber auch hier gelang es ihm dank der ritterlichen Behandlung, die man ihm als Offizier zuteil werden liess, schliesslich zu entkommen.

Besonderes Interesse zeigte der englische Nachrichtendienst für die deutsche und dänische Küste, ihre Häfen, Flussmündungen und Befestigungsanlagen, kam es doch darauf an, hier die geeignetsten Landungsmöglichkeiten für den Kriegsfall festzustellen. 1910 und 1911 wurden die englischen Offiziere Brandon und Trench und der englische Rechtsanwalt Stewart bei einem derartigen Erkundungsversuch in der Kieler Förde und im Nordostseekanal verhaftet. Der Hauptstützpunkt der

englischen Vorkriegsspionage auf dem Kontinent befand sich in Brüssel, wo in der Rue Carchard das «Intelligence Department» des englischen Generalstabes sein grösstes Spionagebüro etabliert hatte. Es stand unter der persönlichen Leitung eines Generalstabsoffiziers und unterhielt Zweigstellen in Spanien und Amsterdam. Die treibende Kraft war hier der englische Ingenieur Dale Long, der zahlreiche Agenten nach Deutschland entsandte, von denen mehrere abgefangen wurden. In der Schweiz war es damals den Bemühungen des Admirals Lord Fisher gelungen, mit privaten Mitteln einiger reicher patriotischer englischer Geschäftsleute eine geheime Nachrichtenzentrale aufzutun, der es gelang, sämtliche Chiffremeldungen zu erhalten, die von den fremden Botschaften, Gesandtschaften und Konsulaten in der Bundeshauptstadt Bern ausgingen, sowie auch den Schlüssel zu diesen Chiffren!

Einen enormen Erfolg, der bei Beginn des ersten Weltkrieges die weitgehendsten militärisch-strategischen Folgen haben sollte, erzielte die englische Gegenspionage in den letzten Jahren vor dem ersten Weltkriege. Der Apparat des englischen Abwehrdienstes war zwar nur klein, er bestand 1909 aus vier Offizieren, drei Detektiven und sieben Beamten, aber er arbeitete mit grosser Präzision und – hatte vor allem Glück. Sein Erfolg beruhte nicht zum wenigsten auf grober Fahrlässigkeit des Gegners. Und zwar war es der Chef des geheimen Nachrichtendienstes des deutschen Admiralstabes selbst, der durch seine unverständliche Unbedachtsamkeit den Engländern

dern den Schlüssel zur Erschliessung des deutschen Geheimnisses in England in die Hand gab. Dieser gehörte anlässlich des Besuches des deutschen Kaisers in London zur kaiserlichen Suite und besuchte eines Abends nach Geschäftsschluss den im dunkelsten Norden Londons gelegenen Friseurladen eines gewissen Mr. Ernst. Dieser seltsame Vorgang war den Detektiven von Scotland Yard natürlich nicht verborgen geblieben. Man sah sich daraufhin den Hairdresser, einen in England geborenen Deutschen, etwas näher an und entdeckte sehr bald, dass er bei dem deutschen geheimen Nachrichtendienst die Funktion eines «Briefkastens» ausübte. Das heisst, er hatte die aus Berlin an ihn gelangenden Briefe, die an die einzelnen deutschen Geheimagenten in England gerichtet waren, mit englischen Briefmarken zu versehen und der Post zu übergeben.

Vier Jahre hindurch las die englische Gegenspionage den gesamten Briefwechsel des deutschen Admiralstabes mit seinen 22 Agenten in England, und wusste daher über die deutschen Wünsche und Absichten in militärisch-maritimer Hinsicht bestens Bescheid. Das gesamte deutsche Spionagenetz in England lag, ohne dass man in Berlin auch nur das geringste davon ahnte – und das ist wohl das Merkwürdigste an dieser überaus seltsamen Geschichte – offen vor den Augen des englischen Abwehrdienstes, der sich natürlich wohlweislich hütete, die Leute in ihrer Arbeit zu stören und sich dadurch diese wertvolle Informationsquelle zu verschütten, arbeitete

der deutsche Geheimdienst doch gewissermassen unter britischer Aufsicht.

Erst am 4. August 1914, unmittelbar vor der englischen Kriegserklärung, wurde zugegriffen, und 21 Spione, deren Adressen ja bestens bekannt waren, wurden verhaftet. Nur einem einzigen gelang es, durch den Hafen von Hull zu entweichen. Die militärisch wichtige Folge dieses Zugriffes war aber, dass der deutsche Admiralstab zu Kriegsbeginn auf lange Zeit hinaus ohne jegliche Nachrichten über die englischen Schiffsbewegungen und den Transport des englischen Expeditionskorps über den Kanal war, was vielleicht den Ausgang des ersten Weltkrieges nicht unwesentlich beeinflusst hat.

Die Grundlagen des modernen militärischen geheimen Nachrichtendienstes Englands wurden im Jahre 1907 im Auftrage der Regierung von dem Colonel Edmonds und seinem Nachfolger Colonel MacDonough gelegt, der dann zu Kriegsbeginn die Leitung des Spionagedienstes beim Stabe des Feldheeres Frenchs übernahm. Der eigentliche Schöpfer aber und Organisator der englischen Weltkriegsspionage ist General Cockerill, dem im September 1914 die Leitung der «Special Intelligence Section» des Generalstabes übertragen wurde. Dieser verfügte bereits über grosse Erfahrung auf diesem Gebiet, die er sich während seiner jahrelangen Tätigkeit als Nachrichtenoffizier in Indien und im südafrikanischen Kriege erworben hatte. Es gelang ihm binnen kurzer Zeit, eine Organisation von gewaltigem Umfang zu

zu schaffen, die sich wie ein riesiges Fangnetz von der Spionage und Gegenspionage bis auf die militärische Überwachung der Hafen-, Kabel-, Post- und Pressezensur erstreckte. Der Spionagedienst des Admiralstabes lag in den Händen des Admirals Sir Reginald Hall, der auf diesem Posten der Nachfolger seines Vaters war, welcher schon vor vierzig Jahren das «Naval Intelligence Department» ins Leben gerufen hatte. Sir Reginald Hall hat besonders auf dem Gebiet der Gegenspionage und beim Abfang von Spionen Bedeutendes geleistet. Dreissig Spione fielen ihm in die Hände, von denen elf im Tower erschossen und einer gehängt wurde.

Die englische Spionage hat während des ersten Weltkrieges unbestreitbar grosse Erfolge erzielt. Sie verdankte diese in erster Linie den unbegrenzten Geldmitteln, die für Spionagezwecke zur Verfügung standen. Die englischen Agenten mussten freilich auch etwas leisten, aber sie wurden dafür durch hohe Prämien belohnt. Zahlte doch die britische Admiralität für Nachrichten über feindliche Seestreitkräfte sogar bis zu 25'000 Fr. Jedoch bezahlte der englische Nachrichtendienst im Gegensatz zu andern Mächten seine Agenten niemals im voraus, was für den Auftraggeber den Vorteil hatte, dass er so leicht nicht beschwindelt werden konnte, da das gelieferte Material erst nach sorgfältigster Prüfung bezahlt wurde. Dafür kam es aber auch nicht vor, was vielfach von französischer Seite geschah, dass der Agent um den

Ertrag seiner lebensgefährlichen Arbeit geprellt oder gar, was noch schlimmer war, kaltlächelnd dem Feinde ans Messer geliefert wurde, wenn man ihn aus gewissen Gründen gern los sein wollte.

Das Geheimnis des Erfolges der englischen Kriegsspi-
one beruht auf der nüchtern geschäftsmässigen Arbeit
der leitenden Organe bei den Nachrichtenstellen, sowie
in der Verwendung nur unbedingt vertrauenswürdiger
Personen als Agenten, denen man, sobald sie erprobt wa-
ren, ohne Bedenken grosse Geldmittel zur Verfügung
stellte, damit sie den nach englischer Ansicht einzig
möglichen Weg erfolgreicher Spionage gehen konnten,
nämlich sich durch Bestechung in den Besitz geheimer
Nachrichten zu setzen. Auf eine Verwendung von
Frauen als Spioninnen hat der englische Nachrichten-
dienst im Gegensatz zu dem deutschen und französi-
schen weniger Wert gelegt, da nach englischer Ansicht
die Indiskretion und das ausgeprägte Gefühlsleben des
Weibes zu grosse Gefahrsmomente auf dem Gebiete der
Spionage darstellen. Jedoch wurden Frauen zur Verbrei-
tung irreführender Nachrichten benutzt. Hiezu erwiesen
sie sich als sehr geeignet, konnten und sollten sie doch
die ihnen absichtlich unter dem Siegel der Verschwie-
genheit mitgeteilten Dinge nicht bei sich behalten.

Die hervorragendsten Leistungen wurden aber von
englischen Offiziersspionen vollbracht, die aus rein pat-
riotischen Motiven handelten und die Spionage als inte-
ressanten Sport ansahen. Auch neutrale Journalisten

wurden häufig vom englischen Geheimdienst zu Erkundungsreisen nach Deutschland und an die Front verwendet.

Äusserst wertvolle Dienste leistete den Engländern ihren eigenen Angaben zufolge ein deutscher Offizier, dessen Name bis heutigentags nicht festgestellt werden konnte, und der daher nur unter seiner Geheimdienst-Chiffre J. M. 27 bekannt ist. Dieser Spion hatte in Heidelberg studiert, war Reserveoffizier und stand bereits im Frieden in englischem Solde. Nachdem er einige Zeit an der Front geweilt hatte, wurde er wegen seiner hervorragenden militärischen Fähigkeiten zum Generalstab abkommandiert. Als Hauptmann beim Stabe eines fürstlichen Armeeführers hatte er die beste Gelegenheit, seine Auftraggeber aus erster Quelle zu bedienen. Hierbei ging er so geschickt vor, dass nie auch nur der geringste Schatten eines Verdachts auf ihn fiel, wobei ihm wesentlich der Umstand zustatten kam, dass er als Einzelgänger arbeitete und auf keiner Agentenliste verzeichnet stand. Als Major weilte er schliesslich mit der deutschen Waffenstillstandskommission in Spa, um dann für immer zu verschwinden. Er begab sich nach England, wo er als Lohn für seine erfolgreiche Tätigkeit eine bedeutende Summe ausbezahlt erhielt, die ihm fortan ein behagliches Rentnerdasein auf einer Azoreninsel ermöglichte.

Seine festeste Basis auf dem Kontinent hatte der englische Nachrichten- und Spionageabwehrdienst in Holland. Sein Hauptinteresse konzentrierte sich auf die Be-

obachtung der deutschen und belgischen Küste und der deutschen Flotte. Das grösste englische Spionagebüro befand sich in Rotterdam und war in den Räumen der «Uranium Steamship Co.», die über fünfzehn Zimmer verfügte, untergebracht. Nach aussen hin trat es als kaufmännisches Unternehmen unter der Firma «Commercial Adviser of the English Government» auf, das ein Heer von Reisenden, alias Spionen, beschäftigte. Die Leitung hatte Captain Tinsley inne, der 1915 die englische Spionage in der Schweiz organisiert hatte. Sein Stellvertreter war der Sohn des russischen Generalkonsuls in Rotterdam, der früher der englischen Spionagezentrale in Kopenhagen zugeteilt war. Im April 1916 wurde eine aus zwei Herren und vier Damen bestehende Spionagebande, die mit offiziellen, auf aristokratische Namen lautenden englischen Pässen versehen war, verhaftet, die die einzelnen Forts des Scheldemündungsgebietes photographiert hatte. Im Dezember desselben Jahres wurden nicht weniger als siebenundzwanzig Personen wegen Spionage zugunsten Englands in Holland festgenommen, darunter ein englischer Major, ein Hauptmann, ein Leutnant, einundzwanzig Belgier und vier Frauen.

In der Schweiz trat der englische Geheimdienst weniger hervor. Eins seiner Spionagebureaux bestand hier in der geschickten Aufmachung einer Sprachschule in Bern mit Filialen in Zürich und Basel, welche letztere im April 1916 ausgehoben wurde. Dabei wurden fünf Personen, vier Basler und eine Luxemburgerin, verhaftet. Von der

Schweiz aus suchte der englische Nachrichtendienst vor allem die Zeppelinwerft in Friedrichshafen zu erkunden. So wurde der englische Fliegerangriff am 21. November 1915 auf die Zeppelinwerft nachweislich erst durch die Spionage des in englischen Diensten stehenden Monteurs Rieser, eines gebürtigen Schweizers, ermöglicht, der später vom Reichsgericht zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt wurde.

In den skandinavischen Staaten machte sich vor allem die englische Handels- und Wirtschaftsspionage bemerkbar. Besonders Schweden hatte schwer darunter zu leiden, Hafenstädte wie Malmö und Trelleborg waren von englischen Handelsspionen geradezu überschwemmt. So wurde 1915 beispielsweise die gesamte ausländische Korrespondenz einer bekannten Gotenburger Firma in Kopie der englischen Gesandtschaft in Stockholm übermittelt. Eine umfassende Handelsspionage trieb ein gewisser Mr. Philpotts, der lange Zeit in Gotenburg und Nyköping unter dem Deckmantel eines «commercial attaché» tätig war. Zwei seiner Untergebenen wurden ausgewiesen. Das gleiche Schicksal traf den Engländer Henry Duncan Ross, der sich jahrelang als Sprachlehrer in Schweden aufhielt, aber schliesslich als Handelsspion entlarvt wurde.

Nach dem ersten Weltkriege verlor das militärisch machtlose und entwaffnete Deutschland ganz erheblich an Interesse für den englischen Nachrichtendienst. An seine Stelle traten Frankreich und Sowjetrussland. Schon vor dem ersten Weltkrieg hatte eine England kompro-

mittierende Spionageaffäre in Paris grosses Aufsehen erregt. Und wie ein Schlaglicht beleuchtete die Nachkriegsverhältnisse in dieser Hinsicht die Nachricht von dem im Oktober 1925 erfolgten Diebstahl wichtiger Geheimdokumente aus der Wohnung des Marineattachés bei der französischen Botschaft in London.

Kurz darauf, im Dezember desselben Jahres, erfolgte dann die sensationelle Entdeckung einer englischen Spionagezentrale in Paris, die hier in der harmlosen Aufmachung einer Fabrik zur Herstellung radiotelegraphischer Apparate arbeitete. Diese merkwürdige, dicht neben der Flugzeugfabrik von Blériot gelegene Fabrik war jedoch ständig geschlossen, denn sie diente nur als Aushängeschild für wichtigere Zwecke, die der Erkundung der französischen Luftstreitkräfte und der damit verbundenen Einrichtungen wie Flugzeugfabriken und Flugplätze an der französischen Nord- und atlantischen Küste, galten. Auch in diesem Falle finden wir wieder aktive englische Offiziere als Kundschafter am Werk. Der «Ingenieur⁶⁴ Leather, der Direktor der Fabrik, war ein aktiver «Intelligence Officer» des englischen Generalstabes und war, bevor er nach Paris ging, als solcher vom Waffenstillstand bis zum Jahre 1924 im besetzten Köln tätig gewesen. Sein «Buchhalter» Philipps war ebenfalls ein englischer Nachrichtenoffizier und wurde in den Kriegsjahren 1915 bis 1916 als Spion verwendet. Er führte mehrere kühne Fliegerlandungen hinter der deutschen Front aus und hielt sich verkleidet in deutschen Mannschafts-

depots und Etappenorten auf. Er galt als einer der geschicktesten englischen Kundschafter. Als «Packer» fungierte ein in England naturalisierter Pole namens Fisher.

Diese drei pflegten sich in einer internationalen Bar des Boulevard Malesherbes zu treffen, wo Leather unter seinem Decknamen Roger Gérard auch seine Korrespondenz erhielt, Liebesbriefe von seiner Freundin, wie er sagte, die er hierher gelangen lasse, damit seine Frau nichts davon merke. Diese Freundin war die Halbwelt-dame Marcelle Moreuil, die, nachdem sie eine Zeitlang Krankenpflegerin in einer Privatklinik in Neuilly gewesen war, sich in den Ateliers des Montparnasse als Künstlermodell betätigte, bis sie schliesslich Fliegerin und Fallschirmkünstlerin wurde. Als solche verkehrte sie viel mit französischen Fliegeroffizieren, hatte ein Liebesverhältnis mit einem französischen Obersten und erhielt durch ihn sogar Zutritt zu den Militärlagern. Das war natürlich der eigentliche Zweck ihrer Luftkunststücke, war sie doch das von Leather bezahlte ausführende Organ, die durch ihre intimen Beziehungen die gewünschten Informationen zu beschaffen hatte.

Es ist ganz interessant zu hören, was England wissen wollte. Man wollte Bescheid wissen über die Flugstärke, die Nummern und die Zusammensetzung der Flugschwader, über die Ausdehnung und Anlage der Landungsstellen, über Bahnverbindungen und Schifffahrtswege und über die Anlage für drahtlosen Fernverkehr. Alle diese Feststellungen mussten jedoch durch photographische Aufnahmen belegt sein. Und auch diese For-

derung erfüllte die Moreuil. Die Entdeckung des Spionagenestes erfolgte anscheinend ganz zufällig anlässlich der Verhaftung eines holländischen Hochstaplers, der in der Uniform eines französischen Marineoffiziers auftrat und intime Beziehungen zur Moreuil unterhielt. Mancherlei Anzeichen jedoch scheinen darauf hinzudeuten, dass die Moreuil vielleicht eine französische Gegenspionin war, die nur scheinbar auf die Absichten der englischen Agenten einging, um sie dann schliesslich umso sicherer entlarven zu können. Vielleicht war sie auch eine Doppelspionin und arbeitete für gutes Geld für beide Seiten. Fest steht jedenfalls, dass sowohl Leather wie auch Philipps bei ihrer Vernehmung zugegeben haben, dass sie im Geheimdienst des englischen Generalstabes standen. Die für England etwas peinliche Affäre führte zu einer persönlichen Demarche des englischen Botschafters in Paris bei Briand, woraufhin sich der Entrüstungsturm in der französischen Presse etwas legte. Schrieb doch das «Journal des Débats» anlässlich dieser Affäre: «Während in Genf von den Engländern auf Frankreichs Entwaffnung hingearbeitet und mit Friedensphantasien aufgewartet wird, sucht der englische Spionagedienst unsere Luftverteidigung zu erforschen und unsere Errungenschaften auf diesem Gebiet durch entsprechende Gegenmittel zu paralisieren.»

Nach dem Zusammenbruch des zaristischen Regimes in Russland wendete der englische Nachrichtendienst dem früheren Bundesgenossen seine ganz besondere

Aufmerksamkeit zu. In den englischen Militärmissionen an den Grenzen in Reval wie in Kowno hatte er seine festen Stützpunkte. Auch hier waren es Offiziere, wie Captain Sidney, George Reilly, Captain Hill und Major Ally, die hervorragende Geheimdienstarbeit leisteten. Vor allem Reilly war ein Mann, der sich selbst neben General Lord Baden-Powell sehen lassen konnte. Er war der Sohn eines irländischen Kaufmanns und einer durch ihre Schönheit berühmten Russin und sprach fließend Russisch und Deutsch. Er war eine tollkühne Abenteurernatur, ein verwegener Vabanquespieler, dessen glühendster Wunsch es war, auf möglichst romantische Weise getötet zu werden, ein Wunsch, der auch schliesslich in Erfüllung gehen sollte.

Im Jahre 1900 finden wir ihn in der Mandschurei, in Port Arthur, wo er das Holzgeschäft «Grünberg & Reilly» begründete, um dann bald darauf Direktor der weltbekannten dänischen «East Asiatic Company» zu werden. Aber das waren alles nur Kulissen, hinter denen er seine Kundschaftertätigkeit für die japanische Regierung ausübte. Als Reilly jedoch eines Tages entdeckte, dass einer seiner Manager, den er selbst engagiert hatte, ein Agent der russischen Gegenspionage war, zog er es doch vor, eiligst aus Port Arthur zu verschwinden. Um keinen Argwohn zu erregen, entführte er bei dieser Gelegenheit gleich eine Dame, mit der er bisher geflirtet hatte, nach Japan, wo er eine grosse Summe für seine erfolgreiche Tätigkeit ausbezahlt erhielt. Nach dem russisch-japanischen Krieg begab er sich nach St. Peters-

burg, wo es ihm mit Hilfe der ihm engbefreundeten russischen Gräfin R. gelang, in den Kreis um Rasputin einzudringen, der für die russische Politik bekanntlich von massgebender Bedeutung war.

1910 erkundete er das russische Flugwesen und richtete sogar selbst einen Flugplatz ein. Während des ersten Weltkrieges weilte er von 1917 ab zu Spionagezwecken in Deutschland. Ende 1918 befand er sich in Moskau, wo es ihm glückte, zu einem einflussreichen Beamten der Sowjetregierung aufzusteigen. Als solcher war er in der Lage, sich die wichtigsten und vertraulichsten Sowjetdokumente zu verschaffen, die er manchmal direkt aus dem Zimmer Trotzki und dem Büro der 5. Internationale erhielt. Diese Dokumente beförderte dann sein getreuer Helfer Captain Hill sofort nach London. Selbst über die geheimsten Beschlüsse des Allrussischen Hauptvollzugsausschusses (Weik) war die englische Regierung, schon kurz nachdem diese gefasst worden waren, durch Reilly unterrichtet. Von geradezu weltpolitischer Bedeutung sollte die durch ihn erfolgte Übermittlung des berühmten Sinowjew-Briefes sein, dessen Veröffentlichung in der englischen Presse zum Rücktritt des Kabinettes MacDonald führte, das Zustandekommen des englisch-russischen Handelsvertrages vereitelte und als Endergebnis die Front der europäischen Staaten gegen Sowjetrussland zur Folge hatte.

Als schliesslich Reilly von einem aus England zurückkehrenden kommunistischen Agenten offen als englischer Spion bezeichnet wurde, verstand er es, sich so ge-

schickt zu verteidigen, dass nicht er, sondern sein Ankläger wegen Spionageverdacht verhaftet wurde. Immerhin schien es ihm jetzt doch an der Zeit zu sein, aus Russland zu verschwinden. Jetzt war es klar, dass er doch ein Spion gewesen war. Ein hoher Preis wurde auf seinen Kopf gesetzt, sein Signalement über ganz Russland verbreitet und sämtliche Beamte der G. P. U., der russischen Geheimpolizei, angewiesen, ihn niederzuschossen, sobald er ihnen vor die Augen komme.

Trotzdem unternahm Reilly noch verschiedene verwegene Reisen in das verbotene Land. Bei seiner letzten Fahrt hatte er von der «vorläufigen zaristischen Regierung» in Paris den Auftrag erhalten, die Gesinnung der russischen Bauern zu erkunden. Als Bauer verkleidet wagte er nach wochenlangem Warten den Sprung über die Grenze und fand in dem Dorf Allekule eine Stellung, bis er sich hier eines Tages, es war der 28. September 1925, Beamten der G. P. U. gegenüber sah, die ihn ohne Weiteres niederknallten. Sein gewünschtes romantisches Schicksal hatte sich erfüllt. In London feierte man ihn als Held, der für sein Vaterland gefallen war.

EIN SPION WIRD ZUR STRECKE GEBRACHT

Im ersten Weltkrieg wurden in dem Gebäude der Postüberwachungsstelle in London täglich tausende von Postsäcken mit Briefschaften aus allen Teilen des Erdballs abgeladen, von geschäftigen Händen durch die langen Korridore geschleppt und nach einem wohldurchdachten Plan, nach Erdteilen und Ländern geordnet, auf die einzelnen Säle und Zimmer verteilt. Eine bevorzugte und beschleunigte Behandlung genossen alle Postsendungen, die aus den neutralen Ländern Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, Schweiz, Spanien kamen. Und dies aus gutem Grund. War doch hier die Möglichkeit am grössten, geheime Mitteilungen feindlicher Agenten in Geheimschrift oder Chiffre zu entdecken, die mit den ins neutrale Ausland vorgeschobenen deutschen geheimen Nachrichtenstellen in Verbindung standen.

Alle Postsachen, Briefe wie auch Telegramme von und nach dem neutralen Ausland wurden daher in den beiden Postüberwachungsstellen in Liverpool und London ganz besonders sorgfältig geprüft und bei dem geringsten Verdacht zurückgehalten. Bereits zwei deutsche Spione waren auf diese Weise entdeckt worden, der deutsche Marineoffizier Carl Hans Lody, der seine Nachrichten ganz offen in englischer und deutscher Sprache an eine vereinbarte Deckadresse nach Stockholm gegeben, und Anton Küpferle, der mit Zitronen

saft zwischen den Zeilen harmlos scheinender Geschäftsbriefe seine Meldungen nach Holland geschickt hatte. Während Lody als erster deutscher Spion im Tower erschossen wurde, hatte sich Küberle, dem ein gleiches Schicksal bevorstand, vor der Hinrichtung in seiner Gefängniszelle erhängt.

Mitte Februar 1915 nun nahm ein neues Drama seinen Anfang in dem Augenblick, als eine hübsche junge Miss in einem der Säle der Londoner Postüberwachungsstelle, in dem die für Holland bestimmte Post bearbeitet wurde, einen Brief nach Rotterdam in der Hand hielt, dessen Adresse sie stutzig machte. Der Name des Adressaten kam ihr bekannt vor. Sie griff rasch nach dem Verzeichnis, das eine Reihe von Namen und Adressen in Holland enthielt und schaute nach. Richtig, da stand der Adressat tatsächlich angegeben. Es war die «Schwarze Liste», in der die englische Gegenspionage die Namen und Adressen der Personen vermerkt hatte, die in dem dringenden Verdacht standen, in Holland für den deutschen geheimen Nachrichtendienst tätig zu sein.

Der Inhalt des Schreibens schien zwar unverfänglich genug zu sein und enthielt auch nicht das geringste, was irgendwie hätte Verdacht erregen können. Die Unterschrift lautete «L. Cohen», und als seine Adresse hatte der Absender «22 High Street, Deptford, London» angegeben. Die junge Zensorin erhob sich von ihrem Tisch und begab sich mit dem geheimnisvollen Brief zu dem Abteilungsleiter, dem sie ihre Bedenken mitteilte. Dieser

las die Adresse und den Brief und griff sofort zum Telefon, um sich mit dem Special Branch von Scotland Yard verbinden zu lassen. Es war das diejenige Abteilung des C. I. D., des Criminal Investigation Department, die während des Krieges zusammen mit der Gegenspionage bei der Abwehr der feindlichen Spionage tätig war, während sie im Frieden politischen Zwecken gedient hatte, die politischen Flüchtlinge in England überwacht und für die Sicherheit der königlichen Familie und prominenter Politiker zu sorgen gehabt hatte. Als sich Scotland Yard auf den Anruf meldete, teilte er dem sich meldenden Inspektor den Sachverhalt kurz mit und ersuchte um unverzügliche Feststellung der Persönlichkeit des L. Cohen, wohnhaft 22 High Street, Deptford.

Und schon wenige Minuten darauf sauste ein mit zwei Detektiven besetztes grünes Auto in der Richtung nach der in East End gelegenen Strasse davon. Die Jagd nach dem Spion begann! Die Nachforschungen jedoch, die man nach Mr. L. Cohen in dem Hause 22 High Street anstellte, führten zu einem negativen Ergebnis. Sämtlichen Einwohnern dieses Hauses, die man befragte, war ein Mann dieses Namens gänzlich unbekannt. Ein Mr. L. Cohen wohnte weder in diesem Hause, noch hatte er je hier gewohnt.

Mit dieser Feststellung war aber dennoch bereits etwas sehr Wichtiges erreicht worden. Es war damit der Beweis erbracht, dass der Schreiber des Briefes nicht seinen richtigen Namen angegeben hatte. Er musste dem-

nach gewichtige Gründe gehabt haben, sich nicht als Verfasser dieses allem Anschein nach so harmlosen und nichtssagenden Briefes zu bekennen. Eine verdächtige Adresse, ein falscher Name als Absender, ein unverfänglicher Text, den doch jeder mit seinem Namen decken konnte ohne Unannehmlichkeiten befürchten zu müssen, das waren drei Momente, die die Vermutung, es hier mit dem Erzeugnis eines gefährlichen Spions zu tun zu haben, ins Riesengrosse wachsen liess. Eine Prüfung auf unsichtbare Schrift schien demnach dringend geboten.

Der Brief wurde daher der Abteilung der Postüberwachungsstelle übergeben, die sich mit der chemischen Untersuchung verdächtiger Briefe auf Geheimtinte befasste. Damals genügte es noch vollständig, wenn man mit einem heissen Plätteisen über den verdächtigen Brief fuhr, um unsichtbare Schrift mit bestem Erfolg sichtbar zu machen.

Und so wurde auch für diesen Brief das Plätteisen geheizt und, als es die notwendige Temperatur hatte, unter allgemeiner Spannung auf den Brief des Mr. L. Cohen gepresst. Da, ein allgemeiner Freudenschrei! Klar und deutlich war wie mit einem Zauberschlag zwischen den Zeilen des Briefes ein neuer Text in bräunlicher Färbung aufgetaucht, der Mitteilungen enthielt, die für die von Oberst Nicolai geleitete Abteilung III B. des Grossen Generalstabes wie auch für den deutschen Admiralstab von grösstem Interesse sein mussten. Bekanntlich tappte man hier sowohl über den Aufmarsch wie auch über die

Stützpunkte und Kriegsgliederung der britischen Flotte völlig im Dunkeln. Die Nachrichten in diesem Brief betrafen die Ausbildung neuer Mannschaften in Aldershot, den Termin ihrer Abfahrt über den Kanal, den Bau von Schiffen zur U-Boot-Abwehr auf dem Clyde, die allgemeine Volksstimmung, die er als schlecht bezeichnete und die Rekrutierung Lord Kitcheners, die er als Fehlschlag hinstellte. Jetzt war erwiesen, dass in dem Vereinigten Königreich ein äusserst gefährlicher Spion am Werk war, der mit unleugbarem Geschick seine dunkle Maulwurfsarbeit verrichtete, ein heimlicher Verräter, der unter Umständen das Schicksal ganzer Divisionen und Geschwader in seiner Hand hielt und unermesslichen Schaden anrichten konnte.

Soviel wusste man bereits, was man aber noch nicht wusste, war, wie dieser Mann mit seinem richtigen Namen hiess und wo man ihn fangen konnte. In dieser Hinsicht fehlte jeder Anhalt, der zu seiner Entdeckung führen konnte. Nur ein Schritt blieb noch zu tun übrig, der zwar in Bezug auf den Täter selbst wenig Hoffnung versprach, aber zur Klärung der Sachlage sicherlich beitragen musste. Der Chef der Londoner Postüberwachungsstelle, Lieutenant-Colonel G. S. H. Pearson, dem die Angelegenheit vorgetragen worden war, setzte sich daher mit dem Chef des britischen Geheimdienstes und der Gegenspionage, Colonel Cockerill, in Verbindung, damit der Fall von der Gegenspionage weiter verfolgt werde.

Es erschien ihm notwendig zu sein, gründliche Ermittlungen über die Person des Adressaten in Rotterdam anzustellen, eine Aufgabe, die in das Arbeitsgebiet der Gegenspionage fiel. Für den Special Branch von Scotland Yard kam sie nicht in Betracht, da dieser nur innerhalb der Landesgrenzen in Aktion treten durfte.

Noch am selben Tage schiffte sich im Hafen von Tilbury ein Agent der Gegenspionage in der harmlosen Maske eines Geschäftsreisenden nach Rotterdam ein, wo er ungefähr eine Woche damit zubrachte, mit Unterstützung der ständig in Rotterdam weilenden britischen Geheimagenten den verdächtigen Holländer zu beobachten. Er stellte unschwer fest, dass dieser Mijnheer oftmals mit dem deutschen Konsul zusammenkam und Briefe von der deutschen Gesandtschaft im Haag erhielt, vermutlich aus der Abteilung des Militärattachés. Kurz, seine Mitteilungen bestätigten vollauf, was dem britischen Geheimdienst bereits bekannt war, nämlich, dass der Mijnheer ein wichtiges Zwischenglied zwischen den in England tätigen Spionen und dem deutschen Geheimdienst war. Etwas über Mr. L. Cohen war jedoch in Rotterdam nicht zu erfahren. Der Agent der britischen Gegenspionage kehrte daher nach London zurück, um über das magere Ergebnis seiner Nachforschung in Holland Bericht zu erstatten. Vom Spion selbst fehlte noch immer jede Spur.

Der riesige Apparat des Geheimdienstes, der Postzensur, des Special Branch von Scotland Yard, der durch seinen Brief in fieberhafte Bewegung gesetzt worden war,

sah sich mit seiner Aktion am Ende. Es blieb daher nichts weiter übrig, als wachsam auf der Lauer zu liegen und geduldig auf ein weiteres Lebenszeichen des Gesuchten zu warten. Dies Lebenszeichen liess indes ziemlich lange auf sich warten. Erst nach Verlauf von zwei Wochen fischte die Hand des Zensors aus den Tausenden von Briefen einen neuen Brief mit der verdächtigen Adresse und in der gleichen Handschrift wie das erste abgefangene Schreiben heraus. Wieder trat das bewusste magische Plättchen in Tätigkeit, und siehe da, wieder erschienen die braunen Schriftzüge der Geheimschrift zwischen den harmlosen Zeilen des Briefes. «Wie können Sie erwarten, von mir wertvolle Nachrichten zu erhalten, wenn Sie mir kein Geld senden? Ich sende Ihnen doch Nachrichten von enormem Wert und befinde mich täglich in Lebensgefahr», beklagte sich der unbekannte Absender. Leider enthielt dieser Notschrei aber nicht den geringsten Hinweis, der zur Entdeckung des Briefschreibers führen konnte. Auch ein Brief, der einige Tage darauf abgefangen wurde, gab in dieser Hinsicht keinerlei Aufschluss. So verging ein Monat, ohne dass es gelungen wäre, der Lösung des Rätsels um den geheimnisvollen Briefschreiber auch nur um einen Schritt näher zu kommen.

Da trat plötzlich die entscheidende Wendung ein. Wieder hatte der Zensor in der Postüberwachungsstelle einen an den verdächtigen Mijnheer in Rotterdam geschickten Brief erwischt, der diesmal zwar nicht die Schriftzüge des Mr. L. Cohen zeigte, jedoch ebenfalls den

Poststempel Deptford trug. Er wurde natürlich sofort auf unsichtbare Schrift hin untersucht, und nicht ohne Erfolg. Er enthielt nur eine ganz kurze Mitteilung, aber diese Mitteilung war der erste Lichtstrahl, der das Dunkel der geheimnisvollen Affäre zu erhellen begann. Diese Mitteilung lautete: «C. ist nach Newcastle gegangen, daher schreibe ich dies von 201.» C. war sicherlich kein anderer als Cohen und allem Anschein nach bedeutete die Zahl 201 nichts anderes als die Hausnummer einer Strasse in Deptford. Die Frage war nur, welche Strasse das sein konnte.

Es war die Aufgabe von Scotland Yard, das herauszubekommen, und so trat denn wieder der Special Branch in Tätigkeit. Der Beamte, der den «Fall L. Cohen» zu bearbeiten hatte, setzte sich unverzüglich telephonisch mit dem Polizeirevier von Deptford in Verbindung und fragte an, welche Strassen dort die Nummer 201 aufzuweisen hätten. Schon ein paar Minuten darauf kam der Gegenanruf, es gäbe nur eine Strasse mit dieser Nummer und zwar High Street. Der Bewohner des Hauses 201 sei der Bäcker und Konditor Peter Hahn. Dieser ausgesprochen deutsche Name wirkte bereits alarmierend. Es war klar, hier war man endlich auf der richtigen Fährte. Dieser Mann war unzweifelhaft der Schreiber des letzten Briefes.

Und schon kurz nach dem Telefongespräch raste ein Polizeiauto mit Detektiven des Special Branch und zwei Bobbies in Uniform in der Richtung nach Deptford. Als die Kriminalbeamten den Laden 201 High Street betra-

ten, stand Hahn gerade hinter dem Ladentisch und bediente einen Kunden. Beim Anblick der Polizei erblasste er, und er zitterte, als ihm mitgeteilt wurde, er stehe im Verdacht, ein deutscher Spion zu sein und solle in Scotland Yard verhört werden. Auf die Frage, wer C. sei, entgegnete er mürrisch, er wisse nichts von C. Und als man ihm vorhielt, er habe doch selbst geschrieben, C. sei nach Newcastle gegangen, demnach müsse er doch C. kennen, rief er aus: «Findet ihn selbst, wenn ihr könnt!»

Der dringende Verdacht, dass dieser Bäckerladen hinter seinem harmlosen Äusseren ein gefährliches Spionennest verbarg, wurde durch den Fund, den die Detektive bei der Durchsuchung des hinter dem Laden gelegenen Wohnzimmers machten, bestätigt. Da fand sich nämlich, in einer Pappschachtel sorgfältig verpackt, eine komplette Ausrüstung für das Schreiben mit unsichtbarer Tinte, sämtliche Requisiten wie Geheimtinte, Spezialpapier, Wolle und Ammoniak waren vorhanden. Was sich aber nicht fand, war eine deutliche Spur von C. So gründlich auch die ganze Wohnung systematisch durchsucht wurde, die Person des C. blieb weiter im Dunkel. Es schien daher geboten, die Ermittlungen in der näheren Umgebung des Bäckerladens fortzusetzen. Wenn irgendwo, dann musste sich hier etwas über Mr. Cohen erfahren lassen.

Und während Hahn, der unzweifelhafte Komplize von C., von den beiden Bobbies sorgfältig behütet, in einem Auto zum Verhör nach Scotland Yard gebracht wur-

de, stellten die zurückgebliebenen Detektive mehrere Stunden lang mit den Bewohnern der benachbarten Häuser Verhöre an. Es waren echte East End-Typen, Menschen aller Rassen, grösstenteils ärmliche Leute, die einen heruntergekommenen Eindruck machten, an die sie mit unermüdlicher Zähigkeit und nie erlahmender Geduld immer wieder die Frage stellten, ob sie wüssten, mit wem Mr. Hahn verkehrt habe und was das für Leute gewesen seien, ob ein gewisser Cohen darunter gewesen sei usw. Die meisten unter seinen Kunden vermochten nicht viel über ihren Bäcker zu berichten. Sie wussten zwar über die Qualität seiner Backwaren Bescheid, über seinen Verkehr jedoch wussten sie so gut wie nichts.

Da endlich machte eine alte Frau, die zu den täglichen Kunden des Bäckers gehörte, Angaben, die von grösster Bedeutung schienen. Sie berichtete, sie habe des Öftern einen grossen, stattlichen Mann, einen Russen, mit Hahn sprechen hören, der, wie sie glaube, Müller heisse und in der Gegend des Russel Square wohne. Diese sensationelle Mitteilung schien in der Tat der genauesten Nachprüfung wert zu sein und Nachforschungen in der Gegend von Bloomsbury gebieterisch erforderlich zu machen. Ein rasch herbeigerufenes Auto brachte die Detektive in die Gegend des Russel Square, wo sie in sämtlichen Hotels und Boarding Houses der näheren Umgebung des Platzes sich die Fremdenlisten vorlegen liessen und auf den Namen Müller hin durchsahen. Und richtig,

in der Liste eines Boarding House stand der Name Müller! Und als die Wirtin sogar noch bestätigte, dass der Gast ein Russe sei, da wusste man: er war es!

Aber der Vogel war gerade ausgeflogen. «Er ist augenblicklich nicht hier», bemerkte die Wirtin, «er ist nach Newcastle gefahren, um dort einen Freund zu besuchen.» Dass er sich im Hafen von Newcastle aufhielt, wusste man ja bereits aus dem abgefangenen Brief, und da die Wirtin seinen Aufenthaltsort obendrein bestätigte, so war demnach die Identität des geheimnisvollen «L. Cohen» mit dem Unbekannten «C.» und dem Russen Müller erwiesen. Nach kurzem Sträuben bequeme sich die Wirtin auch dazu, seine dortige Adresse anzugeben, die er, töricht genug, bei ihr hinterlassen hatte. Die Spur des Gesuchten war demnach gefunden. Es kam nur noch darauf an, ihn zu fassen. Da es bereits spät abends war, so beschloss man, das Netz, dessen Maschen sich bereits eng um ihn zusammengezogen hatten, erst am folgenden Tage zuzuziehen. Es war unmöglich, dass der Fisch daraus noch entschlüpfen konnte.

In der Frühe des Morgens klopfen zwei Detektive des Special Branch, die mit dem ersten Frühzug London verlassen hatten, an die Tür seines Hotelzimmers und forderten Einlass. Müller öffnete und bekam einen Wutanfall, als man ihm mitteilte, er stehe im Verdacht, ein deutscher Spion zu sein. Er drohte sogar tötlich zu werden, aber ein paar handfeste Griffe belehrten ihn, dass es klüger sei, sich dem unvermeidlichen Schicksal zu fügen.

Als er sah, dass Widerstand zwecklos sei, nahm er eine andere Haltung an und sagte: «Ich werde alles aufklären, sobald ich in London bin. Sie befinden sich im Irrtum, meine Herren. Ich bin russischer Staatsangehöriger und hasse die Deutschen.»

Er wurde nach London gebracht und dem Chef des C. I. D. von Scotland Yard, Sir Basil Thompson, zum Verhör vorgeführt. Dies Verhör fand in der denkbar verbindlichsten Form statt. Ein bequemer Klubsessel, auf dem er dem Polizeichef am Schreibtisch gegenüber sass, dessen freundlich lächelndes Gesicht und die ausgesuchte Höflichkeit, mit der er zu ihm sprach, konnten eher die Illusion in ihm erwecken, dass er der Einladung eines Gentleman zum Nachmittagstee gefolgt sei, als dass er einem Kreuzverhör entgegenseh, bei dem es um seinen Kopf ging. Nur die peinlichen, bohrenden Fragen erinnerten ihn an die grausame Wirklichkeit. Müller leugnete alles. Er bestritt, Hahn zu kennen, auch sei er nie in dem Hause 201 High Street gewesen. Er stellte auch in Abrede, jemals in Deutschland geweilt zu haben und behauptete, er verstehe kein Wort Deutsch. Er protestierte energisch gegen die ungeheuerliche und durch nichts gerechtfertigte Beschuldigung, er sei ein deutscher Spion. Nachdem er etwa eine halbe Stunde lang hartnäckig versucht hatte, seinen Kopf zu retten, holte Sir Basil Thompson zu dem entscheidenden Schlag aus. Er reichte ihm ein Schreiben, das auf seinem Schreibtisch in einer Mappe gelegen hatte und fragte ihn, ob er diesen Brief kenne.

Müller betrachtete den Brief nachdenklich und schwieg. Ohne auch nur ein Wort zu sagen, reichte er den Brief zurück. Er gab das Spiel auf, denn er wusste, als er die entwickelte Geheimschrift erblickte, es war aus. Er sass in der Falle, aus der es keine Rettung mehr gab.

Die weiteren Nachforschungen von Scotland Yard hellten das Dunkel, das die Gestalt Karl Friedrich Müllers umgeben hatte, weitgehend auf. Über sein bisheriges Leben gab er selbst, soweit es seine bürgerliche Betätigung anbetraf, in grossen Zügen bereitwillig Auskunft. Müller war 58 Jahre alt, ein in Libau geborener Balte, also russischer Staatsangehöriger. Er sprach Russisch, Deutsch, Englisch, Französisch und Holländisch fließend, hatte in den Ländern dieser Sprachen gelebt und sich als Handelsreisender, Wägemeister, Agent und auch im Hotelgewerbe durchs Leben geschlagen, ohne dabei Reichtümer zu sammeln. Nur über seine Beziehungen zum deutschen Geheimdienst war nichts weiter aus ihm herauszubekommen, als was er bereits durch sein beredtes Schweigen zugegeben hatte.

Ob er, der bereits vor dem Kriege in England lebte, schon damals für Deutschland tätig gewesen war oder seine Agententätigkeit erst nach Ausbruch des Krieges aufgenommen hatte, darüber war keine Klarheit zu erlangen. Darüber verweigerte er nach wie vor jede Aussage. An seinem Schicksal änderte er damit freilich nichts, denn die bereits vorhandenen Beweise genügten vollkommen zu seiner Verurteilung. Auch über die Me-

thoden, deren er sich bei seiner Spionagetätigkeit zu bedienen pflegte, hatte Scotland Yard interessante Einzelheiten in Erfahrung gebracht. Es wurde festgestellt, dass er sich an elegante junge Mädchen von lockerem Lebenswandel herangemacht und versucht hatte, sie unter dem Versprechen hoher Belohnung in seine Dienste zu ziehen. Sie sollten in den Wirtshäusern der Kriegshäfen die Gespräche der Matrosen belauschen und militärische Nachrichten von ihnen zu erhalten suchen.

Das erste Verhör seines Komplizen Peter Hahn durch den Chef von Scotland Yard war ergebnislos verlaufen. Er bestritt auch fernerhin, «C.» zu kennen und verweigerte jede weitere Aussage. Sicherlich war er lediglich das Werkzeug Müllers gewesen. Hahn war der Sohn eines in England naturalisierten Deutschen, der damals gerade in Deutschland weilte. Im Jahre 1913 hatte er Bankerott gemacht. Offensichtlich hatte er geglaubt, durch seine Spionagetätigkeit im Dienste Müllers, der ihm sicherlich goldene Berge versprochen haben wird, wieder zu Geld zu kommen. Möglich, dass auch patriotische Beweggründe mitgespielt haben.

Im Mai hatten sich beide vor dem zivilen Strafgericht im Old Bailey zu verantworten. Die Verhandlung war geheim, und zwar erfolgte diese Massnahme aus militärischen Gründen. Denn man wollte die Deutschen nicht wissen lassen, dass ihre Spione abgefasst seien, was sie aber bei einer öffentlichen Gerichtsverhandlung aus den Berichten der Londoner Presse natürlich sofort erfahren

hätten. Die Gerichtsverhandlung erinnerte mit ihren alt-hergebrachten Formen und ihrem mittelalterlichen Zeremoniell mehr an eine prunkvolle Theatervorstellung, als an einen nüchternen juristischen Akt. Man hätte sich in eine Galaoper versetzt glauben können.

Der Oberstaatsanwalt Sir John Simon hatte es dank der exakten Arbeit, die besonders der Special Branch von Scotland Yard geleistet hatte, nicht schwer, die Anklage zu vertreten. Die vorhandenen Beweisstücke, Briefe mit unsichtbarer Tinte an den feindlichen Nachrichtendienst, die Nachrichten über militärische Angelegenheiten enthielten, die beschlagnahmte Ausrüstung für Geheimschrift, alle diese Dinge redeten eine nur allzu deutliche Sprache. Müller, der mit blassem, sorgendurchfurchtem Gesicht neben Hahn auf der Anklagebank sass, vermochte zu seiner Verteidigung nichts vorzubringen, was ihn irgendwie hätte entlasten können. Hahn suchte alle Schuld auf den älteren Müller abzuwälzen und beteuerte, er habe nur unter seinem Einfluss gehandelt. Und tatsächlich hatte er mit seiner Taktik Erfolg, denn er erhielt nur sieben Jahre Zuchthaus, während Müller zum Tode durch Erschiessen verurteilt wurde. Seine gegen das Urteil eingelegte Berufung blieb erfolglos.

Am 22. Juni, einen Tag vor seiner Hinrichtung, wurde er vom Brixton-Gefängnis in den Tower gebracht, wo die Exekution stattfinden sollte. Während des Transportes ereignete sich ein ungewöhnlicher Zwischenfall. Der Ge-

fangene befand sich zusammen mit zwei ihn bewachenden Militärpolizisten in einem Taxi, während in einem andern Wagen der Assistant Provost – Marshal Lord Athlumney, dessen Aufgabe es war, die Hinrichtungen der Spione zu leiten, folgte. Die beiden Wagen befanden sich gerade in der Upper Thames Street unweit vom Tower, als plötzlich das Rad an dem Wagen, in dem Müller sass, brach. Dieser Vorgang erregte natürlich in der um die Mittagszeit besonders stark belebten Strasse erhebliches Aufsehen, umso mehr, als die Insassen der Droschke gerade nicht alltäglicher Art waren und jeder sofort erkannte, dass hier ein Gefangenentransport mit Hindernissen stattfand. Das fremdländische Aussehen Müllers und die beiden Militärpolizisten erregten auf der Stelle den Verdacht, dass man hier einen Spion vor sich habe. Und hasserfüllte Rufe «Deutscher Spion» und ähnliche Schimpfwörter wurden laut und führten zu einem Auflauf. Als Müller in eine andere Droschke umstieg, nahm die Menge sogar eine feindselige Haltung ein, und Fäuste reckten sich drohend in die Luft, um den Verräter zu schlagen. Nur mit Mühe gelang es der Bewachungsmannschaft, die Wütenden zurückzuhalten.

In der Nacht vor der Exekution ging Müller in seiner Zelle unruhig auf und ab, und die Wache vor der Tür hörte, wie er schluchzte und nach Frau und Kindern rief. In der Frühe des Morgens öffnete sich knarrend die schwere eisenbeschlagene Tür, und Lord Athlumney trat ein, um ihm mitzuteilen, dass seine Stunde gekommen sei. Gefasst und jetzt völlig in sein Schicksal ergeben,

liess er sich auf den Hof führen, wo bereits eine Abteilung von acht Gardegrenadieren unter dem Kommando eines Offiziers mit geladenem Gewehr in Reih und Glied auf ihn warteten. Auf die Frage, ob er noch einen letzten Wunsch habe, bat er, den Soldaten die Hand schütteln zu dürfen. Dieser merkwürdige Wunsch erregte zuerst begreifliches Erstaunen, doch nach kurzem Zögern gab Lord Athlumney seine Zustimmung. Und so schritt denn der Spion mit ernster Miene an der Reihe der Soldaten entlang und schüttelte jedem von ihnen die Hand, indem er sagte, er hege keinen Hass gegen sie, da sie ja nur ihre Pflicht erfüllten. Dann geleitete ihn der Unteroffizier zu dem verhängnisvollen Sessel, auf dem er Platz nahm und sich widerstandslos anbinden liess. Mit dem Verbinden der Augen durch eine weisse Binde waren die Vorbereitungen zu Ende. Ein kurzes Kommando erscholl und acht Gewehrläufe richteten sich auf Müllers Brust. Der Offizier hob seinen zierlichen Stock hoch, um ihn kurz darauf rasch zu senken. Das Krachen der Salve hallte dröhnend durch den Tower. Blutüberströmt fiel Müller vornüber. Er war sofort tot.

Damit aber war die Affäre Müller seltsamerweise noch keineswegs zu Ende. Müller war zwar für die Engländer tot, für die Deutschen aber blieb er noch längere Zeit am Leben. Er war auch weiterhin für den deutschen Geheimdienst von London aus tätig, schrieb Briefe an die bewusste Adresse in Rotterdam und teilte wichtige Nachrichten militärischer Art mit. Ja, er erhielt auch fer-

nerhin von Rotterdam aus reichliche Geldmittel für seine erspriessliche Tätigkeit übersandt. Nur, und das ist die Lösung des Rätsels, hat Müller, seitdem er im Brixton-Gefängnis gefangen sass, diese Briefe nie eigenhändig geschrieben und das für ihn einlaufende Geld nie zu sehen bekommen. Das nahm der britische Abwehrdienst in Empfang, in dessen Auftrag ein vielgewandter Schreibkünstler, der jede Handschrift nachzuahmen verstand, Müllers Schrift imitierte und auf diese Weise die ihm von Agenten des britischen Geheimdienstes diktirten Briefe, selbstverständlich mit Geheimtinte, schrieb.

Durch diesen Trick war der britische Geheimdienst in der Lage, vermischt mit harmlosen wahren Nachrichten, deren Bekanntwerden nichts schaden konnte, wichtige falsche, den Feind irreführende Meldungen dem deutschen Geheimdienst zu übermitteln. Eines Tages jedoch hörten die Antworten und Geldsendungen an Mr. Müller plötzlich auf. Anscheinend hatte man mit der Auswertung der übersandten Nachrichten doch schlechte Erfahrungen gemacht oder man hatte vielleicht endlich erfahren, dass der fleissige Briefschreiber schon längst seinen Geist ausgehaucht hatte. Erst mit diesem Tage wurden die Akten über den Fall Müller endgültig geschlossen. Von dem Gelde aber, das der deutsche Geheimdienst ahnungslos seinem toten Agenten geschickt hatte, wurde ein neues Dienstauto angeschafft, das zur Erinnerung an das ungewöhnliche Zwischenspiel den Spitznamen «Müller» erhielt.

EIN GEHEIMAGENT, DER GESCHICHTE MACHT

Oberst T. E. Lawrence ist ausser Lord Baden-Powell vielleicht der grösste Secret-Service-Mann, den England je gehabt hat. Er war zugleich ein politischer Agent und Drahtzieher grössten Formats, der, stets im Dunkel des Hintergrundes der Ereignisse, im Nahen und Fernen Osten Geschichte gemacht hat. Ein Schleier des Geheimnisses umhüllt die Persönlichkeit dieses Engländers, den man den «ungekrönten König von Arabien» genannt hat, und der seine Kriegsabenteuer in einem fesselnden Buch «Revolt in the Desert» selbst geschildert hat, zu dem sein Freund Bernard Shaw das Geleitwort schrieb. Das ihn umgebende Geheimnis liegt in der ganz ungewöhnlichen und erstaunlichen Vielseitigkeit seiner Persönlichkeit begründet, wie auch in den verschiedenartigen, nicht alltäglichen Methoden, deren er sich skrupellos zur Erreichung seiner Ziele bediente. Es ist daher verständlich, dass «Lawrence of Arabia», der es liebte, in der Tracht eines arabischen Scheichs in weissem Burnus und Abbas, mit der ganzen Würde eines Orientalen durch die Strassen Londons zu schreiten, der erklärte Liebling der englischen Schuljugend geworden ist, die in diesem kühnen Abenteurer ihre romantische Sehnsucht und ihr Ideal des ritterlichen Helden verwirklicht sieht.

Aber Lawrence war nicht nur ein Abenteurer grossen Stils, er war ein ebenso tüchtiger Soldat, Politiker, Diplo-

mat, kühner Flieger, geschickter Mechaniker, Gelehrter, Archäologe, Philologe und als solcher ein gründlicher Kenner der orientalischen Sprachen und ihrer Dialekte. Vor allem aber war er sicherlich der tüchtigste Mann des «Intelligence Department», des britischen Geheimdienstes. Captain Tuohy, der während des ersten Weltkrieges als Nachrichtendienstler in Ägypten tätig war und dort mit Lawrence zusammenarbeitete, hat das ganz unumwunden ausgesprochen. Colonel Lawrence gehört daher in eine Reihe mit Männern wie Generalleutnant Lord Baden-Powell (siehe sein Buch: «Meine Abenteuer als Spion»), dem hervorragendsten Vertreter der englischen Vorkriegsspionage, und Captain Reilly, der in der Maske eines hohen Sowjetbeamten das Londoner Foreign Office über alle wichtigen Vorgänge im Kreml auf dem Laufenden hielt, so lange, bis er, als Bauer verkleidet, beim heimlichen Überschreiten der Grenze von Agenten der G.P.U. nieder geknallt wurde.

Lawrence wurde im Jahre 1886 geboren und studierte, aus wohlhabender Familie stammend, in Oxford Archäologie und semitische Sprachen. Ausgedehnte Studienreisen führten ihn nach Arabien, Syrien, Palästina, Ägypten. Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges weilte er gerade im Heiligen Land. Er wurde als Leutnant der politischen Abteilung des anglo-ägyptischen Heeres in Kairo zugeteilt und errang sehr bald infolge seiner überragenden Sprach- und Landeskenntnisse eine bedeutende Stellung. Lawrence wurde schliesslich nach den Worten

Tuohys «wenn auch nicht der offizielle, so doch der eigentliche Chef des britischen Geheimdienstes (British Secret Service)» in Ägypten. Er war ein kühner Kundschafter. Bald schlich er sich allein oder in Begleitung einiger treu ergebener Beduinen, äusserlich ein Araber im weissen Burnus und mit langem Bart, in die Wüste hinter die türkischen und deutschen Linien und überbrachte dann seine knappen, lakonisch lautenden Meldungen dem englischen Hauptquartier. Oder er ritt auf schwankendem Kamel in die Wildnis, nahm an vereinbarter Stelle die Berichte seiner arabischen Agenten und Spione entgegen und versah sie mit neuen Instruktionen und Geldmitteln. Bei solchen Gelegenheiten führte er völlig das reguläre Leben des Wüstenbewohners und beobachtete auch aufs Strengste die religiösen Vorschriften des Korans und die Lebensgewohnheiten der Beduinen. Seine Spezialität waren die Sprengungen auf der von Damaskus nach Mekka führenden türkischen Eisenbahnlinie. Ganze Munitions- und Truppenzüge liess er in die Luft fliegen.

Von weittragender politischer Bedeutung aber wurde seine Tätigkeit, als er, der britische Geheimdienstchef, 1915 Verbindungsoffizier bei Hussein, dem 80jährigen verschlagenen Grossscherif von Mekka, dem Oberhaupt der Kirche aus dem Geschlecht Mohammeds, wurde und ihn unter dem Versprechen der Wiederaufrichtung des Reiches des Propheten zum bewaffneten Vorgehen gegen die türkisch-deutsche Front, die den Lebensnerv des

britischen Weltreiches, Ägypten und den Suezkanal, bedrohte, veranlasste. In dieser zündenden Idee eines freien Arabiens vom Mittelmeer zum Indischen Ozean, vom Persischen Golf zum Roten Meer, gelang es ihm, was noch keinem vor ihm geglückt war, nämlich die verschiedenen arabischen Stämme zu einigen. Und selbst die habgierigsten Wüstenräuber schenkten ihm ihr Vertrauen und verschmähten den von den Türken auf seinen Kopf gesetzten Preis von 20'000 Pfund. Mit starken Beduinenkorps, die von England unentgeltlich mit den modernsten Waffen und Munition ausgerüstet worden waren, stiess er zusammen mit Husseins Sohn Fessal gegen die linke Flanke der deutsch-türkischen Armee in Palästina vor und rollte sie auf. Im Rücken der Armee flammte der von ihm inszenierte Aufstand der arabischen Stämme auf und vernichtete den grössten Teil der flüchtenden Truppen, und 1918 zog er, der «ungekrönte König von Arabien», an der Spitze der Arabertruppen in Damaskus ein.

Ägypten war für England gerettet. Aber ein Grossarabien, wie Lawrence es Hussein verheissen hatte, kam nicht zustande. Colonel Lawrence wurde vom englischen Kabinett als Sachverständiger zu den Verhandlungen zugezogen, bei denen er übrigens durch sein burschikoses Auftreten die ehrwürdigen Tories oft genug vor den Kopf stiess. Auf seine Fürsprache hin erhielt Fessal den Thron von Irak und Husseins anderer Sohn, Abdullah, das Emirat von Trans Jordanien, billige Geschen-

ke, die England nichts kosteten. Hussein, um jede Hoffnung betrogen, wurde, als er gegen das treulose England zu revoltieren begann, kurzerhand auf die Insel Zypern verbannt. Colonel Lawrence aber lehnte alle Ehren und Auszeichnungen des englischen Königs ab, weil, wie er wörtlich sagte, «die Rolle, die er bei dem arabischen Aufstand gespielt hatte, sowohl für ihn selbst als auch für sein Vaterland und seine Regierung schimpflich gewesen sei. Er habe auf Befehl die Araber mit falschen Hoffnungen erfüllt.» Damit stellte sich Lawrence auf die Seite der Araber, aber das war gewiss nur eine schöne Geste.

Nach Friedensschluss wurde Lawrence ins Kolonialministerium berufen, wo er bis zum Jahre 1922 als Sachverständiger für orientalische Angelegenheiten tätig war. Aber diese sesshafte, eines biedereren Bürokraten würdige Beschäftigung ertrug sein unruhiges Abenteuererblut auf die Dauer nicht. Er wurde, merkwürdigerweise unter dem angenommenen Namen Ross, Flieger. Als dies jedoch in der Öffentlichkeit bekannt wurde, verschwand er plötzlich von der Bildfläche und tauchte in ein geheimnisvolles Dunkel unter. Allem Anschein nach hat er auch bei den blutigen Wirren in China seine Hand im Spiel gehabt, wo er sich als Gegenspieler Moskaus betätigte und, mit riesigen Geldmitteln versehen, die öffentliche Meinung des Reiches der Mitte zugunsten Englands zu beeinflussen suchte. Man muss sich seine Tätigkeit während des Krieges vor Augen halten, will man seine Mission in Afghanistan in ihrer ganzen weltpoliti-

schen Tragweite verstehen. Auch hier leistete er echte Geheimdienstarbeit, deren Aufdeckung aber schliesslich dem sowjetrussischen Nachrichtendienst gelang.

In Afghanistan, dem Einfallstor nach Indien, hatte sich in dem schon hundert Jahre zwischen Russland und England währendem Ringen um Mittelasien eine für England äusserst gefährliche Wendung vollzogen. Was England mit Hilfe von Lawrence in Arabien geglückt war, missglückte anfangs gründlich in Afghanistan, nachdem hier der englandfeindliche Emir Aman Ullah den Thron bestiegen hatte. Die Engländer haben ihm nie verzeihen können, dass er bei der grossen Erhebung gegen das englische Regime im Pendschab, die zu den blutigen Vorgängen von Amritsar führte, seine Hand im Spiele hatte, und dass er durch seine Agenten und Flugblätter von Kabul aus die antibritische Stimmung in Indien geschürt hatte. Dazu kam noch, dass die Engländer 1919 von den Afghanen gründlich geschlagen wurden – sie verloren nicht weniger als 10'000 Mann – und sich genötigt sahen, in dem Friedensvertrag von Rawalpindi die volle Souveränität Afghanistans und seine bestehenden Grenzen anzuerkennen. Der 1921 vom Aman Ullah mit Sowjetrussland abgeschlossene Freundschaftsvertrag, der ganz unzweideutig gegen England gerichtet war, enthüllte dann mit aller Deutlichkeit die Absicht der Sowjets, sich in Afghanistan einen Stützpunkt zur Revolutionierung Indiens zu schaffen. Alle Bemühun-

gen Englands, die Aufhebung dieses Vertrages herbeizuführen, scheiterten jedoch an dem tatkräftigen Aman Ullah, der es verstanden hatte, sein Land in wenigen Jahren zu einem wichtigen Machtfaktor in der Weltpolitik zu machen.

Hier konnte nur ein Mann wie Lawrence helfen. Und er half! In der harmlosen Maske eines einfachen Tommy finden wir ihn im Mai 1928 unter dem Namen Shaw bei dem 20. britischen Luftgeschwader in Peshawar in Indien. Es war ihm die Aufgabe gestellt, die britische Gegenspionage gegen die Bolschewisten in Indien und den Grenzstaaten neu zu organisieren und alle antirussischen Bestrebungen zu fördern. Seine wichtigste Mission aber war es, den unbequemen Aman Ullah zu beseitigen. Mit der Fliegerei hatte er nicht viel zu tun. Oft verschwand er wochenlang, und niemand wusste, wohin. Dann befand er sich in Mirmanshah, dicht an der afghanischen Grenze, um seine Kenntnisse im Pachtan, der Sprache des gewöhnlichen Afghanenvolkes, zu vervollkommen und die Sitten und Gebräuche des Landes zu studieren. Nachdem seine Vorbereitungen beendet waren, überschritt er in der Tracht eines afghanischen Derwishes die Grenze und trat mit den Stammesfürsten im Osten und Südosten des Landes in Verbindung. Diesen Stammesfürsten verstand er es klarzumachen, dass es ihnen eines Tages ebenso ergehen könnte wie den Königen in Europa und Russland, die spurlos von der Bildfläche verschwunden seien, wenn sie nicht gegen den

ehrgeizigen Emir, der ihnen ihre Machtstellung rauben wolle, mit der Waffe in der Hand vorgehen würden. Dies Argument klang äusserst überzeugend und verfehlte seine Wirkung nicht, hatten doch die zahllosen umwälzenden Reformen des europafreundlichen Aman Ullah, besonders auf religiösem und kulturellem Gebiet, diesem bereits die Todfeindschaft der Mullahs, der Geistlichkeit des Landes, zugezogen und die Hinrichtung des Obergeistlichen Abdur Rahman einen Sturm der Empörung gerade unter den Stämmen an der Südostgrenze erregt. So brach der Aufstand der Afridis und Schinwaris gegen Aman Ullah los, und bald stand das ganze Land in Flammen. Der Regisseur dieser Revolte aber eilte auf verborgenen Wegen nach der Hauptstadt Kabul, um scheinbar dem bedrängten König mit Rat und Tat gegen die Rebellen beizustehen und ihn diplomatisch daran zu erinnern, dass sich ein Gross-Afghanistan statt nach Süden bis zur Mündung des Indus noch viel günstiger auch nach Norden ausdehnen und Samarkand, Taschkent und Buchara umfassen könne. Der Emir aber muss seine Doppelrolle bald durchschaut haben, denn Lawrence sah sich, um der drohenden Verhaftung zu entgehen, genötigt, schleunigst nach Indien zu fliehen. Es war dem sowjetrussischen Nachrichtendienst gelungen, diesen gefährlichen Feind aufzuspüren und seine Maske zu lüften.

«Den grössten Erzsapion der Welt», nannte ihn eine indische nationalistische Zeitung. Wie man in Indien über ihn dachte, zeigt folgender Vorfall. Als sich bei den Be-

gräbnisfeierlichkeiten des indischen Nationalistenführers Lala Laipat Rai ein mohammedanischer Kaufmann aus den Grenzprovinzen vor seinem Sarge anbetend niederwarf, ging plötzlich ein Geranne durch die Menge, der Kaufmann sei gar kein Inder, sondern ein verkleideter Engländer, ein Spion, und niemand anders als der berühmte Colonel Lawrence. Man verprügelte den Mann, und die Polizei musste eingreifen, die dann feststellte, dass der Misshandelte nur ein harmloser mohammedanischer Kaufmann war.

Als die Weltpresse sich mit dem Colonel Lawrence ausführlich zu beschäftigen begann und im englischen Unterhaus ein Vertreter der Labour Party die Regierung um Auskunft über seine Tätigkeit in Indien ersuchte, sah sich die englische Regierung genötigt, den Vielgenannten nach England zurückzurufen. Als er am Pier von Plymouth an Bord des Dampfers «Rajputana» eintraf, wartete ein Heer von Reportern und Photographen auf ihn. Er wurde ihnen jedoch von einer Regierungspinasse entführt, die ihn zu dem Admiralsgebäude brachte, wo er zusammen mit dem Admiral den Lunch einnahm. Selbst in zweistündiger wilder Jagd durch die Strassen Londons gelang es den Presseleuten nicht, den gewitzten Abenteurer zu stellen.

Lawrence wurde wieder Flieger im Dienste der * «Royal Air Force». Seine Saat in Afghanistan war üppig aufgegangen. Aman Ullah musste auf seinen Thron verzichten und sein Land verlassen. Er ging nach Italien ins Exil. Bei dem

grossen Kurdenaufstand gegen die Türken im Sommer 1930 im Araratgebiet wurde Lawrence's Name von Neuem genannt. Wie die türkische Zeitung «Wakit» meldete, hatte er in der Maske eines Wunderdoktors in der persischen Grenzstadt Maku seine Operationsbasis, um von hier aus in enger Zusammenarbeit mit dem kurdischen Geheimbund «Khoibun» die wilden Kurdenstämme gegen die Türken aufzuwiegeln und damit zugleich durch Grenzzwischenfälle das gute Verhältnis zwischen Persien und der Türkei zu stören. Aber seine Intrigen scheiterten schliesslich, und der kurdische Aufstand wurde nach anfänglichen Misserfolgen von den Türken blutig niedergeschlagen.

Nach diesen Ereignissen finden wir ihn wieder als einfachen Flugzeugmechaniker auf der Cattewater Air Station der «Royal Air Force». Auf einem früheren Rennboot Segraves, das er sich umgebaut hatte und auf dem Motorrad, mit dem er rasende Fahrten unternahm, suchte er seinen Schnelligkeitsrausch auszuleben, vielleicht um zu vergessen, dass er ein vom Tode gezeichneter Mann war. Bei einer ärztlichen Untersuchung war nämlich festgestellt worden, dass er hochgradig tuberkulös war und ausserdem an einer unheilbaren Erkrankung des Blutes litt, die in absehbarer Zeit zum Tode führen musste. Den Rat der Ärzte, in einem milden Klima in völliger Ruhe zu leben, befolgte er nicht. Er dachte nicht daran, untätig auf dem Rollstuhl dahinzusiechen. Er schied indes aus der «Royal Air Force» aus

und liess sich als Privatmann in einem in Moreton gelegenen kleinen Landhaus nieder, wo er sich seinem Lieblingssport, dem Motorradfahren, mit aller Leidenschaft hingab. Er liebte das Tempo über alles und mit rasender Geschwindigkeit sauste er über die Landstrassen dahin. Da brach ein blinder Zufall die phantastische Lebenskurve dieses grossen Abenteurers jäh entzwei. In der Absicht, einem radfahrenden Botenjungen, der ihn nicht beachtet hatte, noch im letzten Moment auszuweichen, stürzte er und zog sich derart schwere Verletzungen zu, dass er fünf Tage danach, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben, am 19. Mai 1935 starb.

ENGLANDS GRÖSSTE KRIEGSSPIONIN

In dem Heer der englischen Kriegsspione haben, wie die Engländer selbst zugeben, die französischen und belgischen Frauen, die während des ersten Weltkrieges im Rücken des deutschen Feldheeres im besetzten Nordfrankreich und Belgien für den «Secret Service» tätig waren, zweifellos die grössten Erfolge aufzuweisen gehabt. Die Engländer nannten diese Spioninnen, die fast durchweg aus glühender Vaterlandsliebe und leidenschaftlichem Hass gegen den fremden Eroberer handelten, «The White Ladies». Sie stammten aus allen Gesellschaftsschichten, und Prinzessin und Gräfin, Bäuerin und Schmugglerin einte die gemeinsame Aufgabe. Dreiundzwanzig von ihnen wurden von den Deutschen kriegsgerichtlich erschossen. Hunderte landeten in deutschen Gefängnissen, erlangten jedoch nach Friedensschluss ihre Freiheit wieder.

Aus der bunten Schar dieser für die Sicherheit der deutschen Truppen so gefährlichen Frauen ragt die Gestalt der französischen Aristokratin Louise de Bettignies in überwältigender Grösse hervor. Was diese zu Beginn des Krieges bereits 34jährige Frau, die noch bis zu ihrem letzten Atemzuge Deutschland aus tiefster Seele gehasst hat, als Kriegsspionin geleistet hat, erscheint unfassbar und grenzt ans Unglaubliche. Diese kleine, zierliche, fanatische Französin hat viele Tausende von deutschen

Soldaten mitleidslos ins Jenseits befördert, denn sie war es, die mit ihren präzisen Nachrichten das Feuer der britischen und französischen Geschütze auf die deutschen Stellungen lenkte und diese zerstörte. Man glaubt daher gern den Worten des englischen Geheimdienstchefs M. Courboin in Holland, der von ihr sagte: «Die Dienste, die Louise de Bettignies geleistet hat, sind unschätzbar gewesen. Wir haben durch sie mit einer Genauigkeit, Schnelligkeit und Regelmässigkeit, die von keiner anderen Nachrichtenorganisation übertroffen wurde, sämtliche Bewegungen des Feindes, den genauen Standort seiner sämtlichen Batterien und die tausend Einzelheiten, die unser Generalstab wissen wollte, gekannt. Vielleicht ist im Laufe des Krieges und mit der erfahrungsgemässen Vervollkommnung der Methoden einer oder der andere Nachrichtendienst dem ihrigen gleichgekommen. Keiner jedoch hat ihn jemals übertroffen. Wir hatten für die junge Französin eine fast religiöse Verehrung. Wir beteten sie an.» Ist es ein Wunder, dass diese Frau in Frankreich, Belgien und England als nationale Heldin verehrt wird? Stolz ragt ihr Denkmal, das im November 1927 von Marschall Foch eigenhändig enthüllt wurde, zu ihrem Gedächtnis in Lille, dem Schauplatz ihrer Taten.

Louise de Bettignies wurde am 15. Juli 1880 geboren und entstammte einem alten Adelsgeschlecht, das seit vielen Jahrhunderten im Hennegau ansässig war. Sie war auf ihre illustre Abkunft nicht wenig stolz. Ihr Vater besass in Saint-Amand eine Porzellanfabrik, die er aber bald verkaufte, denn die Geschäfte gingen schlecht.

Louise, das siebente von acht Kindern, genoss eine besonders sorgfältige Erziehung, und selbst als ihr Vater gestorben war – und die zahlreiche Familie in ziemlich bedrängter Lage zurückliess, tat die Mutter alles, um dem aufgeweckten Kinde die besten Waffen für den Lebenskampf mitzugeben. Zur Vervollkommnung ihrer Studien begab sie sich nach England, wo sie zwei Jahre lang an der Universität Oxford Mathematik und Naturwissenschaften studierte. Sie errang sich das Diplom, das für gewöhnlich erst nach 4jährigem Studium verliehen wird. Dann kehrte sie nach Lille zurück, wo sie bei einem Universitätsprofessor noch Unterricht in Latein nahm.

Sie war jetzt 26 Jahre alt, und ihre Zukunft sah keineswegs rosig aus. Als Frau im sicheren Hafen der Ehe zu landen und damit aller wirtschaftlichen Sorgen überhoben zu sein, darauf konnte sie in ihrem Alter und bei ihren Verhältnissen kaum noch rechnen. Welcher Mann würde sie, ein armes, adliges und nicht mehr junges Mädchen heiraten? Dabei war sie durchaus nicht hässlich. Im Gegenteil, klein und zierlich von Statur, aber mit einem durch Sport gekräftigten Körper – sie war eine ausgezeichnete Reiterin, gute Schwimmerin und geschickte Golfspielerin –, mit ihrem vollen seidenweichen braunen Haar und dem zarten weissen Teint der Blondinen, verfügte sie über einen natürlichen Charme, der einen Mann wohl zu fesseln vermochte. Ihr heiteres offenes Wesen, ihr lachender Mund, ihr sprühendes Temperament mussten jeden bezaubern, der ihr in die grossen

leuchtenden Augen blickte. Aber Louise, intelligent und kultiviert, sah in der Ehe durchaus nicht eine Versorgungseinrichtung, sondern suchte einen ihr ebenbürtigen Partner, einen Mann, den sie wirklich lieben konnte und der ihrem Ideal, das sie sich von dem Manne ihres Herzens gebildet hatte, entsprach. Hatte sie je einen Mann geliebt und wurde sie wieder geliebt? Sie selbst hat sich niemals offen darüber geäußert, niemand einen Einblick in das Innerste ihres Herzens gestattet. Aber gelegentlich hat sie sich anscheinend doch verraten. Denn als während des Krieges einer ihrer Bekannten die Vermutung äusserte, sie sei so tollkühn und draufgängerisch, dass man meinen könnte, sie handle aus unglücklicher Liebe, da sah man, wie sich ihre Augen langsam mit Tränen füllten. Und zu einer Leidensgenossin im Gefängnis tat sie eines Tages die bedeutungsvolle Äußerung: «Sie wissen nicht, wie süß es ist, geliebt zu haben!»

Da Louise auf eine Heirat nicht rechnete, sah sie sich gezwungen, sich ihr Brot selbst zu verdienen. Sie nahm daher im Hause der Visconti in der Nähe von Mailand eine Stelle als Erzieherin an, um dann später nach Österreich zu gehen, wo sie bei dem polnischen Grafen Mikiesky bei Lemberg ein Jahr als Gouvernante tätig war. Nach Ablauf dieses Engagements weilte sie im Hause des Prinzen Schwarzenberg-Worletz in Böhmen, wo sie 18 Monate lang verblieb. Darauf kehrte sie in das Haus ihrer Mutter nach Lille zurück und geriet hier bald unter den geistigen Einfluss des Jesuitenpaters Boulengé, der

sie, die das Leben liebte, schliesslich dahin brachte, dass sie den Entschluss fasste, als Nonne in den Orden der Karmeliterinnen einzutreten. Da kam der Weltkrieg und machte diese Pläne mit einem Schlag zunichte. Anstatt Nonne zu werden, wurde Louise de Bettignies eine der grössten Spioninnen, die die Weltgeschichte je gesehen hat.

Als im Oktober 1914 deutsche Truppen Lille besetzten, wurde ihr, die die Freiheit über alles liebte, der Aufenthalt im Okkupationsgebiet bald unerträglich. Es glückte ihr, nach Holland und von dort über Vlissingen nach Folkestone in England zu gelangen, von wo aus sie über den Kanal das unbesetzte Frankreich zu erreichen gedachte. In Folkestone sollte sich jedoch bereits ihr Schicksal entscheiden. Hier erregte sie beim Verhör, dem sie sich wie alle französischen und belgischen Flüchtlinge unterziehen musste, durch ihre bestimmten, sachlichen Angaben über die deutschen Truppen die Aufmerksamkeit der englischen Offiziere, umso mehr, als sie ihre Aussagen noch dazu in fließendem Englisch machte. Man erfuhr aus ihrem Munde mit Erstaunen, dass sie sich mit den Deutschen sogar in ihrer Muttersprache unterhalten habe. Das Erstaunen wuchs noch, als sie auf Befragen, wohin sie zu reisen beabsichtige, die Stadt Saint-Omer nannte, wo sie ihre Mutter vermutete. Hier befand sich aber zur Zeit gerade das britische Hauptquartier. Zweifellos erregte ihr Reiseziel den Verdacht der Engländer, die aber sofort einsahen, dass, falls der Verdacht, sie sei eine deutsche Spionin, hinfällig sei, sie mit ihren Sprach-

kenntnissen und ihrer unverkennbar hohen Intelligenz geradezu unersetzliche Dienste leisten könnte. Man bat sie daher höflichst beiseite., und ein Auto des «Intelligence Service», des englischen Geheimdienstes, brachte sie in ein Hotel, wo sich die Unterhaltung bei einem opulenten Diner fortsetzte und man ihr schliesslich den Vorschlag machte, für den englischen Geheimdienst als Agentin tätig zu sein, nach Lille zurückzukehren und dem englischen Hauptquartier Nachrichten über den Feind zu liefern.

Louise schlug weder ab noch sagte sie zu. Sie erbat sich eine Frist als Bedenkzeit. Sie wusste, was die Annahme dieses Vorschlages, hinter dem das Vaterland in Not, aber auch der grinsende Knochenmann stand, zu bedeuten hatte. Am nächsten Tage begab sie sich nach Frankreich. Anstatt aber sofort ihre Mutter in Saint-Omer aufzusuchen, blieb sie zwei Tage lang bei einer ihr bekannten Dame in Boulogne, der sie Nachrichten von ihrem Gatten, der in Lille Universitätsprofessor war, überbrachte. In Saint-Omer, wo man sie im britischen Hauptquartier bereits erwartete, erregte ihr Ausbleiben, das man sich nicht zu erklären vermochte, sofort Verdacht. Wo war sie, was tat sie, weshalb kam sie nicht auf dem schnellsten Wege nach Saint-Omer? Vielleicht war sie doch eine deutsche Spionin! Und die englische und französische Geheimpolizei machte sich auf die Suche nach ihr. Die Spur führte nach Boulogne, und hier fand das Rätsel sehr rasch eine befriedigende Lösung. Als sie

ihrer Mutter von der gefährlichen Aufgabe, die sie übernehmen sollte, erzählte, bat diese sie unter Tränen, den Rat ihres Beichtvaters Boulengé einzuholen, ehe sie sich endgültig entscheide. Louise suchte ihn daher unverzüglich in Amiens auf, und der Jesuitenpater riet ihr, dem Ruf der Engländer zum Wohl des bedrohten Vaterlandes zu folgen. Sein Rat gab den Ausschlag, und Louise erklärte dem Marschall French im britischen Hauptquartier, dass sie bereit sei, die ihr angetragene Mission zu übernehmen.

Die Würfel waren gefallen! Sie hatte dann noch einige Zusammenkünfte in Chantilly mit Offizieren des Deuxième Bureau, des französischen Nachrichtendienstes. Sie hätte auch für den französischen Geheimdienst tätig sein können, aber sie zog die Engländer, deren Grosszügigkeit in Geldsachen ihr imponierte, vor. Louise de Bettignies wurde unter dem Decknamen Alice Dubois nach den Anweisungen des Majors Cameron, des Leiters des englischen Geheimdienstes in Folkestone – er wurde von ihr stets «Onkel Eduard» genannt – die Schöpferin und Leiterin einer weit über den deutschen Front-Sektor in der Gegend von Lille ausgespannten Spionageorganisation, deren zahlreiche Agenten, Männer und Frauen, unter ihrer zielbewussten Führung sich schliesslich mit der Exaktheit eines Mechanismus gegenseitig in die Hände arbeiteten.

Ihre vertrautesten Helfer waren Marie Léonie Vanhoutte aus Roubaix und der Fläme Victor Viaene. Léonie

hatte zu Beginn des Krieges gerade einen Kursus als Rote-Kreuz-Schwester absolviert. Als die Deutschen kamen, flüchtete sie zusammen mit ihrem Bruder nach Holland. In Vlissingen wurden sie von einem Agenten des belgischen Nachrichtendienstes dazu überredet, sich zu Kundschaftszwecken wieder in das besetzte Gebiet zurückzugeben. Schon nach kurzer Zeit kehrte sie mit drei belgischen Soldaten und reichlichem Nachrichtenmaterial über deutsche Truppenbewegungen und Batteriestellungen wieder nach Holland zurück. Bei einer geheimen Zusammenkunft belgischer Patrioten in der Nähe von Roubaix erregte sie die Aufmerksamkeit von Louise de Bettignies, die sie sofort zu ihrem „Leutnant« machte und ihr den Decknamen Charlotte gab. Beide verband bald die innigste Freundschaft. Durch Charlotte lernte Louise de Bettignies den Flamen Victor Viaene kennen, der schon in Friedenszeiten belgischen Tabak nach Frankreich geschmuggelt hatte und nun im Kriege holländischen Tabak auf Schleichwegen ins besetzte Gebiet nach Lille und Roubaix paschte. Er erhielt den Decknamen Albert, verschaffte sich eine Identitätskarte als Versicherungsagent und hat ihr die grössten Dienste geleistet, denn er schreckte selbst vor den waghalsigsten Unternehmungen nicht zurück. Seine Ausdauer und sein nie erlahmender Wille machte ihn zu ihrem besten und sichersten Mitarbeiter. Zu ihren wertvollsten Mitarbeitern gehörte auch M. de Geyter und dessen Frau, der in Mouscron ein chemisches Laboratorium für industrielle

Zwecke besass. Hier wurden alle technischen Dinge des Geheimdienstes, wie photographische und mikrophoto-graphische Aufnahmen der Dokumente, die Herstellung falscher Pässe und Personalausweise und anderes mehr in höchster Vollendung ausgeführt. Sein Haus war für Louise de Bettignies stets ein sicherer Schlupfwinkel, wo sie sich von ihren Strapazen ausruhte und wo neue Aktionen beraten und organisiert wurden.

Die Nachrichten, die die Agentinnen ihrem Chef Alice Dubois lieferten, betrafen sowohl die Eisenbahntransporte wie auch die Bewegungen und Absichten des Feindes. Ihre Mitarbeiter wählte sie sich fast stets selbst aus. Sie bevorzugte Familienväter, weil sie ihr besonders vertrauenswürdig und sicher erschienen, andere Leute mussten ihr warm empfohlen sein. Leute, die in der Nähe von Bahnhöfen und Eisenbahnbrücken wohnten, und vor allem Eisenbahnbeamte hatten die Anzahl der Züge und Truppentransporte sorgfältig zu registrieren. Die Personen, die für die Beschaffung der Nachrichten der zweiten Art sorgten, gehörten einer höheren sozialen Stufe an und mussten über die entsprechende Bewegungsfreiheit verfügen. Die Nachrichten, die diese lieferten, betrafen die feindlichen Batteriestellungen, den Munitionersatz, Minenarbeiten und Truppennachschub. Zweimal wöchentlich und besonders an Markttagen kamen diese Agenten nach Lille und machten ihr in ihrer Wohnung in der rue d'Isly oder in dem Hause einer be-

freundeten Familie mündlich oder schriftlich ihren Rapport. Die Nachrichten waren zumeist auf winzigen Stückchen Japanpapier geschrieben und oft nur mit der Lupe zu lesen. Gegen Ende des Krieges wurde diese Kunst derartig vervollkommen, dass es gelang 3'000 Wörter mit unsichtbarer Tinte auf ein kleines durchsichtiges Häutchen zu schreiben, das einfach auf ein Brillenglas geklebt wurde, durch das der Agent unbehindert hindurchblicken konnte, ohne irgendwelchen Argwohn zu erregen. Oder man klebte das mit unsichtbarer Schrift versehene Häutchen auf die Photographie des eigenen Personalausweises und liess die deutschen Besatzungsbehörden einfach ihren Stempel drauf drücken. Der englische Geheimdienst in Folkestone brauchte nur die Schrift durch einen Entwickler sichtbar zu machen und mittels eines Projektionsapparates zu vergrössern, um die übermittelten Nachrichten bequem lesen zu können.

Ihre eigenen Berichte, die zumeist in Chiffreschrift abgefasst waren, verfasste Louise für gewöhnlich erst früh, wenn schon der Morgen graute, damit nächtliches Licht nicht die Aufmerksamkeit der Strassenpatrouillen erregte. Besonders wichtige Mitteilungen mussten dem Gedächtnis anvertraut werden. Um die oft langen Mitteilungen nicht zu vergessen, taten die Spioninnen, als ob sie den Rosenkranz beteten, während sie in Wirklichkeit die ihnen anvertrauten Meldungen leise vor sich hin murmelten und ständig wiederholten, um sie im Gedächtnis zu behalten. Manchmal schrieb Louise ihren Be-

richt auch erst nieder, wenn sie sich bereits jenseits des die Grenze zwischen dem besetzten Belgien und Holland bildenden Stacheldrahtzaunes auf neutralem Gebiet befand. Oder sie suchte irgendeinen gottverlassenen Winkel in Flandern auf, wo sie niemand vermuten konnte, schrieb hier ihren Bericht und übergab diesen dann einem Kurier zur Beförderung nach Holland. Mit welcher staunenswerten Exaktheit der von ihr geleitete Spionagedienst arbeitete, beweist wohl am eindrucksvollsten die Tatsache, dass in der Zeit von Mai bis August 1915 in der Gegend von Lille dreimal sämtliche deutsche Batterien vollkommen zerstört wurden – dank der von ihr gelieferten genauen Positionsangaben. Die Mitteilung einer einzigen Ziffer auf dem in viele kleine Quadrate eingeteilten Plan des deutschen Frontsektors an «Onkel Eduard» in Folkestone genügte, um das Feuer der englischen Geschütze mit unfehlbarer Sicherheit auf die deutschen Stellungen zu lenken.

Noch schwieriger fast als die Beschaffung der Nachrichten war ihre Beförderung und Übermittlung, das Hinüberschaffen derselben über die scharf bewachte französisch-belgische und belgisch-französische Grenze, die durch einen dreifachen Stacheldrahtzaun, der an gewissen Punkten mit elektrischem Starkstrom geladen war, abgesperrt war und von zahlreichen Landsturm-posten bewacht wurde. Hunderte von Agenten eilten in ihrem Auftrage, versehen mit falschen Pässen und Passierscheinen, hin und her und beförderten die winzigen

Geheimdepeschen, ohne selbst zu wissen, woher sie kamen, noch wohin sie gingen. Besonders wichtige Depeschen wurden von mehreren Personen auf verschiedenen Wegen zugleich befördert, damit im Falle des Verlustes eines Exemplars doch eins bestimmt ans Ziel gelangte.

Um ungehindert die Grenze zu passieren, gebrauchten Louise und ihre Gefährten die unglaublichsten Listen und raffiniertesten Tricks. Um die Aufmerksamkeit des Postens abzulenken, veranlasste sie z.B. ein paar Jungens sich zum Schein in eine Prügelei einzulassen und ihren Ringkampf bis dicht an den biedereren Landsturmmann heranzutragen, der sich dann väterlich bemühte, die vermeintlichen Kampfhähne voneinander zu trennen. Diesen günstigen Augenblick benutzte sie, um unbemerkt die Grenze zu überschreiten. Oder der Kaufmann, auf dessen Wagen sie zu einem gefährlichen Grenzposten fuhr, tat, als könnte er in seinen zahlreichen Taschen seinen Pass nicht finden, ein Verhalten, das ihn natürlich dem Posten verdächtig machte, so dass er ihn aufforderte, mit ins Büro zu kommen. Hier fand sich dann plötzlich der Pass, um aufs Genaueste geprüft zu werden. Inzwischen aber war Louise längst unbemerkt über die Grenze gelangt. Sehr oft reiste sie über die Grenze mit Paketen überladen, weil das Öffnen der Verschnürungen der vielen Schachteln und Päckchen die Aufmerksamkeit der Grenzkontrolle leicht ablenkte und ermüdete. Beliebte war auch bei vielen Agenten der Trick mit der Streichholzschachtel. Man liess, während man

mit dem Posten sprach, wie zufällig eine Streichholzschachtel fallen, in die man vorher etwas Silbergeld gesteckt hatte. Hob der Posten die Streichholzschachtel auf und steckte sie ein, dann wusste man, war die Sache zur Zufriedenheit erledigt und man konnte ungeschoren hinüber. Beachtete der Posten jedoch die Streichholzschachtel nicht, dann hob man sie eben selbst wieder auf und wusste, dass in diesem Falle eine Bestechung nicht angebracht war.

Um keinen Argwohn bei ihren häufigen Reisen zu erregen, trug Louise viele Masken, die sie je nach Bedarf wechselte. So war sie eine Zeitlang Händlerin mit Käse und tätigte, beauftragt von einem Liller Geschäftshaus, grosse Einkäufe in Käse in Brüssel und Laeken. In Mouscron verkaufte sie einmal, um sich ein Alibi zu verschaffen, zwei Waggon mit Milch, ein anderes Mal einen Waggon mit Kohlen. Sie trat als Lehrerin, Schneiderin, Wäscherin und Näherin auf. Ihre häufigen Reisen nach Tournai begründete sie damit, dass sie dort Unterricht in der Schneiderei nehme. Um ohne Argwohn zu erregen nach Brüssel zu gelangen, gab sie sich als Lehrerin aus, die jungen Damen in Brüssel Literaturunterricht erteilte.

Zahllos waren die Schliche, die sie anwandte, um die winzigen Nachrichtenzettel zu verbergen. Dies geschah im Absatz des Stiefels, im Schirmgriff, zwischen Ring und Finger, in dem Griff des Handkoffers, in den brennenden Lichtern der Wagenlaternen, im Korsett, im Saum des Kleides, in den Schnürsenkeln, ja, sie drehte

die Nachrichten zu feinen dünnen Papierfäden und benutzte sie sogar als Stopfgarn für ihre Strümpfe. Oft waren die zu einer kleinen Kugel zusammengerollten Nachrichten mit einem schwarzen Faden umschnürt. Drohte, besonders nachts, Gefahr, warf sie die Kugel von sich, wobei sich der Faden, dessen Ende sie in der Hand behielt, aufrollte. War die Gefahr glücklich vorüber, zog sie die winzige Kugel mittels des Fadens wieder zu sich. Am häufigsten aber trug sie die Nachrichten – ein äusserst raffinierter psychologischer Trick – ganz offen bei sich, entweder in ihrem Handschuh oder in ihrer Handtasche. Mit feiner psychologischer Berechnung und gründlicher Menschenkenntnis rechnete sie darauf, dass niemand sie gerade hier, wo sie kaum verborgen waren, überhaupt vermuten und daher an dieser Stelle nach ihnen suchen werde. Allerdings war das ein gefährliches Spiel, aber es glückte stets. Dabei war sie so waghalsig, ausser den Nachrichten noch Postkarten, Briefe und verbotene Zeitungen zu befördern, die sie im Unterfutter ihres Jacketts verbarg, so dass ihr Rücken manchmal einen bedenklichen Umfang annahm. Im Falle einer Entdeckung hätte sie diese Funktion eines Briefträgers und vor allem der Umstand, dass sie höchst unklugerweise stets mehrere auf verschiedene Namen lautende Pässe in ihrer Handtasche bei sich trug, natürlich höchst verdächtig gemacht. Oft rettete sie nur ein glücklicher Zufall aus der Gefahr, und blieb sie Herrin der Situation nur durch ihre grosse Geistesgegenwart.

Einmal hatte sie ihre Nachrichten zwischen den Seiten eines Geschäftskataloges versteckt, den sie mit mehreren andern Katalogen zusammen unter dem Arm trug. Ohne es zu bemerken, verlor sie diesen Katalog, als sie sich gerade auf dem Bahnhof von Tournai befand. Ein deutscher Soldat, der das bemerkt hatte, sprang hinzu, hob den Katalog vom Boden auf, eilte ihr nach und überreichte ihr höflich seinen Fund, von dessen gefährlichem Inhalt er natürlich nicht das geringste ahnte. Oft stand ihre Entdeckung auf des Messers Schneide.

Eines Tages hatte sie zusammen mit ihrem «Leutnant» Charlotte vergeblich versucht, in der Nähe von Selzat die Grenze zu überschreiten. Gegen 10 Uhr abends wurden sie, als sie sich gerade nach einer Unterkunft umsahen, auf der Strasse von einer Patrouille angehalten und zur Wache geführt, da das unerlaubte Betreten der Strasse zu dieser Zeit streng verboten war. Louise trug ihr Nachrichtenmaterial teils offen in ihrer Handtasche, teils hatte sie es im Stiefel verborgen, Charlotte hatte das ihrige in einer Tafel Schokolade versteckt. Sie betraten das Büro der Grenzwache und legten Handtasche und Schokoladenpaket ohne Zögern auf den Tisch vor sich hin, um sich dann einer gründlichen körperlichen Untersuchung unterziehen zu lassen, die jedoch nichts Verdächtiges zutage förderte. Man entschuldigte sich daraufhin bei ihnen und bot ihnen sogar ein Nachtlager an, was sie mit Dank annahmen. Louise be-

sass sogar die unglaubliche Kühnheit, ihre Stiefel, mit dem in ihnen enthaltenen Geheimmaterial, vor die Tür zu stellen. Wer beschreibt aber ihr Entsetzen, als die Stiefel am nächsten Morgen verschwunden waren. Sie waren jedoch bald wieder zur Stelle, denn man hatte sie nur fortgenommen, um zu verhindern, dass sie sich nachts heimlich davonmachten, denn so ganz traute man ihnen doch nicht. An eine Untersuchung der Stiefel hatte zu ihrem Glück niemand gedacht. Sie mussten lediglich versprechen, sich auf der Kommandantur in Gent zu melden, was sie auch taten, um dann auf verborgenen Wegen nach Holland zu gelangen.

Ein anderes Mal wurde sie auf dem Bahnhof von Antwerpen von einem deutschen Eisenbahnkontrollbeamten, dem sie verdächtig vorgekommen war, einem Soldaten übergeben, der sie zur nächsten Wache führen sollte. Sie wusste, dass sie dieses Mal verloren sei, wenn man sie untersuchen und das äusserst belastende Material bei ihr finden würde. Sie bot dem Soldaten einen blanken Louis, ein goldenes 20-Frankenstück, wenn er sie laufen liesse und blickte ihn dabei so zärtlich flehend an, dass er nach kurzem Zögern das Goldstück nahm und sie freliess. Überall hatte sie ihre Helfershelfer und sicheren Stützpunkte, die ihr das Überschreiten der Grenze erleichterten. Oft war das aber nur in einer passenden Verkleidung möglich und unter Anwendung nicht geringer schauspielerischer Künste.

Am sichersten gelangte sie von Holland nach Belgien an einer Stelle, wo sich das holländische Gebiet mit ei-

nem kleinen Zipfel über den Deich, der hier die natürliche Grenze bildet, hinauserstreckt. An dieser Stelle liegt in einem Garten ein kleines Häuschen. Der benachbarte, nur durch eine Hecke getrennte Garten ist bereits belgisches Gebiet. Obgleich diese Hecke durch einen mit elektrischem Starkstrom geladenen Stacheldrahtzaun gesichert war, brauchte man doch nur von dem niedrigen Dach des Schweinestalles herunterzuspringen und man befand sich im besetzten Belgien. Einer der von ihr am häufigsten benutzten Wege führte sie über den von Deutschen scharf bewachten Kanal, der sich nördlich des Dorfes Beersse erstreckt. Hier kam ihr der bereits von Albert benachrichtigte Vertrauensmann Verstapen mit seiner Frau entgegen, überschritt die Brücke, mit deren Posten er auf vertrautem Fusse stand, und traf in dem Dorfe Louise de Bettignies. Sie legte jetzt die Bauertracht seiner Frau an, ihre weisse Schürze, ihr Umschlagtuch und ihre Holzschuhe und gelangte am Arm Verstapens als seine Frau unbehelligt auf holländischen Boden.

Ein anderer wichtiger Stützpunkt war für sie das in Mascheleim an der Strasse zwischen Courtrai und Gent gelegene Gasthaus zum «Prinskardinal». Dieses verliess sie eines Tages als Bäuerin verkleidet, um die Grenze zu passieren. Die hier postierte Wache verweigerte ihr jedoch den Übertritt. Sie ging darauf ins Haus zurück, um es schon nach kurzer Zeit als elegante Dame wieder zu verlassen und einen neuen Versuch zu wagen, über die Grenze zu gelangen. Da sah sie gerade einen hohen Offi-

zier in Begleitung seines Adjutanten aus dem benachbarten Hause treten. Es war Kronprinz Rupprecht von Bayern. Sie erkannte ihn auf den ersten Blick. Kurz entschlossen trat sie auf ihn zu und sprach ihn mit den Worten an: «Erkennen Hoheit mich wieder? Ich habe Sie vor fünf Jahren beim Bridge geschlagen!» Kronprinz Rupprecht besann sich und schien sich ihrer zu erinnern. Er war ihr gelegentlich eines Besuches bei dem Prinzen Schwarzenberg-Worletz tatsächlich in Böhmen begegnet, wo sie damals gerade als Erzieherin tätig war. Sie erzählte ihm nun, dass man ihr Schwierigkeiten beim Grenzübertritt mache und bat ihn um seine Unterstützung. Natürlich sorgte Kronprinz Rupprecht dafür, dass sie jetzt ungehindert passieren konnte. Er ahnte freilich nicht, dass er damit der gefährlichsten Spionin, der grössten Feindin des deutschen Heeres, ihr dunkles Gewerbe erleichterte. Trug sie doch gerade wichtige Meldungen bei sich, die die Batteriestellungen seiner eigenen Armee betrafen!

Besonders schwierig und gefährlich war es, un bemerkt über die grossen freien Strecken an der Grenze zu gelangen, die nachts vom Licht zahlreicher Scheinwerfer taghell beleuchtet dalagen, während die Posten mit geladenem Gewehr auf passten und auf jeden sich in diesem Lichtfeld bewegendem Schatten schossen. Ihr waghalsiger Trick, die Gefahr zu vermeiden, bestand darin, sich in heller Kleidung möglichst in der Nähe der Lichtquelle zu halten, wo ihr Schatten am kürzesten war und sich die Entdeckungsmöglichkeiten natürlich verringern

ten. Oftmals suchte sie Holland durch die dichten Wäldungen östlich von Turnhout zu erreichen, ein äusserst gefährliches Unternehmen, war doch der scheinbar so harmlose Waldboden durch unsichtbare Minen und verborgene, elektrisch geladene Fussangeln und Drähte gesichert. Eines Tages durchquerte sie diesen Wald in der Frühe des Morgens. In einer Entfernung von zweihundert Metern bemerkte sie vor sich einen Mann und eine Frau, die einen Sack trugen. Anscheinend waren es Schmuggler. Plötzlich sah sie eine riesengrosse Flamme hochschliessen, ein furchtbarer Krach folgte, dann wurde sie durch den gewaltigen Luftdruck zu Boden geschleudert. Als sie sich wieder erhob und starr vor Schreck um sich blickte, war das Schmugglerpaar verschwunden. Es war auf eine Mine getreten und in die Luft geflogen. Ihre zerfetzten Körperteile hingen an den umherstehenden Bäumen und Sträuchern. Entsetzt eilte sie weiter.

Hatte sie holländischen Boden unter den Füssen, dann begab sie sich so rasch als möglich zu «Tante Anna⁴ nach Vlissingen. Diese Dame war kein anderer als Monsieur Courboin aus Brüssel, der Vertreter des englischen Geheimdienstes in Holland. Ihm händigte sie die mitgebrachten Nachrichten aus und empfing neue Instruktionen. Monsieur Courboin leitete die erhaltenen Nachrichten dann nach der englischen Zentralstelle in Folkestone weiter zu «Onkel Eduard», Major Cameron vom englischen Generalstab. Zweimal wöchentlich überbrachte

sie ihre Berichte, die stets so reichhaltig waren, dass die englischen Offiziere in Folkestone immer mehrere Tage dazu gebrauchten, um sie zu entziffern und zu ordnen. Als sie im August 1913 in Folkestone weilte, erhielt sie von Major Cameron den Auftrag, ihr Spionagenetz, das sich bisher auf die Gegend von Lille und Tourcoing beschränkt hatte, weiter nach Südosten auszudehnen. Im September begab sie sich über den Kanal nach dem unbesetzten Frankreich, um hier noch einmal ihre Mutter und Geschwister zu sehen und von ihnen Abschied zu nehmen. Dunkle Ahnungen sagten ihr, dass es das letztemal sein werde. Sie wusste, eines Tages würde auch sie gefasst werden, wie schon so viele andere vor ihr, und auch sie von dem deutschen Kriegsgericht das Todesurteil entgegennehmen müssen.

Nach ihrem Aufenthalt in Frankreich kehrte sie in das besetzte Gebiet zurück und begann mit der Organisation des neuen Spionagedienstes in Valenciennes. Da das Passieren der Grenze sich infolge der verschärften Überwachung von Tag zu Tag schwieriger gestaltete, wurden auf Veranlassung von «Onkel Eduard» Brieftauben in den Dienst der Nachrichtenübermittlung gestellt. Louise de Bettignies hatte das Terrain in der Nähe von Mouscron, auf dem der englische Flieger die in einem Aluminiumkäfig befindliche Taube an einem kleinen Fallschirm vom Flugzeug herablassen sollte, selbst vorher photographiert, um ihm einige Anhaltspunkte bezüglich der Örtlichkeit zu geben. An dem für das Manöver bestimmten Tage waren auf dem Rasen Wäschestü-

cke zum Bleichen ausgebreitet, die dem Flieger den Punkt des Abwurfes genau bezeichneten. War die Taube glücklich gelandet, so wurde ihr ein kleiner Beutel, mit Nachrichtenmaterial gefüllt, umgehängt, mit dem sie dann den Rückflug antrat.

Im September war Charlotte, ihre getreue Helferin und Freundin, den Deutschen in die Falle gegangen, denen sie wohl schon längst verdächtig gewesen war. Eines Tages erhielt sie, als sie sich gerade in Brüssel befand, ein Schreiben, das folgenden geheimnisvollen Inhalt hatte: «Kommen Sie schnellstens heute Abend oder morgen gegen 8 Uhr in den ‚Belgischen Löwen‘. Tragen Sie eine Zeitung in der Hand. Es handelt sich um Alice.» Der sonderbare Brief war mit «Alexander und Joseph» unterzeichnet. Der letztere Name war ihr unbekannt. Obgleich sie sofort eine Falle vermutete, begab sie sich doch noch am selben Tage in die kleine in der Nähe des Bahnhofes gelegene Brasserie, wo sie einen ihr unbekanntem Mann traf, der sie gründlich auszuhorchen suchte. Am nächsten Morgen früh um fünf Uhr wurde sie in ihrer Wohnung von drei Beamten der deutschen Feldpolizei aus dem Bett heraus verhaftet und in das Gefängnis von Saint-Gilles überführt.

An einem regennassen kalten Oktobertag erfüllte sich auch Louises Schicksal. Es war lediglich ein blinder Zufall, dass man sie fasste. Aber sie war verloren, als man sie einmal gepackt hielt. Sie wollte an dem verhängnisvollen Tage zusammen mit einem jungen Mädchen Mar-

guerite, das sie unterwegs kennengelernt hatte, bei dem Posten von Froyennes kurz vor Tournai über die Grenze. Alles ging ganz nach Wunsch, obgleich Marguerite keinen Ausweis besass. Louise de Bettignies liess sie daher mit ihrem eigenen Ausweis die Barriere allein passieren. Darauf winkte sie einen kleinen Jungen herbei und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr. Einige Minuten später war er mit ihrem Pass, den er flugs von Marguerite geholt hatte, wieder da und empfing freudestrahlend das Geldstück, das sie ihm in die hinter seinem Rücken ausgestreckte Hand drückte. Mit demselben Pass – die Pässe trugen damals noch kein Lichtbild – passierte nun auch Louise ungehindert die Barriere.

Der Posten warf einen flüchtigen Blick auf das Dokument, ohne zu bemerken, dass es derselbe Pass war wie kurz vorher. Als Louise mit Marguerite zusammentraf, brach sie, glücklich über den gelungenen Streich, in ein fröhliches Lachen aus, in das Marguerite mit einstimzte. Diese Heiterkeit sollte ihnen zum Verhängnis werden, denn sie erregte die Aufmerksamkeit von zwei deutschen Geheimpolizisten in Zivil, die gerade zufällig an ihnen vorübergingen. Als diese von den beiden Mädchen ihre Ausweise verlangten und sich herausstellte, dass nur Louise einen Pass besass, führten sie beide zur Wache zurück.

Unglücklicherweise bemerkte hier ein Soldat, wie Louise das winzige Papierstückchen, das sie bisher zwischen Ring und Finger verborgen gehalten hatte, rasch

in den Mund steckte und hinunterschluckte. Bei ihrer Durchsuchung fand man in ihrer Handtasche nicht weniger als drei verschiedene Personalausweise, die sie, leichtsinnig genug, bei sich trug. Das genügte bereits vollauf, um den Verdacht, in ihr eine gefährliche Spionin gefasst zu haben, zu bekräftigen. Sie wurde im Auto nach Tournai gebracht, wo man ihr in den Räumen der dortigen Feldpolizei vergeblich ein Abführmittel einzuflößen versuchte, um das verschluckte Dokument wieder zutage zu befördern. Sie warf die Tasse mit Milch, die das gefährliche gelbe Pulver enthielt, einfach auf den Boden. Eine Haussuchung bei M. de Geyter, dessen Adresse man bei ihr gefunden hatte, verlief ergebnislos. Herr und Frau de Geyter, die Louise gegenübergestellt wurden, bestritten, sie je gesehen zu haben. Nur durch einen Zufall entging das Zimmer, in dem Louise de Bettignies ihr Absteigequartier hatte und wo sich viel belastendes Material befand, der polizeilichen Durchsuchung.

Schliesslich landete sie in dem Gefängnis von Saint-Gilles, wo bereits Charlotte sass. Während der fünf Monate dauernden Untersuchung setzte Louise den deutschen Behörden einen starren, verbissenen Trotz, einen unbeugsamen Willen entgegen. Ihre Taktik bestand darin, einfach alles zu leugnen und abzustreiten. Vergeblich suchte man von ihr etwas über ihre Komplizen zu erfahren. Sie zuckte die Achseln und schwieg. Sie ging sogar so weit, von einem bei ihr gefundenen, sie schwer belastenden Brief zu behaupten, er sei ihr von Polizeior-

ganen zugesteckt worden, um auf diese Weise Belastungsmaterial gegen sie zu erhalten. Da man sehr bald einsehen musste, dass nicht das geringste aus ihr herauszubekommen war, sperrte man sie wieder in ihre Zelle und überliess sie einen Monat lang ungestört ihrem Schicksal. Als sie dann mit Charlotte konfrontiert wurde, behaupteten beide, sich nicht zu kennen.

Da griff man zu anderen Mitteln, zu einem altbewährten Polizeitrick, der selten versagt, um die Wahrheit festzustellen. Eines Tages setzte man in ihre Zelle ein zweites Bett, und sie erhielt eine Gefährtin. Beide Frauen freundeten sich rasch miteinander an, «und Louise schenkte schliesslich ihrer Zellengenossin volles Vertrauen. Als diese von ihr erfuhr, dass sich Charlotte in der Zelle nebenan befand, machte sie sich ihr durch Klopfzeichen bemerkbar, die auch erwidert wurden. Und als sich ihre neue Freundin bereit erklärte, Charlotte ein paar Zeilen von ihr zu übermitteln, ging Louise ahnungslos in die Falle und schrieb mit dem Saft einer Zitrone in unsichtbarer Schrift einen Brief an Charlotte, der selbstverständlich prompt bei der Untersuchungsbehörde landete, denn die neue Zellengenossin war ein Polizeispitzel. Als man ihr diesen Brief vor Augen hielt, gab Louise angesichts dieses Beweises ihr Leugnen als zwecklos auf, und als sie erneut Charlotte gegenübergestellt wurde, fielen sich beide schluchzend in die Arme. Die Deutschen wussten jetzt Bescheid.

Das Kriegsgericht, dem ein General präsierte, fand am 16. März 1916 im Palais der Repräsentantenkammer in Brüssel statt. Sechs Angeklagte standen vor den Schranken des Gerichts. Louise de Bettignies, zwischen zwei Soldaten mit auf gepflanztem Bajonett, weigerte sich, Deutsch zu sprechen, obgleich sie die deutsche Sprache hinreichend beherrschte. «Ich bin Französin!» sagte sie stolz. Man zog daher einen Dolmetscher hinzu. Sie wie auch Charlotte leugneten nach wie vor und verlangten Beweise für ihre Schuld. Die waren allerdings zur Genüge vorhanden!

Beide Frauen wurden zum Tode verurteilt. Am nächsten Tage erfuhr Louise auf der Kommandantur, dass Charlottes Strafe in 15 Jahre Zuchthaus umgewandelt sei, während ihre Strafe unverändert geblieben war. Es wurde ihr jedoch mitgeteilt, dass der Generalgouverneur von Belgien, General von Bissing, der der Gerichtsverhandlung persönlich beigewohnt hatte, angesichts ihres aus rein patriotischen Motiven begangenen Verbrechens ihre Akten noch einer wohlwollenden Prüfung unterziehen werde. Hier winkte also noch ein Hoffnungsstrahl. Am 19. März richtete sie an General von Bissing ein Schreiben, in dem sie ihn bat, Charlotte und eine andere Mitverurteilte zu begnadigen, und worin sie wörtlich schrieb: «Ich erkenne an, dass ich das Todesurteil verdient habe und dass meine Verurteilung gerecht ist.» Bereits am 23. teilte man ihr mit, dass der Generalgouverneur sie zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt habe. Bei dem Wort «lebenslänglich» lächelte sie und

sagte: «Ich werde solange im Gefängnis bleiben, bis Frankreich gesiegt hat.»

Sie wurde zusammen mit Charlotte nach der im Rheinland gelegenen Festung Siegburg in das dortige Frauengefängnis überführt, wo sich bereits unter 300 anderen weiblichen Gefangenen die durch den Cavell-Prozess bekannt gewordene Prinzessin de Croy und die Comtesse de Belleville befanden. Im Gefängnis zu Siegburg benahm sich Louise äusserst aufsässig, hetzte die Insassinnen gegen die Anstaltsleitung auf und veranlasste sie sogar zum Streik, als ihnen gewisse Arbeiten, von denen sie vermuteten, dass sie der Munitionsherstellung dienten, aufgetragen wurden. Natürlich wurde daraufhin zur Strafe ihre Haft erheblich verschärft.

In der eisigkalten Zelle zog sie sich im Dezember des Kriegswinters 1916 eine schwere Lungenentzündung zu. Ende des Winters trat jedoch eine bedeutende Besserung ihres Gesundheitszustandes ein. Das Fieber, das zeitweise 40 Grad betragen hatte, legte sich, und ihr geschwächerter Körper schien neue Kräfte zu gewinnen. Aber diese Besserung war nur trügerisch. Im Winter 1917/18 zeigte sich unterhalb ihrer Brust ein Abszess, der zuerstharmlos und unscheinbar aussah, sich aber langsam vergrösserte, so dass sich ein operativer Eingriff als dringend notwendig herausstellte. Er wurde im Anstaltslazarett von einem aus Bonn herbeigerufenen Chirurgen vorgenommen. Da sich jedoch trotz der glück-

ten Operation ihr Zustand bedrohlich verschlimmerte, wurde sie auf ihr Drängen in das Marien-Krankenhaus nach Köln gebracht. Ihr sehnlichster Wunsch, in der Schweiz in den Armen ihrer Mutter zu sterben, ging nicht in Erfüllung. Angesichts der verblichenen Photographie ihrer Mutter, die sie mit einer kleinen Trikolore zärtlich geschmückt hatte, hauchte sie am 27. September 1918 ihren Geist aus. Ihr Leichnam wurde auf dem neuen Kirchhof in Bichendorf beigesetzt. Ein schlichtes weisses Holzkreuz, auf dem ihr Name und Todestag geschrieben stand, erhob sich auf dem Grabhügel.

Die englischen Besatzungstruppen, die nach dem Niederringen Deutschlands in Köln einrückten, schmückten ihr einsames Grab mit frischen Blumen, und am 20. Februar 1920 sollte auch ihre Voraussage, dass sie nach Frankreich zurückkehren werde, tatsächlich in Erfüllung gehen. Unter glänzendem militärischen Gepränge wurde ihr Leichnam von dem Kirchhof in Bichendorf durch die Strassen Kölns nach dem Bahnhof überführt. Ihr Sarg ruhte auf der Lafette eines französischen Geschützes und war mit der Trikolore bedeckt. Dicht hinter dem Sarg trug ein Soldat auf einem samtenen Kissen ihre vier Kriegsauszeichnungen, zwei englische und zwei französische Orden. Es folgten die französischen Generäle Dégoutté und Simon und der englische Generalmajor Fuller an der Spitze der englischen Besatzungstruppen. Auf dem Bahnhof hielten die Generäle feierliche Reden auf die grosse Heldin und Patriotin und

die Truppen salutierten. Nach nicht weniger eindrucksvollen Feierlichkeiten unter Teilnahme der gesamten Bevölkerung und des Militärs in Lille, wo der Bischof von Lille ihr die Gedächtnisrede hielt, fand sie, dem Wunsche ihrer Mutter entsprechend, ihre letzte Ruhestätte auf dem kleinen Kirchhof ihrer Heimat in Saint-Amand. Die Stadt Lille aber errichtete ihrer Mitbürgerin, der französischen Nationalheldin Louise de Bettignies, der erfolgreichen englischen Kriegsspionin und grossen Patriotin, ein prächtiges Denkmal, das die Erinnerung an ihre opfermutigen Taten noch der Nachwelt künden soll.

SPIONAGE UM EINEN KÖNIG

Ausser der Schweiz und Holland war im ersten Weltkrieg unter den neutralen Ländern Spanien der Zentralpunkt der Spionage der kriegführenden Mächte. Hier wurde, fern von dem Eisenhagel und Giftgas der Front, der Krieg mit nicht geringerer Ausdauer und Zähigkeit geführt, allerdings nicht wie dort mit den Mitteln der Gewalt, sondern mit dem viel feineren und nicht minder gefährlichen Rüstzeug der List. Von den Gesandtschaften und Konsulaten und aus den Büros der Militärattachés liefen die geheimen unsichtbaren Fäden nicht nur in die Luxushotels von Madrid und Barcelona, sondern auch in die ärmliche Hütte des spanischen Anarchisten und Verschwörers und katalonischen Separatisten.

Die Maschen dieses feingewebten Spionagenetzes legten sich auch um Alfons XIII., der gewiss sehr erstaunt gewesen sein wird, als er nach Friedensschluss erfuhr, dass gerade er das begehrteste Objekt der besten Agenten des deutschen wie auch des englischen und französischen Geheimdienstes gewesen war. Was die Entente ebenso wie die Mittelmächte hauptsächlich wissen wollten, war: bleibt Spanien dauernd neutral oder nicht? Darüber konnte in einem monarchistisch regierten Staate wie Spanien natürlich niemand bessere Auskunft geben als der König selbst. Dies Staatsgeheimnis par excellence aber war der wichtigste Trumpf Spaniens und das stärkste Machtmittel seiner Politik. Gegen dieses Ge-

heimnis richtete die Spionage Deutschlands, Englands und Frankreichs ihre Angriffe, die auch allerseits zum gewünschten Ziele führten.

Trotz der ungeheuren Propaganda, die Frankreich während des Krieges in Spanien entfaltete und die ihren Ausgang von dem «Comité international de Propagande» und dem «Institut Français» in Madrid und dem «Comité Catholique de Propagande» in Paris nahm, war die deutsche Position in Spanien erheblich stärker, da das katholische Spanien dem antiklerikalen Frankreich trotz der ethnischen und geistigen Verwandtschaft («die lateinische Schwester»), fremd gegenüberstand. Interessant ist, was die spanische Herzogin de la Torre dem ehemaligen Botschafter Frankreichs in Russland Georges Louis im September 1915 darüber mitteilte. Sie sagte: «In Spanien ist die «Gesellschaft» germanophil, aber man ist es, ohne deshalb antifranzösisch zu sein. Die Deutschen haben die Frauen und Priester für sich ... Die Frauen sind germanophil vor allem, weil die Königinmutter, eine Österreicherin, natürlich österreichisch-deutsche Sympathien hat. Um der Königinmutter zu gefallen, die die Einladungen zu Hofe ergehen lässt und die noch einen grossen Einfluss hat, da die Minister ihr sehr willfährig sind, ist man germanophil – einzig, weil sie es ist, das schickt sich!» Auf einem so geebneten Terrain hatte es daher der deutsche geheime Nachrichtendienst mit seinen Hauptstellen in Madrid und Barcelona nicht allzu schwer.

Alfons XIII. war, wie man überall, nur nicht in Deutschland wusste, ein grosser Viseur und Freund der galanten Welt, Eigenschaften, die ihm bekanntlich sein erbittertster Gegner, der in Frankreich im Exil lebende Führer der spanischen republikanischen Bewegung und berühmte Schriftsteller Blasco Ibanez in seinem berichtigten Pamphlet «Alfons XIII. ohne Maske» mächtig angekreidet hat. Weilte der König in Paris, nicht in Staatsgeschäften, sondern, was häufiger geschah, inkognito, so war er ständiger Gast in den Luxuslokalen und Dancings des Montmartre und vor allem in dem berühmten «Moulin rouge». Der französische Polizeikommissar Oudaille, dessen delikate Aufgabe es war, höchste und allerhöchste Herrschaften unauffällig und sicher als Cicerone durch die Höhen und Tiefen der «Ville lumière» zu führen, musste diese Tatsache der spanischen Königin gegenüber zugeben, als diese ihn einmal freimütig fragte, ob sich der König im Moulin rouge auch immer gut amüsiere.

Der deutschen Botschaft in Madrid waren die Eigentümlichkeiten und Passionen des Königs natürlich auch nicht unbekannt. Und gewiss auf Anregung des deutschen Botschafters in Madrid, Fürst Ratibor, schickte die deutsche Regierung als Militärattaché Herrn K. nach dem schönen Spanien, einen jungen, charmanten und lebenslustigen Kavalier, dem es im Umsehen gelang, die Sympathien des Königs zu erobern. Beide waren bald unzertrennlich, und da der König äusserst mitteil-

war, so war es für K. ein leichtes, die diskretesten diplomatischen und militärischen Dinge aus seinem Munde zu erfahren, und vor allem das, was der französische und englische Militärattaché dem König mitgeteilt hatten.

Derselbe K. war es, dem es Mata Hari (nach ihren Zivilstandsakten Margaretha Gertruida Zelle, geschiedene Mac Leod und geboren in Holland) die internationale Kurtisane und exotische Tänzerin, die seit Kriegsbeginn unter der Chiffre H. 21 im deutschen Geheimdienst tätig war, verdankt, dass sie am Pfahl von Vincennes ihr kurvenreiches Leben enden musste. Im Jahre 1917 war es ihr gelungen, Paris, wo ihr bereits der Boden unter den Füßen brannte, zu verlassen. Sie hatte den Argwohn der französischen Gegenspionage erregt und, um sich aus der Schlinge zu ziehen, ihre Dienste dem S. R. (Service de Renseignements) angeboten. Aber man traute ihr nicht recht und schob sie ab. Die Engländer holten sie vom Schiff und brachten sie nach London, wo sie Sir Basil Thompson, der Chef von Scotland Yard, einem eingehenden Kreuzverhör unterzog, dessen zahlreichen Fallen sie sich mit raffiniertester Geschicklichkeit zu entziehen wusste und das mit einem Theatercoup endete, als sie ihm unter vier Augen gestand: «Ja, ich bin eine Spionin, aber nicht für Deutschland, sondern für Frankreich!» Sie landete in dem spanischen Hafen Gijon ohne zu ahnen, dass ihr ein französischer Geheimagent dauernd auf den Fersen war und sie auf Schritt und Tritt überwachte.

In Madrid bezog sie ein luxuriöses Appartement im

Grand Hotel und trat hier sofort mit K. und dem deutschen Marineattaché in Verbindung. Das Verhältnis zu ersterem gestaltete sich sehr rasch äusserst intim. Da ihre Verwendung in Bezug auf den König nicht in Betracht kam (Herr K. selbst erfuhr schon genug), so liess man sie auf den ebenfalls im Grand Hotel wohnenden französischen Militärattaché los. Aber alle ihre galanten Avancen blieben ohne Erfolg, da dieser bereits vor der Tänzerin gewarnt worden war. K. bezahlte ihre Gunst mit ein paar niedlichen Bijoux, aber Mata Hari brauchte Geld, viel Geld!

Man beschloss daher, da sie sich in Spanien nicht weiter als Agentin betätigen konnte, sie wieder nach Paris zurückzusenden, und K. funkte dem deutschen Spionagechef in Amsterdam, er solle H. 21 sofort 15'000 Pesetas bei der niederländischen Gesandtschaft in Paris anweisen. Dies Telegramm fing jedoch der Eiffelturm auf, und da die Franzosen wussten, wer sich hinter H. 21 verbarg, so warteten sie auf ihr Opfer. Kurz nachdem Mata Hari in Paris das Geld in Empfang genommen hatte, wurde sie in ihrem Hotel verhaftet und bezog die durch Madame Steinheil und Madame Caillaux berühmt gewordene Zelle 12 von Saint-Lazare. Am 15. Oktober 1917 morgens 6 Uhr wurde Mata Hari in Vincennes erschossen.

Dem britischen «Secret Service» waren die intimen Beziehungen des deutschen Militärattachés zum König nicht verborgen geblieben, und in London machte man sowohl im Buckingham Palace wie im Foreign Office

über diese Entdeckung besorgte Gesichter. Es war klar, dass Deutschland hier einen Kanal besass, der unbedingt verstopft werden musste. Die als Battenbergerin von Sympathien für England erfüllte spanische Königin Ena war es, die den klugen Gedanken äusserte, dasselbe Spiel auch englischerseits zu beginnen, um den Einfluss des deutschen Militär attachés zu konterkarieren. Als am besten geeignet für diese Mission schlug sie selbst den Herzog von Westminster vor.

Dieser, dessen riesiger baskischer Grundbesitz unmittelbar an die Ländereien des spanischen Königs stösst, war seit Jahren mit seinem Gutsnachbarn Alfons XIII. eng befreundet und wie der König ein leidenschaftlicher Polospieler. Bekanntlich war das Polospiel der bevorzugte Sport der spanischen Aristokratie und der Lieblingssport des Königs, mit dem zusammen der Herzog von Westminster so manche Partie gespielt hatte. Der Herzog, übrigens der reichste Mann Grossbritanniens, war auch ein passionierter Hazardeur, der alljährlich vor seinem Pariser Aufenthalt einige Wochen in Monte Carlo zu verbringen pflegte, wo sein unerhörtes Glück schon fast sprichwörtlich geworden war. Gewann er doch einmal beim Trente et Quarante binnen zehn Minuten nicht weniger als eine halbe Million Francs. War somit für den deutschen Militärattaché das flotte Nachleben das Mittel zum Zweck, so war es für den englischen Herzog der Sport.

Es ist nicht ohne Interesse zu erfahren, was der britische Geheimdienst in Spanien (inklusive Herzog von

Westminster) über Alfons XIII. zu berichten wusste. Nach den Angaben des im «Secret Service» tätigen Captain Tuohy Folgendes: «1. Der König ist im Herzen den Alliierten freundlich gesinnt, ist aber von einer völlig prodeutschen Hof-Clique umgeben und von einem ebenso gesinnten Generalstab, der allzu gern Frankreich Marokko wegschnappen möchte. 2. Königin Christine (eine Österreicherin) setzt Himmel und Erde in Bewegung, um das heilige römische Reich der Habsburger zu unterstützen, und ohne Zweifel ist sie eine Nachrichtenquelle entweder direkt nach Wien oder über den Vatikan, dessen stärkste Stütze sie in Spanien ist. 3. Der König schwatzt zu viel, und es ist zu befürchten, dass er Informationen, die er von alliierten Marine- und Militärattachés erhalten hat, feindlichen Ohren übermittelt. Die Deutschen schickten zu diesem Zwecke einen äusserst liebenswürdigen, lustigen Nachtbummler (night-liver) als Militärattaché her, und der König befindet sich ständig in seiner Gesellschaft. 4. Äusserst ernst ist die U-Bootfrage. Die deutschen U-Boot-Kommandanten tun in den spanischen Gewässern und Häfen, was sie wollen.»

Mit grossem Elan und dem üblichen Raffinement ging der französische Nachrichtendienst vor. Im Jahre 1916, als der Kampf um Verdun tobte, bildete die weitere Neutralität Spaniens geradezu eine Lebensfrage für Frankreich. Man befürchtete, dass Spanien den günstigen Augenblick, wo Frankreich die Hände gebunden waren, benutzen werde, um seine alten Aspirationen in

Marokko zu verwirklichen. Dazu kam, dass infolge des Verrats einer französischen Agentin, die zu den Deutschen übergegangen war, damals die gesamte französische Spionageorganisation im besetzten Belgien aufgeplatzt war, so dass nicht weniger als 66 französische Spione in die Hände der Deutschen gefallen waren. Die Folge davon war, dass der französische Generalstab ohne jegliche militärischen Nachrichten war und die grosse Offensive des deutschen Kronprinzen die Franzosen völlig überraschend getroffen hätte, wäre sie nicht von deutscher Seite ausgeplaudert worden.

In diesem Moment trat eine «Grande Vedette Parisienne», wie der Comte Massard schreibt, in Aktion, eine bildschöne Sängerin und Tänzerin, die in den Variétés und Music-Halls von Paris und Brüssel, in den Grossstädten Europas, der Vereinigten Staaten und Südamerikas das Publikum zu Beifallsstürmen hingerissen hatte. Sie besass nicht nur die schönsten Beine, die man sich denken konnte, sondern auch die Gabe, bei jedem «ein tolles Lachen hervorzuzaubern» und überdies Esprit bis in die Fingerspitzen! Diese verführerische Chanteuse hatte übrigens bereits verschiedene delikate Aufträge für den S. C. R. (Service Central de Renseignements) zur vollen Zufriedenheit ausgeführt. So hatte sie zu Kriegsanfang in Italien in den Luxushotels der Ewigen Stadt gewisse Verhandlungen zwischen Deutschen und Italienern überwacht und wurde dann nach ihrem ersten Erfolg im weiteren Verlauf des Krieges nach der Schweiz

geschickt, versehen mit einem falschen Pass und in Begleitung eines deutschen Chauffeurs, der im Dienste des Prinzen Eitel Friedrich von Preussen gestanden hatte. In Bem machte sie «zufällig» die Bekanntschaft des deutschen Spionagechefs, der von der eleganten Frau natürlich entzückt war. Nach einem galanten Souper mit ihm wusste sie bereits die Namen aller dem deutschen Geheimdienst bekannten französischen Agenten!

Diese raffinierte Agentin sollte aber mit ihrer spanischen Mission ihren Intrigen die Krone aufsetzen. Der Service Central de Renseignements empfahl ihr, folgende Rolle zu spielen: Sie sollte persönlich den König aufsuchen und ihn bitten, ihr zur Freilassung ihres in Deutschland kriegsgefangenen Freundes, eines jungen Künstlers, zu verhelfen. In Paris kannte man den König, und man hatte sich nicht verrechnet! Die Audienz verlief programmässig, und nach ihrer Rückkehr zeigte sich Mademoiselle ganz vortrefflich über die spanische Politik orientiert. Sie verschaffte Frankreich die Gewissheit, dass Spanien in guten Beziehungen zu Frankreich bleiben werde, und dass es bis Kriegsende seine Neutralität bewahren werde. Sie wusste es aus dem Munde Seiner Majestät!

Das Nachspiel dieser Intrige entbehrt nicht einer gewissen Komik. Monsieur X. in einem deutschen Kriegsgefangenenlager wurde zu seiner nicht geringen Verwunderung auf die persönliche Fürsprache des Königs von Spanien bei der deutschen Regierung plötzlich repatriert. Er hatte keine Ahnung, wem er dies überra-

schende Glück zu verdanken hatte. Der Comte Massard aber, der militärische Regisseur der 45 Kriegshinrichtungen am Pfahl von Vincennes, war sehr ungehalten darüber, dass diese «geistreiche Pariserin», diese «gute Französin» nicht das rote Bändchen der Ehrenlegion erhalten habe, das, wie er bissig bemerkte, den Busen so vieler unwürdiger Damen ziere.

ZARISTISCHE SPIONAGE

Spricht man von der russischen zaristischen Spionage, so pflegt man dabei fast stets an die politische Geheimpolizei des Zarenreiches, die berüchtigte Ochrana, zu denken, die seit Peter dem Grossen, Katharina II., Nikolaus I., bis auf den letzten Romanow eine wahre Schreckensherrschaft in Russland ausgeübt hat. Während sich aber die Spionage der politischen Geheimpolizei hauptsächlich gegen den inneren Feind richtete und die Bekämpfung der gegen das zaristische Regime gerichteten revolutionären Bestrebungen, den persönlichen Schutz des Zaren und die Bespitzelung der Minister und hohen Staatsbeamten zum Ziele hatte, ist die Militärspionage eine rein militärische Angelegenheit und lediglich gegen den ausserhalb der Landesgrenzen befindlichen äusseren Feind gerichtet. Freilich werden auch hierbei die Dienste der Ochrana nach Möglichkeit in Anspruch genommen, und gerade dadurch unterscheidet sich der russische Spionagedienst von dem englischen und deutschen, bei dem die Mitwirkung der Polizei nur eine verhältnismässig untergeordnete Rolle spielt.

Die russische Spionage war von jeher in dem Generalstab zentralisiert, dessen Entstehung bis auf die Zeit Peters des Grossen zurückgeht. Unter der Regierung der Zarin Katharina II. hatte der Generalstab bereits im Frieden die Aufgabe, Nachrichten über die Grenzgegenden

und die benachbarten Staaten zu sammeln und zu bearbeiten. Im Kriege begleitete er das Heer und übte den Nachrichtendienst im Felde aus. Bezeichnend für die russische Spionage war zu allen Zeiten die verschwenderische Fülle der Geldmittel, die für diese Zwecke zur Verfügung standen. Im Jahre 1905 betrug die Aufwendungen für den russischen Nachrichtendienst nach den durchaus glaubwürdigen Angaben des französischen Oberstleutnants Picard zwei Millionen Franken, weit mehr als die jeder anderen Nation. 1912 waren sie auf 13 Millionen Rubel angewachsen und im ersten Halbjahr 1914 erreichten sie die gigantische Höhe von 26 Millionen Rubel. Ein anderes Merkmal ist die weitgehende Betätigung der Militärattachés auf dem Gebiete der Spionage, die ihr ausgesprochener diplomatischer und exterritorialer Charakter nach internationalem Brauch unter allen Umständen hätte davon abhalten müssen, das ihnen gewährte Gastrecht zu verletzen.

Einen derartigen Fall von grösster historischer Bedeutung finden wir bereits zur Zeit Alexanders I. und Napoleons I. Am 3. März 1812 diktierte Napoleon seinem Minister des Äusseren, dem Herzog von Bassano, ein längeres, an den russischen Botschafter in Paris, Fürst Kurakin, gerichtetes Schreiben, in dem er sich bitter über die Spionagetätigkeit des Obersten Tschernitschew, des Adjutanten des Zaren und Militärattachés an der russischen Botschaft in Paris, beschwert und ihn unverblümt als «agent de corruption» bezeichnet. Als dieser nämlich im

Februar 1812 Paris verlassen hatte, fand man in seiner Wohnung einen an ihn gerichteten Brief, in dem ein gewisser Michel ihm die Lieferung neuer, wichtiger geheimer Nachrichten verspricht und zugleich um bessere Bezahlung ersucht. Dieser Michel war ein französischer Beamter, der im Kriegsministerium, in dem «bureau de la guerre», angestellt war. Er stand durch Vermittlung des Pförtners der russischen Botschaft in ständiger Verbindung mit Tschernitschew und hatte diesem nichts geringeres als den gesamten Aufmarschplan der Grande Armée gegen Russland verschafft. Seine verräterischen Beziehungen zur russischen Regierung datierten bereits seit dem Jahre 1804, wo er dem russischen Legationssekretär d'Oubril für 2'000 Fr. militärische Nachrichten verkauft hatte, die Alexander I. veranlassten, der dritten Koalition beizutreten, und damit Russland an die Seite Englands, Österreichs und Schwedens zum Kriege gegen Frankreich führen. Michel, der noch drei Komplizen hatte, wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Während des russisch-französischen Krieges tat sich der berühmte Parteigänger Oberst Figner besonders hervor. Er sprach fließend Französisch und begab sich bald in der Maske eines Händlers, bald als gewöhnlicher Landstreicher, ja sogar als französischer Offizier verkleidet, kühn in die französischen Biwaks vor Moskau und konnte so die wichtigsten Nachrichten liefern. Im Januar 1813 erschien er in der Uniform eines französischen Offiziers in dem von den Russen belagerten Danzig und

verstand es, sich dermassen das Vertrauen des die Festung kommandierenden französischen Generals Rapp zu erwerben, dass dieser ihm sogar wichtige Briefe an Napoleon anvertraute, die Figner natürlich schleunigst an das russische Hauptquartier ablieferte. Danzig musste kapitulieren!

Unter den Geheimdokumenten in den Tuileries fand sich ein umfangreiches Schreiben eines Agenten des französischen geheimen Nachrichtendienstes mit Namen Tonnellier, in dem interessante Mitteilungen über die Spionagetätigkeit des russischen Militärattachés Oberst Albedinski, enthalten sind. Ende Dezember 1856 suchte der Attaché an der russischen Botschaft in Paris, Grothie, der während des Orientkrieges den Geheimagenten Tonnellier in Brüssel kennengelernt hatte, diesen unter irgendeinem Vorwand auf und führte ihn nach dem Hôtel Sinet auf dem Faubourg Saint-Honoré. Dort stellte er ihn dem Obersten Albedinski, dem Adjutanten und französischen Militäragenten des Zaren, vor. Dieserklärte ihn kurz über seine Mission auf, indem er auf die Schwierigkeiten seiner exponierten Stellung hinwies, und schlug ihm vor, ihm gewisse Dienste zu leisten. Es handle sich darum, ihm die für seine Instruktion notwendigen Bücher und Karten zu verschaffen. Aus den französischen Nachschlagewerken schöpfte er Nachrichten über Truppenverschiebungen, bestand doch eine der Hauptaufgaben seiner Mission darin, sich stets über die Stellung der französischen Korps, ihre Bewegungen und

ihren Standort auf dem Laufenden zu halten. Bald brachten ihn seine gesellschaftlichen Verbindungen in Berührung mit höheren Offizieren, die er äusserst geschickt über die Organisation der Armee und die Veränderungen der Waffen auszuhorchen wusste. Aber diese Nachrichten waren noch weit entfernt von dem Ziel, das sich Oberst Albedinski gesteckt hatte.

Im März 1857 gelang es ihm, mit einem Ordonnanzoffizier des Kaisers Napoleon III. in Verbindung zu treten, von dem er die wertvollsten Dokumente ausgeliefert erhielt, wie die Zeichnung und Beschreibung des Gebirgsgeschützes Kaliber 12, mit dem erst kürzlich Versuche angestellt worden waren. Nachrichten über die neuen, für den Kabyliischen Feldzug bestimmten Zünder, Pläne über die Art der Ein- und Ausschiffung der Truppen usw.

Während des russisch-türkischen Krieges 1877-78 wurde es den Russen nicht leicht, unter der türkischen Bevölkerung Spione zu finden. Jedoch ist der Fall der von Osman-Pascha heldenmütig verteidigten Festung Plewna grösstenteils auf die hervorragenden Leistungen eines russischen Spions zurückzuführen, dessen erstaunliche Arbeit in einem Beglaubigungsschreiben des Stabschefs der russischen Armee ausführlich geschildert wird. Dieser Spion, ein ehemaliger Freiwilliger der griechischen Legion Nikolaus I., durchschwamm einen Fluss, legte in einer Mühle die Kleidung eines Türken an, und gelangte so mit den türkischen Truppen zusammen nach Plewna hinein. Von hier aus erstattete er persönlich

sowie durch Boten Meldung über die Zahl der neuerbauten Batterien mit genauer Angabe ihrer Lage und Bemannung, über die Anlage verdeckter Verbindungswege zu und zwischen den Batterien, über die Lage der Pulvermagazine, die Ergebnisse des Bombardements, die Stärke und Stimmung der Garnison, die Höhe der Verluste usw. Schliesslich benachrichtigte er den Stab, nachdem er sich unter Lebensgefahr durch die verstärkte türkische Vorpostenkette geschlichen hatte, von dem Entschluss Osman-Paschas, auf der Strasse nach Sofia durchzubrechen.

Bei dem Landesverratsprozess, der gegen den polnischen Schriftsteller von Kraszewski, den früheren preussischen Offizier Hentsch und gegen einen gewissen Adler am 19. Mai 1884 vor dem deutschen Reichsgericht stattfand, wurde der russische Militärattaché in Wien, General von Feldmann, schwer kompromittiert. Dieser war ein amtlich beglaubigter Spion wie er im Buche steht. Eine ganze Anzahl von Briefen, die er an Adler gerichtet hatte, befanden sich bei den Anklageakten. Die Beziehungen zwischen dem General und Adler datierten seit dem Jahre 1879, wobei Adler den Vermittler zwischen Hentsch, der das Material lieferte, und dem General spielte. In einem Briefe bot Hentsch den Aufmarschplan sämtlicher Armeekorps an der Grenze an, und zwar zum Preise von 300 Mark für jedes Armeekorps. Das Erwidierungsschreiben des russischen Generals enthielt einen förmlichen Lieferungsvertrag. Er erklärte sich in die-

sem Schreiben bereit, falls das angebotene Material vollkommen authentisch sei, 7'000 Mark dafür zu zahlen, bedingte sich eine Prüfungsfrist aus und fügte hinzu: «Ist das Material untauglich, so gebe ich es zurück und zahle gar nichts.» In einem anderen Briefe äussert der General folgende Wünsche: «Ich wünsche Mitteilung über die Fortifikation von Metz, über die Konstruktion der Geschützwaagen (Ober- und Untergestell) und die Tragfähigkeit der Waagen, über die Konstruktion der bombensicheren Eisendecken, die Konstruktion der Küstenwerke usw.

Während seiner diplomatischen Tätigkeit als Gesandter in Petersburg wurde auch Bismarck, wie er in seinen «Gedanken und Erinnerungen» erzählt, das Opfer russischer Spionage. Eines Tages sagte ein russischer Diplomat zu ihm: «Meine erste Indiskretion nötigt mich zu einer zweiten. Sie werden die Sache natürlich nach Berlin melden, benutzen Sie aber dafür nicht Ihre Chiffre Nummer so und so, die besitzen wir seit Jahren, und nach der Lage der Dinge würde man bei uns auf mich als Quelle schliessen. Ausserdem werden Sie mir den Gefallen tun, den kompromittierten Chiffre nicht plötzlich fallen zu lassen, sondern ihn noch einige Monate lang zu unverfänglichen Telegrammen zu benützen.» Bismarck bemerkt dazu: «Damals glaubte ich zu meiner Beruhigung aus diesem Vorgang die Wahrscheinlichkeit zu entnehmen, dass nur dieser eine unserer Chiffres sich in russi-

schem Besitz befand. Die Sicherstellung des Chiffres war in Petersburg besonders schwierig, weil jede Gesandtschaft russische Diener und Subalterne notwendig im Innern des Hauses verwenden musste und die politische Polizei unter diesen sich leicht Agenten verschaffte.»

Kurz vor Beginn des russisch-japanischen Krieges 1904 gelang es dem Agenten der Ochrana Manassiewitsch-Manuilow, sich in den Besitz des Chiffres der japanischen Botschaft im Haag zu setzen, wodurch es der russischen Regierung möglich war, die diplomatische Korrespondenz Japans zu verfolgen, so lange, bis die Japaner das schliesslich merkten. Trotz dieses vielversprechenden Anfanges liess die Organisation der russischen Spionage während des russisch-japanischen Krieges viel zu wünschen übrig und war der japanischen in jeder Weise unterlegen. Hat man doch den Sieg der japanischen Waffen vor allem dem so überaus erfolgreichen japanischen Nachrichtendienst zugeschrieben!

Der russische Nachrichtendienst betätigte sich sowohl in der Ostsee wie auch auf dem mandschurischen Kriegsschauplatz, wo schliesslich beim Armeeoberkommando eine Zentralstelle zur Bekämpfung der japanischen Spionage errichtet wurde, und General Hartung, der Leiter der politischen Geheimpolizei im Ausland, die Überwachung der russischen Offiziere übernahm, wofür er von der Regierung ein Extragelohn von 100'000 Fr. erhielt. Besondere Erfolge hatte indes der russische Nachrichtendienst auf dem Kriegsschauplatz nicht auf-

zuweisen. In der Ostsee hielten sich an allen wichtigeren Hafenplätzen russische Spione auf, besonders aber auch in Antwerpen und in schwedischen und dänischen Hafenstädten, wo sie, als Arbeiter und Waffelverkäufer verkleidet, die nach Ostasien abgehenden Schiffe zu überwachen hatten.

Zur Zeit der Einkreisungspolitik machte sich der russische Nachrichtendienst besonders in Deutschland und Österreich bemerkbar. In zahlreichen Landesverratsprozessen wurden vielfach die russischen Militärattachés schwer kompromittiert, so von Michelson und von Basarow in Berlin, die ihren Posten verlassen mussten, da ihnen Beteiligung am Landesverrat Deutscher nachgewiesen wurde. Von der deutschen Kriminalpolizei wurde festgestellt, dass in der Privatwohnung des Obersten von Basarow deutsche Militärpersonen ein- und ausgingen. Es gelang, einen deutschen Feldwebel zu überführen, für 500 Mark Zeichnungen der Festung Boyen bei Lötzen an den russischen Militärbevollmächtigten verkauft zu haben. Ein Schreiber beim Festungskommando Thorn, der deutsche Unteroffizier Wölkerling, lieferte den Russen streng geheime Mobilmachungspläne aus. Der Verräter hatte bis zu seiner Entdeckung anfangs des Jahres 1913 seit Jahren im Dienste des russischen Spionagedienstes gestanden und galt als sein bester und wertvollster Spion.

Der Zentralpunkt der gesamten Nachrichtenorganisation lag bei der 7. Abteilung des Generalstabes in Petersburg. Von hier aus liefen die Fäden zu den Nach-

richtenstellen der Militärbezirke an den Grenzen. So arbeiteten die Nachrichtenbüros der Stäbe in Petersburg, Wilna, Warschau gegen Deutschland, die in Warschau und Kiew gegen Österreich-Ungarn. Im Ausland entfalteten die Militärattachés bei den Gesandtschaften in Stockholm, Brüssel, Paris, Kopenhagen und Bern, wo sich der Militärattaché Gurkow stark kompromittierte, eine überaus regsame Tätigkeit. Die Gendarmerie an den Grenzen und die Agenten der Ochrana im Ausland leisteten dabei wertvolle Dienste.

Bekannt ist die erfolgreiche Arbeit des Gendarmerieobersten Mjassojedow in Wirballen, des Schwagers des Kriegsministers Suchomlinow. Er wurde bei Kriegsausbruch dem Stabe des Generals Rennenkampf zugeteilt und nach der für die Russen unglücklichen und verhängnisvollen Schlacht an den Masurischen Seen im März 1915 des Einverständnisses mit dem Feind angeklagt und zum Tode durch den Strang verurteilt. Das Urteil wurde sofort vollstreckt. Da Mjassojedow sich verzweifelt gegen seine Henker wehrte, wurde er kurzerhand auf eine Tragbahre gebunden und so gehängt. Bereits im Jahre 1912 war er in der «Nowoje Wremja» offen des Hochverrates zugunsten Deutschlands beschuldigt worden, was ein Duell mit dem Sohn des Chefredakteurs zur Folge hatte. Auf Veranlassung des Kriegsministeriums wurde jedoch die Angelegenheit nicht weiter verfolgt. Seine Arbeit für Deutschland und Österreich wird jedoch sowohl von dem Chef des deutschen geheimen Nachrichtendienstes, Oberst Nicolai, wie auch von

Generalmajor Ronge, dem Chef des österreichischen Geheimdienstes, in ihren Publikationen ausdrücklich verneint.

Unter den 30'000 russischen Saisonarbeitern, die alljährlich im Sommer in Ostpreussen tätig waren, befanden sich stets viele russische Offiziere, die in der Maske des Landarbeiters die Gegend auskundschafteten. Am Zeiler Bruch in der Niederung, nicht weit von Königsberg, stellte sich im ersten Weltkrieg ein russischer Generalstabsoffizier dem Besitzer vor, indem er sagte: «Sie kennen mich wohl nicht mehr?» – «Nein.» – «Haben Sie mich nie gesehen?» – «Nein.» – «Vor zwei Jahren bin ich als Knecht bei Ihnen gewesen und habe mir die Sache hier gut angesehen!» – «Sie gingen Wege, die nur ein Einheimischer gehen konnte», berichtete Generalsuperintendent Schöttler aus Königsberg in einem Vortrage.

In Warschau erbeuteten die deutschen Truppen ein «Verzeichnis deutscher und österreichischer Dokumente, die in den Jahren 1907 bis 1910 durch die Nachrichtenabteilung in Warschau geliefert worden sind», das nicht weniger als 120 streng geheime deutsche Schriften und Pläne aufführt. Ein Beweis für die erfolgreiche Tätigkeit des den Spionagedienst gegen Deutschland und Österreich leitenden Generalobersten Batjuschin in Warschau. Dieser unterhielt, wirksam unterstützt von den beiden Hauptleuten Terechow und Lebediew, in seinem Haus am Sächsischen Platz einen wahren Massenbetrieb von Agenten, Konfidenten, Kund-

schaftern und Anwerbern, unter denen es auch an Frauen nicht fehlte. Sämtliche Festungskundschafter waren mit dem amerikanischen Taschenphotoapparat «Expo» ausgerüstet. Wer einen solchen besass, galt bei dem österreichischen Spionageabwehrdienst unzweifelhaft als ein Agent Batjuschins.

Ausserordentliche Vorbereitungen waren in Galizien getroffen worden. Hier hatte russisches Geld der Invasion alle Wege geebnet. Die in Moskau und Kiew ausgebildeten Popen errichteten Kruzifixe und Heiligenbilder an den Landstrassen, und zwar an strategisch wichtigen Punkten, und Form und Farbe der Heiligenbilder gaben dem Eingeweihten militärisch wichtige Auskünfte. Hinter den Priestern stand der russische Generalstab! Im Jahre 1908 stellte der österreichische Kundschafterdienst das Vorhandensein zahlreicher russischer Agenten in der Maske von harmlosen Scherenschleifern in Galizien, Ungarn und der Bukowina fest, die sogar mit Landkarten ausgerüstet waren und stets an strategisch wichtigen Stellen auftauchten.

In der russischen Baronin de J. besass der zaristische Spionagedienst eine Agentin, die ihre überaus erfolgreiche Tätigkeit bis direkt in das Zentrum der deutschen Aussenpolitik hinein ausdehnte. Es war ihr gelungen, das Vertrauen des Ministers des Äussern, von Kiderlen-Wächter, zu gewinnen, der bis zu seinem 1912 erfolgten Tode einen regen Briefwechsel mit seiner Freundin unterhalten hat. Diese Briefe, die ein klares Bild der damaligen Politik der Wilhelmstrasse geben, liess ihr während

des ersten Weltkrieges Clemenceau für hunderttausend Goldfranken abkaufen, in der Hoffnung, seinen Todfeind Caillaux damit kompromittieren zu können. Er sah sich indes in seinen Erwartungen getäuscht, denn die Briefe enthielten nichts, was Caillaux hätte ernstlich belasten können. Später stellte Berthelot sie Caillaux zur Verfügung. Im zweiten Band seiner 1928 veröffentlichten Erinnerungen «Meine Kühnheiten. Agadir» schreibt er: «Wenn Herr von Kiderlen 1912 nicht plötzlich gestorben, wenn er zur Zeit des Dramas von Serajewo Minister gewesen wäre, so bin ich sicher, dass er die Schwierigkeiten überwunden hätte, die zur fatalen Katastrophe von 1914 führten. Diese Katastrophe war fatal nicht nur wegen des grässlichen Aderlasses, den sie verursachte, sondern weil sie den Keim neuer Katastrophen in sich trug.» Er hatte sich nicht getäuscht, denn aus diesem Keim erwuchs der zweite Weltkrieg.

Vor dem Weltkriege galt der Spionagedienst des Zarenreiches nebst dem französischen und deutschen geheimen Nachrichtendienst als der bestorganisierte der ganzen Welt. Seine grossen Erfolge zeigten sich gleich zu Beginn der kriegerischen Operationen in Ostpreussen und Galizien, die für die Russen nur deshalb anfangs so überaus günstig ausfielen, weil die Spionage ihnen bereits im Frieden alle Wege geebnet hatte. Vor allem dank der erfolgreichen Tätigkeit des die russische Grenzspionage leitenden Gendarmerieobersten Mjassojedow in Wirballen und des Obersten Piotrowski, der von Kiew

aus die militärische Spionage gegen Österreich-Ungarn leitete. Diesem war der grosse Coup gelungen, von dem österreichischen Oberstleutnant beim Stabe Redl, dem Chef des österreichischen Spionagedienstes in Prag, die gesamten Aufmarschpläne der österreichischen Armee gegen Russland ausgeliefert zu erhalten. In dem Buche «Die Strategie⁴⁴ des Professors A. Swetschin an der sowjetrussischen Generalstabsakademie findet sich das bemerkenswerte Eingeständnis: «Vor dem Weltkriege erreichte der russische Generalstab den Rekord in der Kenntnis vom Inhalt der Geheimschränke der deutschen Provinzstäbe, und in Wien gelang es ihm, in die geheime Schatzkammer einzudringen. Die grundlegenden Pläne des österreichischen Aufmarsches befanden sich in den Händen der russischen Photographen.»

Während des ersten Weltkrieges arbeitete der russische Nachrichtendienst hauptsächlich von den nordischen Staaten aus, während er in der Schweiz sich eng an den französischen Dienst anschloss. In Genf betätigte sich in dieser Hinsicht besonders rege der auf französischem Boden in Annecy wohnende Generalstabsoberst Lawrow. In Schweden wurde die von dem Militärattaché Assanowitsch geleitete Spionagezentrale, deren Tätigkeit sich sowohl gegen Deutschland wie auch gegen Schweden richtete, 1917 infolge eines gerichtlichen Verfahrens ausser Betrieb gesetzt. Der Zentralpunkt war Kopenhagen, wo vier russische Spionagebüros bestanden. Hier erhielten die Agenten ihre letzten Instruktionen,

nachdem sie zuvor auf der Spionageschule zu Sbudzin in Russland einen fünfwöchigen Lehrkursus durchgemacht und ein Examen abgelegt hatten, und wurden dann auf dem Umwege über die Schweiz, mit falschen Pässen versehen, nach Deutschland geschickt. Zwölf von diesen Agenten wurden entdeckt und unschädlich gemacht.

Der hervorragendste Agent der russischen Spionageorganisation in Kopenhagen war der Schwede Liander. Dieser, ein sprachkundiger und gesellschaftlich gewandter Mann, der fließend Deutsch sprach, wurde gleich nach Kriegsbeginn nach Deutschland geschickt, um hier Agenten für Russland anzuwerben. Ihm selbst gelang es dank seinem sicheren Auftreten und seiner gewinnenden Persönlichkeit leicht, Eingang in die ersten Gesellschaftskreise zu finden und auf diese Weise mit höheren Offizieren in Beziehung zu treten. Seine neutrale schwedische Staatsangehörigkeit schützte ihn vor jedem Verdacht, und so konnte er sich denn mehrere Monate lang ungestört an verschiedenen militärisch wichtigen Eisenbahnknotenpunkten aufhalten und hier seine Kundschaftertätigkeit ausüben. Als er sich schliesslich in Deutschland nicht mehr sicher fühlte, verlegte er den Schauplatz seiner Tätigkeit nach Kopenhagen. Um seine eigentliche Aufgabe zu verschleiern, gründete er zusammen mit einem dänischen Kaufmann eine Handelsgesellschaft, die ein kleines Kompagniegeschäft in Berlin unterhielt. Er war viel auf Reisen und weilte häufig in Schweden, wo er mit Personen verkehr-

te, deren Verbindung mit der Diplomatie der Entente bekannt war. In Wirklichkeit war er mit der Anwerbung und Entsendung von Spionen nach Deutschland betraut. Er übermittelte die einlaufenden Nachrichten, die, in Geheimschrift abgefasst, an allerlei Deckadressen in Kopenhagen und Malmö gesandt wurden. Im Februar 1917 wurde ihm auch in Dänemark der Boden zu heiss, und er begab sich nun nach Stockholm, wo ihn jedoch bald sein reger Verkehr mit einem russischen Marineoffizier, dessen häufige Reisen nach Stockholm den schwedischen Behörden aufgefallen waren, verdächtig machte. Noch in demselben Jahre erfolgte seine Verhaftung zusammen mit zweien seiner Agenten, zwei Deutschen, und seine Verurteilung zu einer schweren Zuchthausstrafe wegen Spionage für Russland gegen Deutschland.

Eine für das deutsche Flottenkommando unheilvolle Rolle spielte während des ersten Weltkrieges die russische Agentin Katharina Iselmann in Libau. Nachdem sie einige Zeit als Bibliothekarin bei der Admiralität in St. Petersburg tätig gewesen war, trat sie 1913 in den russischen Geheimdienst und wurde nach Deutschland geschickt, um dort in Kreisen der Armee- und Marineoffiziere ihre dunkle Tätigkeit aufzunehmen. Da sie von aussergewöhnlicher Schönheit und zugleich hervorragender Intelligenz, gepaart mit grosser schauspielerischer Begabung, war, so blieb ihre Arbeit nicht erfolglos. Einem gegen sie erlassenen Haftbefehl wusste sie sich geschickt durch rechtzeitige Flucht zu entziehen.

Ihren Hauptcoup lieferte sie im Herbst 1917. Zu dieser Zeit war sie in der Maske einer Kellnerin Anna in einer Weinstube in der von den Deutschen besetzten russischen Hafenstadt Liban tätig. Einem deutschen Maat, der sich in sie verliebt hatte, erzählte sie, ein russischer Marineoffizier habe sie verführt, ihr die Ehe versprochen und sie schliesslich mit einem Kind sitzen gelassen, nachdem er ihr noch höhnisch gestanden habe, dass er bereits verheiratet und Vater zweier Kinder sei. Das einzige, was er ihr gelassen habe, sei eine Aktentasche voller Dokumente, die er bei seiner überstürzten Abreise vergessen habe. Diese Dokumente eines russischen Marineoffiziers erregten begreiflicherweise das Interesse des deutschen Seemannes. Bereitwilligst übergab sie ihm die Dokumentenmappe, die durch den Maat unverzüglich in die Hände der deutschen Flottenleitung gelangte und deren Inhalt einer eingehenden Prüfung unterzogen wurde. Es handelte sich um nichts Geringeres als um militärische See- und Landkarten, auf denen die gesamten Verteidigungsanlagen im Meerbusen von Riga in allen ihren Einzelheiten wie Küstenforts, Minenfelder, Geschützpositionen und andere Abwehrmassnahmen eingezeichnet waren. Die Kenntnis dieser geheimen russischen Pläne musste die Eroberung Rigas gewaltig erleichtern, vorausgesetzt, dass sie echt waren. Dass sie gefälscht waren und das Ganze eine Falle war, merkte das deutsche Flottenkommando aber erst in dem Augenblick, als sich die auf den Karten eingezeichneten freien Durchfahrten als ge-

spickte Minenfelder herausstellten und Uferbatterien, die auf der Karte gar nicht vorhanden waren, plötzlich ein vernichtendes Feuer eröffneten, sobald die deutschen Schiffe sich der Küste näherten. Vier Zerstörer und zwei kleinere Schiffe gingen hierbei verloren, während andere schwer beschädigt wurden. Nur mit knapper Not wurde durch den rechtzeitig befohlenen Rückzug eine grössere Katastrophe verhindert.

Einen interessanten Einblick in die Arbeit der russischen Gegenspionage gewährt der Bericht des Agenten der Ochrana, Dolin, der 1915-16 in der Schweiz in enge Beziehungen zu der deutschen Gesandtschaft in Bern und dem Militärattaché Major von Bismarck trat. Von diesem erhielt Dolin, wie er angibt, verschiedene Aufträge, wie, durch Sprengung der Brücke über den Jenissei die Munitionssendungen Japans an Russland zu verhindern, den Kreuzer «Marie» in die Luft zu sprengen, im Hafen von Archangelsk und an Munitionsfabriken Sabotageakte zu begehen, Friedenspropaganda zu treiben und Aufstände zu organisieren, Aufträge, deren Kenntnis für die russische Heeresleitung von höchster Bedeutung sein musste.

Nach dem militärischen Zusammenbruch des Zarenreiches wurde der russische Nachrichtendienst im Ausland von der Entente übernommen, und später setzte dann die bolschewistische Propaganda unter der Leitung Joffes, des Sowjetvertreters in Berlin, mit vollen Kräften ein.

SOWJETSPIONAGE

Sowjetrussland verfügt über einen geheimen militärischen Nachrichtendienst, der dem zaristischen in keiner Weise nachsteht, ihn im Gegenteil noch bei Weitem an Wirksamkeit übertrifft. Liegt doch die unterirdische Tätigkeit der roten Militärspionage auf derselben Linie, wie die sich über die ganze Welt erstreckende Minierarbeit der revolutionären Propaganda der «Komintern».

Die vom «Sowjet-Spezialdienst» verwendeten Geheimagenten sind nur selten Russen, sondern meistens ausländische Kommunisten, die aus reiner Begeisterung für die Komintern freiwillig und kostenlos die wichtigsten Informationen liefern, so dass das Auge Moskaus tatsächlich in alle Winkel der ganzen Welt dringt. Der «Spezialdienst», der besonders in den Kasernen und Waffenfabriken Europas sich betätigt, beschäftigt Angehörige aller Nationen, Franzosen, Deutsche, Engländer, Amerikaner, Polen, Italiener, die sämtlich überzeugte Kommunisten sind.

Diese Parallele der politischen und sozialen Propaganda der Dritten Internationale fehlte der zaristischen Spionage völlig. Dagegen hat die rote Spionage mit der zaristischen gemeinsam die gründliche Mitarbeit der politischen Geheimpolizei. An die Stelle der Ochrana trat nach der bolschewistischen Revolution die berüchtigte Tscheka (Tscherezwytchatjka), die später G.P.U. hiess

und heute N.K.W.D. (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten) genannt wird. Sie ist der starke Arm Stalins und der Kommunistischen Partei und stellt eine gewaltige, militärisch straffe Organisation dar, deren unsichtbare Fäden in jedes Haus reichen.

Die Zentralstelle der sowjetrussischen Militärspionage befand sich bei dem Obersten Revolutionären Kriegsrat in Moskau, heute bildet sie beim roten Generalstab die Abteilung IA. Von hier aus liefen die Fäden zu den verschiedenen, aber noch innerhalb der Sowjetunion liegenden Kundschaftsämtern, die besonders in die Nähe der Grenzen vorgeschoben waren. So wurden beispielsweise die polnischen Ostwoiwodschaften von dem Kundschaftsamt in Smolensk aus bearbeitet. Von hier aus ging die Verbindung zu den Spionagebüros in Polen, die sich in Wilna, Bialystok, Lemberg, Lublin befanden und die zugleich auch von der Sowjetgesandtschaft in Warschau kontrolliert wurden, von wo aus auch die Freie Stadt Danzig erkundet wurde.

Die rote Spionage bedrohte natürlich am schwersten die benachbarten Staaten, in erster Linie die Randstaaten Estland und Lettland, ferner Finnland, Polen, die Balkanstaaten Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien und die Tschechoslowakei. Die wichtigste Arbeit hatten jedoch die im Ausland selbst befindlichen Spionagebüros zu leisten, deren Tätigkeit durch den weitgehendsten Missbrauch der Exterritorialität und des diplomatischen Kurierdienstes, der die geheime Korrespondenz vermittel-

te, wesentlich erleichtert wurde. Diese Spionagebüros traten, um ihren rein militärischen Charakter zu verbergen, nach aussen hin in der harmlosen Maske von Handelsmissionen auf. Es bestanden drei Spionageorganisationen, von denen die verschiedenen Zweigstellen kontrolliert wurden. Die erste Zentrale befand sich in Prag und hatte zu ihrem Arbeitsgebiet Mitteleuropa. Der Prager Zentrale unterstanden die Agenturen in Ungarn, Österreich, Jugoslawien, Rumänien und Bulgarien. Die zweite (östliche) Zentrale lag in Konstantinopel und leitete die verschiedenen Agenturen in der Türkei und in Griechenland. Die dritte hatte ihren Standort in Paris, von wo aus Frankreich, Belgien und England bearbeitet wurden.

Die Randstaaten Estland und Lettland, Russlands Fenster zur Ostsee, die ihm verschlossen waren und die es so gern öffnen wollte, hatten unter der roten Spionageschwer zu leiden. Der Revaler Putsch vom 1. Dezember 1924, der nur an der staatstreuen Haltung der estländischen Armee scheiterte, bewies aller Welt, wohin die Absichten der Moskauer Machthaber zielten. Schon 1921 wurde in der Grenzstadt Narwa und Umgegend eine grössere russische Spionageorganisation aufgedeckt, die Ermittlungen über die Armee und Verteidigungsmittel anstellte. Der Leiter der Organisation war ein gewisser Sereda, ein aus Moskau entsandter Agent, der später verhaftet wurde. Dass auch das estländische Konsulat in Le-

ningrad ein Opfer der bolschewistischen Spionage geworden war, bewies der Fall des estländischen Konsultssekretärs Rostfeld, der den Bolschewisten wichtige Nachrichten übermittelt hatte und dann zum Schein zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt, nach kurzer Zeit jedoch von den Bolschewisten wieder freigelassen wurde. Im August des Jahres 1924 wurden der Beamte des sowjet-russischen Konsulats, Jurkowski, und der Beamte der Sowjetgesandtschaft in Reval, Akerberg, wegen Spionage zugunsten Sowjetrusslands verhaftet. Es war ihnen gelungen, einen Beamten des estländischen Innenministeriums und einen Feldwebelschreiber der Grenzwahe für den roten Spionagedienst zu gewinnen und von ihnen wichtige Geheimdokumente zu erhalten. Die beiden estländischen Beamten erhielten für ihre bereits jahrelang währende Tätigkeit ein monatliches Fixum von 14'000 Eesti Mark und warben ihrerseits neue Agenten an.

Im Mai des gleichen Jahres wurden zwei der bekanntesten Organisatoren der russischen Grenzspionage, der Gehilfe der Pleskauer Grenzabteilung der G.P.U., Pospelow, und der Gehilfe des Chefs der Ostrower Grenzabteilung, Solowjew, beim Betreten lettländischen Gebietes von der lettländischen Grenzwahe verhaftet. Man fand in ihrem Besitz mehrere Geheimdokumente über die Organisation des russischen Spionagenetzes in Lettland. Besonders spionageverseucht war Lettland, aus verständlichen Gründen, war doch dieser Landesteil bei einem Kriege mit Polen für Russland von

hervorragend strategischer Bedeutung.

Mit grösster Intensität arbeitete die Sowjetspionage in Polen, dessen im Rigaer Vertrag festgesetzte Ostgrenze die Sowjetunion niemals anerkennen wird, und hier hatte sie infolge ihres skrupellosen Vorgehens zweifellos bedeutende Erfolge aufzuweisen. Der polnische Spionageabwehrdienst, die «Defensive», hatte daher alle Hände voll zu tun, und Spionage- und Landesverratsprozesse waren in Polen an der Tagesordnung. Frauen aller Gesellschaftsklassen traten sehr oft als Agentinnen hervor. Bei den enormen Geldmitteln, die dem roten Spionagedienst zur Verfügung standen, machte sich aber die demoralisierende Wirkung der Sowjetspionage auch in der polnischen Armee und Beamtschaft nachhaltig bemerkbar.

Ihren sicheren Mittelpunkt hatte die rote Spionage in der Warschauer Sowjetgesandtschaft, wo als Leiter derselben eine Zeitlang der zweite Sekretär der Gesandtschaft Lujanowski fungierte. Ende 1922 wurden in Bialystok drei Personen festgenommen, die an der polnischen Ostgrenze Nachrichten über militärische Dislozierungen gesammelt und sich sogar Festungspläne verschafft hatten. Zu ihrer Aufgabe hatte auch die Zersetzung innerhalb der Truppen und der Beamtschaft in den Grenzbezirken gehört. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass sie zugleich auch für den litauischen Spionagedienst tätig waren.

Im Jahre 1923 wurden in Warschau zehn Männer verhaftet, die Mitglieder der Kommunistischen Partei und

von denen einige sogar Inhaber grösserer Handelshäuser, Cafés und Restaurants waren, die zugunsten der Sowjetunion Spionage getrieben hatten. Sie hatten sogar mit höheren Militärpersonen Beziehungen unterhalten. Im Juni dieses Jahres wurde die russische Grenzspionage auf einen gewissen Zubow und eine gewisse Balaszowa in Warschau aufmerksam. Während Zubow durch schleunige Flucht in die Sowjetgesandtschaft sich der Verhaftung entzog, wurde die Balaszowa dingfest gemacht, als sie sich gerade auf einem Rundgang bei den ihr unterstellten Agenten befand, um von ihnen Meldungen und Dokumente in Empfang zu nehmen. Man fand bei ihr ausser bedeutenden Geldmitteln, 400 Dollars und 7'000 Zlotys, zahlreiche Dokumente, die, wie sich herausstellte, aus den Ministerien und dem Generalstab entwendet waren.

Einen Monat darauf erregte die Verhaftung von sechs in eine neue Spionageaffäre verwickelten Personen grosses Aufsehen. Der Führer dieser Gruppe war der frühere Direktor der Agrar-Handelsgenossenschaft, Ininicz, der nach seinem Bankerott mit polizeilicher Erlaubnis in Warschau eine Spielhölle unterhielt. Er trat auch, gewiss um seine wahren Absichten zu verschleiern, als Vermittler von Geschäften zwischen der «Wnieschtorp» und der Lodzer Textilindustrie auf und beabsichtigte sogar die Herausgabe einer Wirtschaftszeitung, die für die wirtschaftliche Annäherung zwischen Sowjetrussland und Polen eintreten sollte. Sein wichtigster Agent war der polnische Ulanenoffizier der Reserve, Lamcha, der über

ausgezeichnete Beziehungen zu Angehörigen der ehemaligen polnischen Legionen und zu Abgeordneten der Wizwolenie-Partei verfügte. Er war es, der die militärischen Informationen und sogar Dokumente aus dem polnischen Generalstab lieferte, die von einer Frau Kowowska, die zu diesem Zweck extra aus Paris nach Warschau gerufen worden war, photographiert wurden, und die diese Kopien dann in die Sowjetgesandtschaft brachte. Interessant war in diesem Falle die technische Ausführung der Nachrichten-, Dokumenten- und Geldübermittlung, die, um jede Entdeckung auszuschliessen, regelmässig in der Autotaxe Nr. 872 vor sich ging, deren Chauffeur wie auch deren Besitzer in die Vorgänge eingeweiht waren. Als weiterer Agent fungierte der polnische Hauptmann der Spionageabteilung des Generalstabes Strelecki, der die besondere Aufgabe hatte, unter den Offizieren kommunistische Propaganda zu treiben.

Im Januar 1934 wurde auf der Eisenbahnstrecke Warschau-Danzig der stark verstümmelte Leichnam einer jungen Frau gefunden. In ihrer Manteltasche fand man einen umfangreichen Brief eingenäht, aus dessen Inhalt mit aller Deutlichkeit hervorging, dass man es mit einer Spionin zu tun hatte, die für Moskau tätig gewesen war. Sie war nur ein Glied des grossen Spionagenetzes, das von Danzig aus über ganz Polen ausgebreitet war. In ihrem Brief, der eine Art Lebensbeichte darstellte, schilderte die 26 Jahre alte Lydia Upiniska, wie sie zu ihrer verhängnisvollen Tätigkeit gekommen war. Sie ent-

stammte einer alten und reichen polnischen Familie und erbte nach dem Tode ihrer Eltern ein grosses Vermögen, das sie indes in den Spielsälen von Biarritz, Monte Carlo und Zoppot restlos verspielte.

In diesem Augenblick griff der russische «Spezialdienst» ein. Man bat sie in ein Büro, stellte ihr eine grosse Summe Geld und Juwelen zur Verfügung und verpflichtete sie, als Geheimkurier zwischen Danzig und Warschau hin und her zu reisen. Als die ihre Tätigkeit überwachenden Agenten aber feststellten, dass sie sich ernsthaft in einen polnischen Offizier verliebt hatte, begann man ihr zu misstrauen und beschloss nach weiteren Beobachtungen, die ebenfalls zu ihren Ungunsten ausfielen, sie zu beseitigen. Sie wurde aus dem fahrenden Schnellzuge hinausgeworfen. Da sie aber in ihrem hinterlassenen Brief die Namen einer Reihe von führenden Agenten der roten Spionage-Organisation angegeben hatte, war es der polnischen «Defensive», der Spionageabwehr, ein leichtes, diese hinter Schloss und Riegel zu setzen. Der Warschauer Rundfunk verkündete dann diese Spionageaffäre als grosse politische Sensation.

Ein besonders günstiges Betätigungsfeld hatte die rote Spionage auf dem Balkan, dem klassischen Wetterwinkel und Unruhenherd Europas, gefunden. Die andauernden Grenzplänkeleien an der Grenze Bessarabiens, nach Trotzki's Ausspruch «Russlands ewig frische Wunde», und die häufigen provokatorischen Evolutionen der roten Schwarzmeerflotte in unmittelbarer Nähe

der rumänischen Hafenorte lassen es erklärlich erscheinen, dass auch die Sowjetspionage in Rumänien äusserst rührig war. Im Dezember 1923 erregte das plötzliche Verschwinden der Frau Ivony, der Primadonna der Bukarester königlichen Oper, grosses Aufsehen. Zu gleicher Zeit war ihr ergebenster Verehrer, der Fliegeroberleutnant Brailu, mit dem aus den Tresors des rumänischen Generalstabes entwendeten Aufmarschplan in Bessarabien auf einem Militärflugzeug nach Moskau gestartet.

Die schöne Sängerin, die in der Sowjetgesandtschaft in Paris sich vor den Häschern der rumänischen Geheimpolizei, der «Sigurantza», zu retten gesucht hatte, war die Hauptagentin eines riesigen roten Spionagenetzes gewesen, dessen Fäden vor dem Kriegsgericht entwirrt wurden. Unter den 45 Angeklagten befanden sich nicht weniger als 20 Offiziere, die durch sowjetrussisches Geld korrumpiert waren. Zu den Hauptakteuren gehörten der in rumänische Dienste übergetretene russische Major Tschaikowski, der Oberleutnant und Russe Kisselow, der als Beamter bei der bulgarischen Gesandtschaft seit Jahr und Tag die russische Spionage auf dem Balkan geleitet hatte. Dieser, dem zu diesem Zweck unerschöpfliche Geldmittel zur Verfügung standen, entsandte ganze Scharen von Spioninnen und Agentinnen, Sängerinnen, Schauspielerinnen, Bardamen und Kellnerinnen in die rumänischen Grenzgarnisonen. Ihre Aufgabe war es, die Offiziere in ihre Netze zu ziehen und

zur Preisgabe militärischer Geheimnisse zu veranlassen. Zu seinen Agentinnen gehörten sogar mehrere Damen der rumänischen Hocharistokratie.

Im Jahre 1924 tauchte in Sofia die bildschöne Fürstin Elisaweta Alexandrowna auf, eine entfernte Verwandte der Zarenfamilie, die jedem, der es hören wollte, erzählte, dass sie nur mit knapper Not sich und ihren Familienschmuck vor den Bolschewisten gerettet habe. Sie verkehrte besonders viel in Diplomatenkreisen, und ein junger Gesandtschaftsattaché verliebte sich sterblich in die schöne russische Fürstin und verlobte sich mit ihr. Er reiste mit ihr zu seinen Eltern in die Hauptstadt eines Nachbarstaates, um ihnen seine Braut vorzustellen. Kaum war er jedoch hier angekommen, als ihm ein Telegramm seiner Gesandtschaft mitteilte, dass er vom Dienst suspendiert sei, da wichtige diplomatische Dokumente, die er in seiner Obhut hatte, verschwunden seien. Die «Fürstin», die in Wirklichkeit eine bolschewistische Spionin war und aus ärmlichen Verhältnissen stammte, hatte diese Dokumente im Auftrag des sowjetrussischen Nachrichtendienstes gestohlen.

Aus der Hochzeit wurde natürlich nichts. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Wien, Paris, Berlin fuhr die schöne Russin nach Sofia zurück und gewann hier den in hervorragender Weise an dem Attentat auf die Sofioter Kathedrale beteiligten bulgarischen Rechtsanwalt Georgiew, der sich gleichfalls bis über die Ohren in sie verliebte, gegen eine monatliche Entschädigung von

15'000 Lewa für die kommunistische Sache. Er musste seine Liebe mit dem Tode büßen.

Sofort nach Abschluss des Handelsvertrages mit der Tschechoslowakei machte sich auch die Sowjetspionage die dadurch erlangten Vorteile der Exterritorialität und der diplomatischen Korrespondenz zunutze. Der sowjetrussische Spionagedienst wurde von dem früheren zaristischen Spionagechef Oberst Piotrowski organisiert, der in Prag eine ausgedehnte Spionageorganisation schuf, die sich auf die Tschechoslowakei, die westlichen Militärbezirke Rumäniens und den nördlichen Teil von Jugoslawien erstreckte. Besondere Aufmerksamkeit wendete man der Erkundung der tschechoslowakischen Waffen- und Munitionsindustrie in den Skoda-Werken in Pilsen zu, ferner allen Neuerungen auf dem Gebiete der Flugtechnik und der Organisation der Armee.

Der vereinigte tschechoslowakische, rumänische und jugoslawische Spionageabwehrdienst stellte fest, dass sämtliche die Tschechoslowakei verlassenden Militärtransporte von den sowjetrussischen Agenten notiert und die Waffen- und Munitionsausgänge aus den einzelnen Fabriken aufs Genaueste kontrolliert wurden. Es ist bezeichnend, dass die grosse Explosion in Bukarest unmittelbar nach dem Eintreffen eines bedeutenden Munitionstransportes aus den Skoda-Werken erfolgte. Eines Tages fiel dem tschechoslowakischen Abwehrdienst die Geheimkorrespondenz in die Hände, die Piotrowski mit

dem obersten Chef der Sowjetspionage für Mitteleuropa, Tschersky, in Wien führte. Piotrowski wurde verhaftet und zu einer schweren Kerkerstrafe verurteilt.

Der im März 1934 in Finnland vor dem Hofgericht zu Wasa stattgefundene aufsehenerregende Mord- und Spionageprozess gegen Jenny Antila und die beiden Männer Eiemines und Maenpää beleuchtete schlagartig das grosse militärische Interesse der Sowjetunion an seinem kleinen Nachbarn. Der Leiter der staatlichen Patronenfabrik in Lappo, Oberstleutnant Asplund, war von seiner Haushälterin Antila vergiftet worden, nachdem ein früherer ähnlicher Anschlag missglückt war. Die Haushälterin gestand, sie hätte ihn nicht töten, sondern nur so lange krank ans Bett fesseln wollen, bis es ihr gelungen sei, gewisse Dokumente und Zeichnungen zu photographieren. Die anderen Angeklagten hatten Sowjetagenten geheimzuhaltende Angaben über die Wehrmacht und das staatliche Verkehrsnetz gemacht.

Zwei Jahre darauf zeigte sich im Fall des Leutnants Paavo Pentikainen aufs Neue die Hand Moskaus. Pentikainen war Spezialist für Photographie und Photomesskunst beim finnischen Generalstab. Eines Tages war er spurlos aus Helsingfors verschwunden und mit ihm äusserst wichtige Dokumente des Generalstabes. Die sofort eingeleitete polizeiliche Untersuchung förderte die überraschende Tatsache zutage, dass er seit längerer Zeit in kommunistischen Kreisen verkehrt habe und sein Schwager einen hohen Kommandoposten in der Roten Armee bekleide. Die Erregung in der finnischen Haupt-

stadt war grenzenlos. Sie wurde auch keineswegs durch die von der Sowjetgesandtschaft in Helsingfors; veröffentlichte Erklärung beschwichtigt: «Leutnant Pentikainen ist nach Russland geflüchtet. Er wurde beim Grenzübertritt verhaftet. Weiteres ist der russischen Regierung nicht bekannt. Mit der Sowjetgesandtschaft hat Leutnant Pentikainen keinerlei Beziehungen unterhalten.»

Die finnische Polizei war besser unterrichtet. Sie wusste, dass Leutnant Pentikainen mit dem sowjetrussischen Militärattaché in Verbindung gestanden und wichtige Sachen mittels eines Geheimsenders sofort weitergeleitet hatte. Dies hatte sie erfahren, nachdem sie Marie Louise Martin, die als Witwe eines amerikanischen Konsuls in den höchsten Kreisen von Helsingfors eine bedeutende gesellschaftliche Rolle spielte, verhaftet hatte. Diese geheimnisvolle Frau, die sich Martin nannte, hiess in Wirklichkeit Schulz wie ihr Bruder, der mit ihr zugleich verhaftet wurde. Ihr auf den Namen Martin lautender amerikanischer Pass erwies sich als gestohlen und konnte der in U.S.A, lebenden rechtmässigen Eigentümerin wieder zugestellt werden. Sie selbst aber wurde als die Leiterin einer grossen Spionageorganisation zugunsten Sowjetrusslands entlarvt, die nicht weniger als 34 Personen umfasste. Unter diesen befand sich auch der geflüchtete Leutnant Pentikainen, der ihr engster Mitarbeiter gewesen war.

Im Januar 1944 hatten sich vor dem Strafgericht in Helsinki zwei junge finnische Frauen, die aus Estland

stammende erfolgreichste finnische Bühnendichterin Hella Vuoljoki und der reichsdeutsche Journalist Friedrich Ege wegen Spionage zugunsten der Sowjetunion zu verantworten. Alle vier waren bereits im Mai 1943 verhaftet worden. Die beiden jungen Frauen, die schon seit längerer Zeit für den sowjetrussischen Nachrichtendienst tätig gewesen waren, wurden als die Hauptschuldigen zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Frau Vuoljoki hatte bereits als junges Mädchen enge Beziehungen zu kommunistischen russischen Revolutionären unterhalten und diese nach dem Sturz des Zarenreiches mit den jetzt in Moskau zur Macht Gelangten fortgesetzt. Nach Beendigung des russisch-finnischen Krieges im Jahre 1940 betätigte sie sich als Leiterin einer auch von der finnischen Regierung geförderten Verständigungsorganisation, die der Pflege der gegenseitigen kulturellen Beziehungen diente. Sie benutzte aber ihre bevorzugte Vertrauensstellung zur Begünstigung der Spionagetätigkeit der beiden Hauptschuldigen, denen sie ihre Wohnung und ihr Landhaus für unauffällige Zusammenkünfte mit sowjetrussischen Agenten zur Verfügung stellte. Sie wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

Vier Jahre Zuchthaus erhielt wegen Beihilfe der nationalsozialistische Korrespondent der Berliner «Deutschen Allgemeinen Zeitung» und Mitarbeiter des «Deutschen Nachrichtenbüros» Ege, dessen Auslieferung an Deutschland der deutsche Gesandte in Helsinki, von Blücher, vergeblich verlangt hatte. Der Journalist hatte

seinem eigenen Geständnis zufolge schon vor dem ersten russisch-finnischen Krieg mit gewissen sowjetrussischen Stellen in Helsinki eng zusammengearbeitet.

Auch in Japan zeigte sich die Sowjetspionage, die ihren Mittelpunkt in der Sowjetbotschaft in Tokio hatte, äusserst aktiv. Im Jahre 1937 gelang es der japanischen Spionageabwehr, die beiden Russen Bobilow und Kosakow als Geheimagenten der Sowjetbotschaft festzustellen. Diese unterhielten intime Beziehungen zu der 23jährigen Tänzerin und Schauspielerin im Kagetsu-Theater, Tsuyako Sugimoto, die sie durch Vermittlung des japanischen Dolmetschers der Botschaft Tatsuo Kuroda kennengelernt hatten. Genaue Beobachtungen führten zur Erkenntnis, dass es sich in diesem Falle keineswegs um eine gewöhnliche Liebesgeschichte handelte, sondern um eine Staatsaffäre äusserst gefährlichen Charakters. Nachdem sich dies auch beim Verhör der Tänzerin durch die Polizei als sicher herausgestellt hatte, wurde sie verhaftet und in eine Einzelzelle des Frauengefängnisses gesteckt. Zu gleicher Zeit wurden auch der japanische Dolmetscher und noch einige andere japanische Angestellte der Sowjetbotschaft wegen Spionage für die Sowjetunion festgenommen. Die Verhaftung einer japanischen Bardame und anderer Frauen folgte. Damals schrieb die Tokioter Zeitung Jiji: «Alle diese Frauen, die wegen Spionageverdacht verhaftet wurden, haben übereinstimmend ausgesagt, dass sie tiefer und tiefer in die gefährvollen

Wirbel des Spionagebetriebes hineingezogen worden seien, weil sie als Töchter Japans mit den Gepflogenheiten und dem Charakter der Ausländer nicht vertraut gewesen waren.»

Noch im Jahre 1938 betätigte sich die Sowjetspionage recht eifrig in England. Der überaus wachsame englische Spionageabwehrdienst hatte davon Wind bekommen und vermutete die Spione unter den «Freunden der Sowjetunion» in London. Wie der Fall lag, konnte hier indes nur eine Frau erspriessliche Arbeit leisten. Und so wurde denn eine hübsche, blonde, dreissigjährige Miss beauftragt, sich dieser Vereinigung als begeisterte Bolschewistin anzuschliessen. Schon sehr bald wurde sie die Freundin des Mannes, in dessen Händen die Ausführung der geplanten Unternehmung lag, die zum Ziel hatte, die Konstruktionspläne des neuesten vierzehnzölligen Schiffsgeschützes aus dem Woolwich Arsenal zu entwenden. Dies gelang, und die Pläne wurden darauf in der von der hilfreichen Miss eigens zu diesem Zweck gemieteten Wohnung kopiert, um alsdann wieder an Ort und Stelle zurückgebracht zu werden. Allerdings nützte das den Sowjetagenten nicht viel, denn in dem Augenblick, wo sie mit ihrer Beute sich davonmachen wollten, griff auf einen Wink der Miss der Special Branch von Scotland Yard ein und verhaftete die überraschten Russen, die sich zu ihrem Schaden allzu sicher gefühlt hatten.

Um sich selbst gegen die Spionage fremder Staaten zu schützen, hat die Sowjetregierung ein Gesetz erlassen,

das sowohl die militärische wie auch die wirtschaftliche Spionage behandelt. Im zaristischen Russland fiel die Spionage unter die Artikel 253 Absatz 2 und 5, und 256 des russischen Strafgesetzbuches, das den Landesverrat mit dem Tode und in minder schweren Fällen mit Verschickung in das entfernteste Sibirien bestrafte. Die Sowjetunion bestraft das Sammeln geheimer Nachrichten zum Zwecke der Weitergabe an fremde Staaten mit drei Jahren Gefängnis, in schweren Fällen mit dem Tode durch Erschiessen. Wirtschaftsspionage wird mit einer Gefängnisstrafe bis zu drei Jahren bestraft.

POLNISCHE SPIONAGE

Wie der Ausbau und die Organisation des polnischen Heeres das Werk des traditionellen Verbündeten an der Seine war, so war auch der geheime Nachrichtendienst der polnischen Republik die ureigenste Schöpfung des französischen Generalstabes. Kein geringerer als der Chef des französischen Nachrichtendienstes vor dem Kriege und während desselben, General Dupont selbst, war es, der in Warschau als Chef der «Mission Militaire Française» in dem Luxushotel Polonia sein Hauptquartier aufschlug, nachdem er als Leiter der internationalen Überwachungskommission Deutschland mit einem feinmaschigen Spionagenetz überzogen hatte. Seine wichtigste Aufgabe im Osten war es, die Fäden dieses Spionagesystems in den französischen Vasallenstaaten Polen und der Tschechoslowakei zu verankern, um diese Länder in den Stand zu setzen, vermitteltst eines gut geschulten und intensiv arbeitenden Spionagedienstes selbständig den Krieg im Dunkeln zu führen.

Charakteristisch für die polnische Spionage war der Umstand, dass sie eine merkwürdige Vereinigung russisch-zaristischer und französischer Geheimdienstmethoden darstellte. Mit der russischen Vorkriegsspionage, die sie übrigens an Wirksamkeit bedeutend übertraf, hatte sie gemeinsam die Unterstützung und energische Mitwirkung der Behörden, insbesondere der diplomatischen Stellen im Ausland und die rege Betätigung

politischen Polizei, besonders der Geheimpolizei auf diesem Gebiet, die völlig die Funktionen der berüchtigten Ochrana des Zarismus übernommen hatte. Vor dem Missbrauch der Exterritorialität ist die polnische Spionage ebensowenig wie es die früheren russischen Militärattachés taten, zurückgeschreckt. Bereits oftmals haben sich polnische Konsuln durch weitgehende Spionage aufs Schwerste kompromittiert. So musste der polnische Konsul in Berlin von seiner Regierung abberufen werden. Das gleiche Schicksal erfuhr der polnische Konsul in Marienwerder, der daraufhin das Gebiet seiner Tätigkeit nach der Freien Stadt Danzig verlegte, wo er in dieser Hinsicht unbehindert und gleichzeitig als Redakteur einer polnischen Zeitung tätig war. Ferner wurde in Berlin der Redakteur der in Berlin erscheinenden polnischen Zeitung der Spionage für Polen überführt. Ihn hatte die polnische Regierung sogar dem polnischen Ministerrat attachiert, so dass er, da er sich auf das Recht der Exterritorialität berief, nicht verhaftet, sondern lediglich von der deutschen Regierung ausgewiesen werden konnte.

Das in Polen nach russischem Muster herrschende Spitzelwesen wird gut durch den Fall des Geheimagenten der Staatspolizei Kowalewski illustriert. Im Herbst 1924 wurden die harmlosen Mitglieder der deutschen Guttemplerloge in Graudenz wegen Hochverrats «von der polnischen Polizei verhaftet und vor Gericht gestellt, wo sich ausser ihrer völligen Schuldlosigkeit die überraschende Tatsache herausstellte, dass das corpus delicti –

eine Brieftaube, die, wie die Anklage behauptete, Spionagezwecken dienen sollte und eine Schachtel mit Pulver – von dem Geheimagenten selbst in das Haus und den Keller der Angeschuldigten eingeschmuggelt worden war, um so den Beweis für die Schuld der Verhafteten zu erbringen. Selbst das polnische Blatt «Nowe Pomorskie» bezeichnete diese Handlungsweise des Agenten als «widerwärtige Methoden der zaristischen Ochrana».

Von dem französischen Geheimdienst dagegen, mit dessen Nachrichtenstellen in Warschau, Posen und Oberschlesien sie in enger Zusammenarbeit stand, hatte die polnische Spionage das brutale Vorgehen übernommen, das selbst vor Verbrechen nicht zurückschreckte, wenn es darauf ankam, das gesteckte Ziel zu erreichen und ferner den Massenbetrieb der Agenten, der ein Heer von Kundschaftern und agents provocateurs beschäftigte. Verschiedene Skandalaffären haben den Beweis erbracht, dass die grossen Geldmittel, die den militärischen Leitern der einzelnen Spionageabteilungen zur Verfügung standen, nicht immer an die richtige Adresse, nämlich an die Agenten gelangten, sondern allzuhäufig in den Taschen der Spionageoffiziere selbst verschwanden, die auf diese Weise mühe- und gefahrlos grosse Reichtümer ansammeln konnten, während der Agent, der seine Freiheit und oft seinen Kopf riskierte, das Nachsehen hatte.

Im Jahre 1920 war die Organisation des polnischen Erkundungsdienstes, der sich in einen militärischen, diplo-

matischen und wirtschaftlichen Nachrichtendienst gliederte, vollendet. Während der militärische Nachrichtendienst in dem zweiten Departement des Generalstabes in Warschau konzentriert war, durch dessen Hände zur Weiterleitung an die entsprechenden amtlichen Stellen auch die wirtschaftlichen Meldungen gingen, lag die Oberleitung des diplomatischen Geheimdienstes beim Ministerium des Äussern. Die Spionageabwehr, die sogenannte Defensive, beschäftigte hauptsächlich die politische Geheimpolizei als ausführendes Organ des obersten Kundschaftsamtes beim Generalstab.

Die polnische Spionage bedrohte vor allem Deutschland, und zwar hauptsächlich Oberschlesien und Ostpreussen, ferner Sowjetrussland, Litauen, die Tschechoslowakei und die Freie Stadt Danzig. In die Nähe der Grenzen dieser Länder waren Unterabteilungen der Warschauer Zentralstelle vorgeschoben, und so wurde Deutschland von Posen aus bearbeitet, Sowjetrussland von Brest-Litowsk und Bialystok, Litauen von Wilna, die Tschechoslowakei von Krakau aus und die Freie Stadt Danzig, wo ja die Polen selbst festen Fuss gefasst hatten, ohne weitere Umstände von Danzig selbst aus. Die Aufgabe dieser Grenznachrichtenstellen war es, in den betreffenden Ländern Spionageorganisationen zu schaffen, die unter der Leitung eines erprobten und besonderes Vertrauen geniessenden Agenten standen. Die Agenten der polnischen Spionage rekrutierten sich aus allen Gesellschaftsklassen. Gegen Deutschland fanden haupt-

sächlich ehemalige deutsche Offiziere, Reichswehrosoldaten und Polizeibeamte aus den früher deutschen und dann polnischen Gebieten Verwendung, gegen Litauen oftmals ehemalige russische Offiziere. Die Fähigsten unter ihnen wurden in eigenen Spionageschulen ausgebildet und mussten einen Vertrag unterzeichnen, in dem sie sich zu ihrer Tätigkeit als Kundschafter verpflichteten.

Die polnische Spionage gegen Deutschland, die grosse Besorgnis vor seinem militärischen und wirtschaftlichen Wiederaufstieg verriet, machte sich besonders in den oberschlesischen Grenzbezirken bemerkbar. Ende 1923 hatte sich vor dem Reichsgericht ein ganzes Spionagenest, dreizehn Mann an der Zahl, zu verantworten. Der Hauptagent war ein gewisser Rowalkowski, alias Berger, ein früherer Reichswehroffizier, gewesen, der in polnische Dienste übergetreten war. Er hatte die Aufgabe erhalten, Bestand, Stärke und Organisation der Reichswehr und des oberschlesischen Selbstschutzes auszukundschaften, wobei ihm zwölf Agenten behilflich waren, die, um sich Material zu verschaffen, selbst vor schweren Einbrüchen nicht zurückschreckten. Sie wurden zu langjährigen Gefängnis- und Zuchthausstrafen verurteilt. Der frühere deutsche Polizeibeamte Lepiorz aus Kattowitz, der 1925 vom Reichsgericht zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, hatte vom Mai 1922 bis September 1923 dem polnischen Spionagedienst wichtige Dienstakten zugänglich gemacht und zahlreiche mi-

litärische Geheimnisse verraten. Die gleiche Strafe erhielt vom Oberlandesgericht in Breslau wegen Spionage zugunsten Polens der Redakteur Restei aus Kattowitz, und im Mai 1925 verhaftete die politische Polizei in Breslau nicht weniger als zehn Personen aus Breslau und Kattowitz, darunter mehrere Kaufleute, wegen Spionage für Polen.

Über die intensive polnische Spionage während der Abstimmungszeit in Oberschlesien hat Korfanty selbst in seiner Zeitung «Rzeczpospolita» interessante Geständnisse gemacht. Er war durch seine Agenten über alle Vorgänge in der alliierten Kommission in Oppeln bestens unterrichtet und gelangte auf diese Weise auch in den Besitz des Geheimberichtes des englischen Kommissars Percival. Als «wahre Goldgruben» bezeichnet Korfanty die Papierkörbe der Kommissare, aus denen seine Agenten die achtlos weggeworfenen und zerrissenen Schriftstücke entwendeten, die natürlich die wertvollsten Nachrichten enthielten. Als er durch seine Spione erfuhr, dass der englische und italienische Kommissar gegen die Stimme des Franzosen nur die Kreise Pless und Rybnik und einen Teil des Kreises Kattowitz an Polen abgetreten sehen wollten, entschloss er sich in dem entscheidenden «Kriegsrat» vom 30. April 1921 zum bewaffneten Aufstand.

Das vom Reich durch den Danziger Korridor abgetrennte und isolierte Ostpreussen, auf das bekanntlich Polen Besitzrechte geltend machte, war nicht minder das Ziel der polnischen Spionage. Das bewies der Prozess

vor dem Reichsgericht gegen den ehemaligen Leutnant Fleuhs und den Kaufmann Zollherr, beide aus Ostpreussen, die in Königsberg und Danzig von polnischen Nachrichtenoffizieren zur Lieferung geheimer militärischer Nachrichten vertraglich verpflichtet worden waren, sowie der grosse Spionageprozess, der im Oktober 1925 vor dem Strafsenat des Oberlandesgerichts in Königsberg stattfand, bei dem fünf Personen, darunter ein früherer russischer Offizier, eine Frau aus Lyck und ein polnischer Agent der Nachrichtenstelle in Bialystok zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt wurden.

Das unsichere, durch den Rigaer Friedensvertrag keineswegs konsolidierte Verhältnis zu der Sowjetrepublik mit seiner unablässig rüstenden gewaltigen Militärmacht lassen eine erhöhte Tätigkeit des polnischen Nachrichtendienstes in der S. S. S. R. verständlich erscheinen, die sich übrigens nicht nur auf militärische, sondern auch auf wirtschaftliche Angelegenheiten erstreckte.

Litauen, mit dem Polen seit dem Wilnaer Gewaltstreich des Generals Zeligowski in latentem Kriegszustände lebte, wurde von der polnischen Spionage aufs Äusserste bearbeitet. Hier war es vorzugsweise das Memelgebiet, auf dessen Hafen sich bekanntlich die polnischen Aspirationen richteten, das den polnischen Nachrichtendienst interessierte. Im September 1924 wurde in der Rossgartenstrasse in Memel ein polnisches Spionagenest ausgehoben, und der frühere russische Offizier Wladimir Galin, der frühere russische Korvettenkapitän

Novizki, der im Memeler Hafen als Lotse tätig war, und der frühere litauische Offizier Pollalin verhaftet. Zur Verschleierung seiner eigentlichen Tätigkeit hatte Galin das Annoncenbüro «Echo» eröffnet. Mit Hilfe seiner beiden Mitarbeiter sammelte er Nachrichten über die litauische Armee, Presse, Volksstimmung, über die in den Hafen ein- und auslaufenden Schiffe, ihre Tonnage und Ladung und verbreitete zudem noch falsche Nachrichten über Litauen.

Sämtliche Nachrichten, die mit Hunderten von Dollars bezahlt wurden, leitete er an den Chef des polnischen Geheimdienstes in Danzig, Rittmeister Dubic, unter dessen Kontrolle er arbeitete und der diese Meldungen der Nachrichtenstelle in Wilna zuführte. Galin wurde zum Tode verurteilt und in Anwesenheit seiner Gattin, die er zwei Tage vor seiner Verhaftung geheiratet hatte, auf dem Vytautasberge erschossen. Seine Mitarbeiter wurden zu Zuchthausstrafen, Novizki zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Im Juli 1925 ging der Leiter des polnischen Spionagedienstes in Wilna zu den Litauern über, und dank seiner Mitwirkung gelang es der litauischen Polizei, alle Fäden der polnischen Spionage in Litauen in die Hand zu bekommen. Mehrere Beamte des litauischen Kriegsministeriums und der Sejmkanzlei, sowie einige litauische Gutsbesitzer polnischer Nationalität waren in diese Angelegenheit verwickelt. Die in diesem Falle an die einzelnen Agenten bezahlten Summen waren übrigens recht bescheiden und betrug nur 20 bis 35 Dollars monatlich.

Die polnische Nachrichtenstelle in der Freien Stadt Danzig, die sich bei der Militärabteilung des polnischen Generalkommissariats in Danzig befand, interessierte sich nicht nur für Danzig, sondern auch für alle Vorgänge im benachbarten Ostpreussen und besonders für die dortige Reichswehr. Ein nicht alltäglicher, äusserst raffinierter Coup gelang dem im polnischen Solde stehenden früheren deutschen Pressechef während der Abstimmungszeit in Marienburg, der in Danzig eine ultranationalistische Halbmonatsschrift, «Die Ostwacht»⁶⁴, herausgab, die ihm sowohl als Deckmantel wie zugleich als Mittel zum Zweck diente und durch die er sich das weitgehendste Vertrauen der Danziger Rechtskreise erwarb. Zu seinen Mitarbeitern gehörten prominente deutsche Persönlichkeiten, sogar Generäle und Minister, wie zum Beispiel Helfferich. Die von ihm begründete «Arbeitsgemeinschaft der Ostwacht», die bis nach Deutschland reichte und zahlreiche Studenten, Schutzpolizisten, Kriminalbeamte und offizielle Persönlichkeiten umfasste, war nichts anderes als ein geschickt kaschiertes Spionagenetz, dessen Mitarbeiter zumeist gar nicht einmal merkten, dass sie einzig und allein für Polen tätig waren. Auf diese Weise gelang es ihm ein Jahr lang, zahlreiche politische und militärische Nachrichten aus Danzig und Deutschland durch Vermittlung seiner Agentin, einer Frau von Brakei, dem polnischen Nachrichtendienst zuzuführen. In seinen Diensten stand auch der Oberwachtmeister der Danziger Schupo, Klebba, der

ihm gegen ein Monatsgehalt von 15 Dollars geheimzuhaltende Angaben über die Organisation und Bewaffnung der Danziger Schutzpolizei machte. Schliesslich wurde im Oktober 1921 von dem Leiter des Danziger Heimatdienstes der «Ostwacht»-Schwindel aufgedeckt. Der Herausgeber flüchtete, wurde aber vier Jahre später in Berlin, wo er sich unter falschem Namen auf hielt, verhaftet und zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Er hat später in Polen Selbstmord begangen, indem er sich vergiftete.

Ein Geheimagent von Format, dessen überaus erfolgreiche Tätigkeit in Berlin in den Jahren 1930-35 zwei Frauen den Kopf kostete, war der ehemalige polnische Kavallerieoffizier Jurek von Sosnowski. Ihm gelang es, mitten in das Herz der in gewaltigem Aufbau begriffenen deutschen Kriegsmaschine, in das Reichswehrministerium selbst, vorzustossen und hier durch seine ihm blind ergebenen Werkzeuge, durchwegs Frauen, militärische Geheimnisse in grösstem Ausmasse zu erbeuten. Dieser elegante blonde Reiteroffizier, der sich stolz zu den «Befreiern von Wilna» rechnete, führte in der Reichshauptstadt ein grosses Haus und seine häufigen Gastmähler und Feste, bei denen sich die Elite der Berliner Gesellschaft ein Stelldichein gab, Aristokraten, Diplomaten, Hohenzollemprinzen, nationalsozialistische Parteiführer und Filmschauspielerinnen, waren in aller Munde. Geld schien für diesen Lebemann überhaupt keine Rolle zu spielen, er gab es mit vollen Händen aus. Er hielt sich eigene Rennpferde, war selbst ein hervorra-

gender Herrenreiter und sauste in einem auffallenden roten Auto durch die Strassen, das den Berlinern ebenso bekannt war wie das des Kronprinzen. Auch künstlerisch war er begabt und ein ausgezeichneter Porträtmaler.

Dass es einer mit derartigen geistigen wie materiellen Vorzügen ausgestatteten Persönlichkeit ein leichtes sein musste, den Frauen den Kopf zu verdrehen, dürfte nicht weiter überraschen. Seine Methode war ihm durch diese Umstände gewissermassen bereits vorgezeichnet und daher auch sehr einfach. Er knüpfte mit den Frauen, die ihm für seine Zwecke nützlich schienen, intime Beziehungen an und benutzte sie dann als willige Agentinnen. Und sie übten Verrat, sei es nur aus blinder Liebe oder auch aus reiner Geldgier. Diese Frauen aber gehörten den ersten Berliner Gesellschaftskreisen an und stammten alle aus aristokratischen Familien. Seine Hauptagentin war die bildschöne 34 Jahre alte Baronin Benita von Berg, geschiedene von Falkenhayn, die aus leidenschaftlicher Liebe zu ihm Werkspionage in grösstem Ausmasse betrieb. Sie unterrichtete ihn über die Arbeiten ihres Gatten, der in leitender Stellung als Ingenieur im Siemenskonzern tätig war und verschaffte ihm die Konstruktionspläne eines neuen Flugzeugmotors. Seine anderen beiden Mitarbeiterinnen Renate von Natzmer und Irene von Jena, waren als Sekretärinnen im Kanzleidienst des Reichswehrministeriums beschäftigt und übten ihre dunkle Tätigkeit für ihn aus rein materiellem Interesse aus. Für ein monatliches Gehalt von 300

Mark stahlen sie bedenkenlos Entwürfe zu neuen Waffen, Flugzeugzeichnungen, Pläne der deutschen Befestigungsanlagen an der Ostgrenze sowie die Aufmarschpläne gegen Polen. Während Renate von Natzmer, eine geschiedene Frau von 36 Jahren, ihr zusätzliches Einkommen zur Unterstützung ihres alleinstehenden 82jährigen Vaters verwendete, benutzte die lebenshungrige 23 Jahre alte Irene von Jena ihr «Honorar», um damit ihre weitgehenden Luxusbedürfnisse zu befriedigen. Dies Verhalten fiel aber nicht nur ihrer Mutter auf, sondern weckte auch den Verdacht ihrer Vorgesetzten, wodurch dann die ganze Affäre ins Rollen kam.

Bei einem Fest zu Ehren der persischen Tänzerin Berberian, die von Sosnowski als persische Prinzessin vorzustellen pflegte und die seine Geliebte war, erschienen überraschend Beamte der Geheimen Staatspolizei und verhafteten den Gastgeber und die erwähnten Frauen nebst einer ganzen Anzahl anderer Verdächtiger. Der Prozess fand unter dem Vorsitz des aus dem Reichstagsbrandprozess bekannten Landgerichtsrates Dr. Parisius vor dem Volksgerichtshof zu Berlin hinter verschlossenen Türen statt. Am 16. Februar 1935 wurden Baronin Benita von Berg und Renate von Natzmer zum Tode, Irene von Jena und Jurek von Sosnowski zu lebenslanglichem Zuchthaus verurteilt. Da der Reichskanzler eine Begnadigung ablehnte, wurde am 18. Februar das Todesurteil an den beiden Frauen durch das Handbeil vollstreckt. Von Sosnowski, der Hauptschuldige, der in rit-

terlicher Weise durch das Angebot einer Eheschliessung vergeblich versucht hatte, das Leben seiner einstigen Geliebten Benita zu retten, wurde später gegen mehrere in Polen verurteilte deutsche Spione ausgetauscht und erhielt damit seine Freiheit wieder. Dieser ungewöhnliche Spionagefall erregte bei seinem Bekanntwerden umso grösseres Aufsehen, als zwischen Polen und Deutschland ein sogenannter Freundschaftsvertrag bestand.

JAPANISCHE SPIONAGE

1. Im russisch-japanischen Krieg

In seinen kriegsgeschichtlichen Erläuterungen zur deutschen Felddienstordnung vom Jahre 1908 weist der deutsche Militärschriftsteller Oberst Immanuel auf die ganz hervorragenden Leistungen der japanischen Spionage hin, die wesentlich zu dem für Japan siegreichen Ausgang des russisch-japanischen Krieges 1904-05 beigetragen haben, der Japans Eintritt in die Reihe der Weltmächte herbeiführte.

Nach dem japanischen Sittenkodex des Bushido gilt die im Dienst des Vaterlandes ausgeübte Spionage durchaus als fair, erfordert sie doch Wagemut und Tapferkeit, zwei geschätzte Tugenden des Samurai, die auch beim Gegner freimütig anerkannt werden. So wurde Ende September 1904 ein als Chinese verkleideter russischer Soldat als Spion gefangengenommen, dessen Mut und ideale Gesinnung den Japanern derart imponierte, dass sie nach seiner Hinrichtung ein Schreiben an das russische Hauptquartier richteten, in dem sie der Vaterlandsliebe und Unerschrockenheit des russischen Spions uneingeschränktes Lob zollten.

Ähnlich wie in der englischen Armee nach dem Vorbild des Meisterspions Generalleutnant Lord Baden-Powell, des Begründers der Boy-Scout-Bewegung, Offiziersspione die wichtigsten Dienste geleistet haben, hat auch im Lande der aufgehenden Sonne der Offiziers-

spion im Frieden wie im Kriege die grössten Erfolge aufzuweisen gehabt. Es ist Tatsache, dass japanische Offiziere im Osten Russlands als Barbieri, Köche, Diener tätig waren, um auf diese Weise unauffällig Nachrichten zu sammeln. Kurz vor Kriegsausbruch wurden im Jahre 1904 in St. Petersburg zwei japanische Handlungsgehilfen verhaftet, von denen der eine zwecks Eheschliessung mit einer Russin bereits zur griechisch-katholischen Kirche übergetreten war. In ihrer Wohnung fand man Papiere, aus denen klar hervorging, dass die vermeintlichen Handlungsgehilfen japanische Marineoffiziere waren, die Spionage getrieben hatten.

Mitte September desselben Jahres wurde an der Nordspitze Dänemarks, in Skagen, ein japanischer Marineoffizier, der dort die Ankunft des ersten russischen baltischen Geschwaders unter dem Befehl des Admirals Roschdestwenski abwartete und Code-Telegramme an die japanische Gesandtschaft in Berlin abschickte, als Spion verhaftet.

Als ein Meister der Maske und Verstellungskunst erweist sich der Held folgender Begebenheit, die von glaubwürdiger militärischer Seite berichtet wird. Der Kommandant eines amerikanischen Kreuzers trifft in einem chinesischen Hafen drei japanische Panzerschiffe. Man tauscht Besuche aus, und einer der japanischen Kollegen versetzt den amerikanischen Offizier in Erstaunen und Unruhe, als er ihm verschiedene streng geheime militärische Einzelheiten erzählt, von denen der Amerikaner nicht glaubte, dass sie anderweitig bekannt gewor-

den sein könnten. Er zermartert sich das Hirn, ausfindig zu machen, wie der kleine gelbe Mann vor ihm dies und jenes nur wissen könne, als jener, eine Serviette bemerkend, diese über seinen Arm schlägt und die Haltung eines maître d'hôtel beim Servieren annimmt. Der japanische Offizier war nämlich früher in der Stellung eines maître d'hôtel auf einem anderen amerikanischen Kriegsschiff tätig gewesen und schien jetzt noch stolz darauf zu sein, jenen überlegen daran zu erinnern.

Dass die japanische Spionage auch vor Sabotageakten nicht zurückschreckte, beweist folgender Vorfall. Russische Streifwachen nahmen im Frühjahr 1904 längs der ostchinesischen Eisenbahn zwei japanische Offiziere fest, die sich in die Mandschurei eingeschlichen hatten, um die russischen Eisenbahnbauten und Telegraphenlinien zu zerstören. Sie trugen, um ihre Nationalität und Zugehörigkeit zum japanischen Heer zu verbergen, mongolische Kleider und waren im Besitz von verschiedenen Gerätschaften und Werkzeugen, die zur Beschädigung von Bauten dienen sollten. Sie wurden von dem Kriegsgericht in Charbin zum Verlust der Standesrechte und zum Tod durch den Strang verurteilt, ein Urteil, das jedoch der damalige Oberbefehlshaber der russischen Armee, General Kuropatkin, in Rücksicht auf den Offiziersrang der Verurteilten in den ehrenvollen Tod durch Erschiessen umwandelte.

Den Gipfelpunkt der Selbstverleugnung und Selbstentäußerung bis zum Tode erreichte indes Hauptmann

Tanama, der im Jahre 1901 als Militärattaché an die japanische Gesandtschaft in St. Petersburg kam. Dies geschah zu einer Zeit, wo der russische Geheimdienst durch seine Agenten in Tokio wusste, dass es der japanischen Spionage gelungen war, eine Bresche in das militärische Geheimnis des Zarenreiches zu schlagen. Ein solcher Zustand war am Vorabend des kommenden Krieges mit dem Reich der aufgehenden Sonne, der nur eine Frage der Zeit sein konnte, ganz besonders gefährlich. Dies unheilvolle Leck galt es unbedingt zu verstopfen, und man hoffte, der neue Militärattaché werde dabei eine wichtige Rolle spielen. Darin sah man sich aber, wie sich sehr bald herausstellen sollte, getäuscht.

Tanama entpuppte sich zwar als leidenschaftlicher Spieler, der kaltlächelnd Unsummen beim Baccarat verlor und als ein Lebemann grossen Stils, der mit zahlreichen Frauen Liaisons unterhielt, die übrigens sämtlich im Dienst der zaristischen Gegenspionage standen. Jedoch ein Jahr schärfster Beobachtung liess nicht das geringste an ihm erkennen, was mit einer korrekten Amtsführung unvereinbar gewesen wäre, und das gefährliche Leck, durch das die geheimen Informationen nach Tokio durchsickerten, bestand immer noch und war noch grösser geworden als zuvor. Man beschloss daher, sich seiner um jeden Preis zu entledigen und bediente sich zu diesem Zweck seiner Geliebten, der Schauspielerin Ilyinskaya. Diese musste an ihn unter der Drohung, ihn sonst

gesellschaftlich zu kompromittieren, das Ansinnen stellen, sie sofort zu heiraten, was er selbstverständlich ablehnte, da er als japanischer Offizier keine Ausländerin heiraten durfte. Nur wenige Stunden danach geschah das Unerwartete. Hauptmann Tanama bot dem russischen Geheimdienst seine Mitarbeit an, um, wie er durchblicken liess, auf diese Weise den von seiner Geliebten angedrohten Skandal zu vermeiden. Er verliess auf den ausdrücklichen Wunsch der russischen Behörden sofort Russland und kehrte nach Tokio zurück. Man hatte allerdings sein Angebot angenommen, war aber fest davon überzeugt, dass sein überraschendes Verhalten nur ein abgekartetes Täuschungsmanöver darstellte und nichts anderes als ein Trick Tokios sei, um mit Erfolg falsche Informationen liefern zu können.

Die ganze Angelegenheit war schon fast vergessen, als Ende des Jahres 1902 der russische Nachrichtendienst ein Paket aus Tokio erhielt, das nichts geringeres als die Pläne des japanischen Aufmarsches vor Port Arthur enthielt. Diesem geheimnisvollen Paket folgten im Laufe des nächsten Jahres zwei weitere Pakete mit genauen Plänen über strategische Aktionen bei Mukden und am Yalu-Fluss. Wenige Tage aber nach dem Empfang des letzten Paketes kam die grösste Überraschung, die Nachricht, Hauptmann Tanama sei beim Entwenden militärischer Geheimdokumente ertappt und als Verräter und Spion hingerichtet worden. Kurz darauf meldete die Weltpresse, dass der Vater Tanamas aus Gram über das

schimpfliche Ende seines Sohnes und um die Ehre der Familie zu retten, Harakiri begangen habe. Mit dieser Meldung war auch der letzte Zweifel behoben, den der russische Generalstab bezüglich der von Tanama gelieferten Aufmarschpläne der japanischen Armee noch gehabt hatte. Da man jetzt von ihrer Echtheit felsenfest überzeugt war, änderte man die eigenen strategischen Pläne entsprechend um. Der unglückliche Verlauf der im Februar 1904 beginnenden Kämpfe zeigte jedoch sehr bald, wie es in Wirklichkeit mit der Echtheit dieser japanischen Pläne bestellt war. Sämtliche in ihnen enthaltenen Angaben erwiesen sich als falsch und irreführend. Als die grösste Irreführung aber stellte sich der Tod Tanamas selbst heraus. Dieser war allerdings tatsächlich erschossen worden, aber er hatte sich selbst für sein Vaterland geopfert. Er hatte freiwillig die Schande auf sich genommen, als Spion und Vaterlandsverräter zu gelten, um dadurch die Russen zu täuschen. Nur wenige in Japan waren in das Geheimnis eingeweiht und kannten den wirklichen Sachverhalt, der selbst seinem eigenen Vater verborgen geblieben war. Nach der siegreichen Beendigung des Krieges wurde sein Opfertod bekannt gegeben, seine Familie vom Kaiser mit Ehren überhäuft und er selbst als Nationalheld gefeiert.

Schon lange vor Kriegsausbruch war insbesondere Port Arthur von japanischen Spionen überschwemmt, die hier, als Chinesen verkleidet, in der Masse der Chinesen und Chunchusen unbemerkt untertauchten. Jeder zehnte Kuli war ein echter Japaner! Als Diener bei den

Offizieren des in Port Arthur in Garnison liegenden 1. Tomsker Regiments und der 25. und 26. sibirischen Schützen, als Gepäckträger bei der Lioa Teah Shan Eisenbahn und vor allem als Arbeiter bei dem Ausbau der russischen Befestigungsanlagen vermochten sie ihrem Vaterlande als Kundschafter die wichtigsten Dienste zu leisten. Die Lage der elektrischen Kraftstation und die auf den Hügeln versteckte Scheinwerferanlage sowie die Lage der den Hafen sichernden Minenfelder war der japanischen Heeresleitung durch ihren meisterhaft arbeitenden Spionagedienst aufs Genaueste bekannt. Kein Wunder demnach, wenn die Scheinwerferanlage, die die angreifende Flotte Admiral Togos mit blendendem Licht überfluten sollte, sehr rasch von den japanischen Schiffsgeschützen in Grund und Boden geschossen wurde und bei den fünf Angriffen, die Admiral Togo auf Port Arthur unternahm, von seinen Schiffen nur eines von einer Mine, die sich losgerissen hatte, vernichtet wurde.

Während des Krieges in der Mandschurei war es den Japanern, im Gegensatz zu den Russen, ein leichtes, in der grossen Masse der Landesbewohner Leute zu finden, die bereit waren, für ein paar Rubel Spionagedienste für sie zu verrichten. Es waren meist solche Chinesen, die in Friedenszeiten den Russen als Dolmetscher, Handlungshelfen und Laufburschen gedient hatten, aber, obgleich sie wussten, dass sie den Japanern verdächtig waren, nicht wie viele ihrer Landsleute geflohen waren, weil sie Grundbesitz oder Familie an Ort und Stelle fest-

hielt. Ihnen eröffneten die Japaner, dass sie der drohenden Verhaftung und weiteren Unannehmlichkeiten entgehen könnten, wenn sie in den japanischen Kundschafterdienst eintreten würden. Aber auch Arbeitslose und solche, die in den Kriegswirren ihr ganzes Hab und Gut verloren hatten, fanden sich, um nur ihr Leben fristen zu können, zu Spionagezwecken bereit. Die Bezahlung für dies doch immerhin lebensgefährliche Gewerbe war jämmerlich genug und betrug ungefähr 5 Pfund Sterling monatlich für berufsmässige Spione, gerade so viel, als man bei der herrschenden Teuerung zum Leben allein benötigte.

Die japanische Spionage war in der Weise organisiert, dass entlang der japanischen Armeefront verschiedene Kundschafterbüros eingerichtet waren, die von Offizieren geleitet wurden, und deren Aufgabe darin bestand, den Dienst in ihrem Abschnitt zu regeln, die erhaltenen Nachrichten zu sichten und an den Generalstab weiterzuleiten. Diesen Kundschafterbüros entsprachen analoge, aber von Chinesen geleitete Büros auf der russischen Seite, die die Entsendung von Spionen in die hinter der russischen Front gelegenen Städte und Konzentrationspunkte der russischen Armee zu besorgen hatten. Der Kundschafter arbeitete mit zwei bis drei Leuten zusammen, die die von ihm gesammelten Nachrichten sofort in das chinesische Büro zu überbringen hatten, von wo sie dann unter Umgehung der russischen Front in die japanischen Kundschafterbüros weiterbefördert wurden. Da die Tiefe der russischen Front niemals 50-60

Werst überschritt, so konnte ein mit drei Trägern versehener Kundschafter eine von den Japanern an ihn gerichtete Anfrage in 3-4 Tagen beantworten und fast ununterbrochen Meldungen erstatten. Die chinesischen Träger waren arme Kulis aus dem Proletariat der Städte, die sich in nichts von den zahllosen die Mandschurei bevölkernden Bettlern unterschieden. Sie erhielten für die Überbringung von Nachrichten 5-6 Rubel gezahlt und waren sich ihrer gefährlichen Aufgabe gar nicht einmal bewusst, sondern froh, sich auf diese leichte Weise ihr tägliches Brot verdienen zu können.

Eine zweite Art der japanischen Kriegsspionage bestand darin, dass vollkommen selbständige Gruppen von 3-4 Spionen gebildet wurden, die von einer bestimmten Basis aus operierten, um eine genau präzierte Aufgabe zu lösen, wie z.B. einen genau bezeichneten Armeeabschnitt zu rekognoszieren oder Truppenbewegungen festzustellen. Eine solche Spionengruppe war stets mit grösseren Geldmitteln versehen, die es ihr ermöglichten, sich eine Basis anzulegen, die in einem kleinen Laden oder häufiger noch in einer Brotbäckerei bestand, wo Leute aus allen Ständen, Offiziere und Soldaten verkehrten, deren Gesprächen sich manche wichtige Nachricht entnehmen liess und an die man auch, ohne Argwohn zu erregen, Fragen stellen konnte. Diese letztere Aufgabe fiel stets dem Führer der Gruppe zu, während die anderen Beteiligten ausserhalb der Basis als Hausierer, Wärter, Kellner usw. arbeiteten.

Je mehr sich jedoch die russischen Spionageabwehrmassnahmen verschärften, umso gefährlicher wurde natürlich die Übermittlung der Nachrichten. Um diese zu verbergen, wurden immer wieder neue Tricks angewendet. So wurden die Meldungen von den Trägern anfangs in den Sohlen der Schuhe versteckt oder auch in die dicken Zöpfe eingeflochten. Späterhin schrieb man sie auf ein winziges Stückchen Wachspapier, rollte dieses zusammen und verbarg es in den Nähten des Schuhwerks oder der Kleider. Nachrichten von ganz besonderer Wichtigkeit unterlagen der «Kopfspionage», d.h. sie mussten auswendig gelernt und dem japanischen Kundschafterbüro aus dem Gedächtnis mitgeteilt werden.

Gegen Ende des Krieges wendeten die japanischen Kundschafter mit Vorliebe folgende raffinierten Schliche an: Der chinesische Hausierer trug in seinem Korbe Waren in verschiedenen Farben, die den Farben der russischen Regimenter entsprachen, also Waren in Schwarz, Blau, Rot und Weiss. Hierbei bezeichnete eine bestimmte Warensorte eine gewisse Waffengattung. Hielt der Hausierer z.B. Tabak und Zigaretten feil, so bezeichneten die Tabakspakete eine Waffengattung, während die Zigaretten, deren Mundstücke, den Regimentern entsprechend, verschiedene Farben zeigten, eine andere Waffengattung vorstellten. Oft waren noch Bemerkungen in chinesischen Schriftzeichen darauf gemalt, die, einzeln gelesen, ohne jede Bedeutung waren, in einer gewissen Reihen-

folge aber gelesen, eine zusammenhängende Meldung bildeten. Aus dem verbliebenen Warenvorrat konnte der Kundschafter dann bequem die Anzahl der gezählten Truppeneinheiten ableiten. Ein Spion, der als chinesischer Kuli gekleidet war, keine schriftlichen Meldungen bei sich führte, wenig begangene Wege mied und in der grossen Menge der von Ort zu Ort wandernden chinesischen Arbeiter untertauchte, war vor jeder Entdeckung sicher. Nur durch einen Zufall konnte er entlarvt werden.

Unter diesen Umständen ist es keineswegs erstaunlich, dass die Japaner buchstäblich von jedem Schritt der Russen unterrichtet waren. Dass das Kavalleriekorps des Generals Mischtschenko im Januar 1905 gegen Inkou und die japanischen Eisenbahnverbindungen vorgehen würde, wusste man im japanischen Hauptquartier bereits zwei Wochen vorher und früher noch als die Teilnehmer an dem Angriff selbst. Da man über die geringsten Einzelheiten des Plans durch Kundschaftermeldungen unterrichtet war, konnten die sorgsamsten Abwehrmassregeln getroffen werden, so dass das russische Unternehmen völlig fehlschlug. Vor ihrem Angriff auf die Nan-shau-Stellung besaßen die Japaner Pläne der russischen Befestigungen, auf denen die Lage der Batterien und Minen nebst Zündleitungen aufs Genaueste angegeben war, ein Meisterstück ihres Kundschafterdienstes. Es war ihnen daher ein leichtes, die russische Artillerie trotz ihrer verdeckten Aufstellung rasch zum Schweigen zu bringen und die Minen unschädlich zu machen.

2. Im zweiten Weltkrieg

Wohl noch nie im Laufe der Geschichte wurde ein Krieg mittels Spionage derartig gründlich und sorgfältig bis auf die unbedeutendsten Einzelheiten vorbereitet und geplant wie der japanische Feldzug gegen die britischen und holländischen Kolonialgebiete und die amerikanischen Stützpunkte im Pazifik. In dem ganzen riesigen Gebiet von Burma, Malaya, Borneo, Celebes, Philippinen, Bismarckarchipel waren länger als ein Jahrzehnt viele Tausende von japanischen Agenten im Auftrage der japanischen Militärspionage tätig, um den zukünftigen Kriegsschauplatz in politischer, geographisch-strategischer und militärischer Hinsicht auszukundschaften und bis ins kleinste zu erkunden. Nichts blieb diesen mit einem Bienenfleiss und Patriotismus ohnegleichen arbeitenden Spionen, die infolge ihrer geschickten Tarnung nur selten Verdacht erregten, verborgen. Sie kannten die verstecktesten Pfade und Schleichwege durch das unentwirrbare malaiische Dschungelgebiet ebensogut wie die Eingeborenen. Für sie gab es an den Küsten des südwestpazifischen Raumes keine unbekanntenen Sandbänke, Riffe und Untiefen, die bei einer Landung hätten gefährlich werden können.

Das gesamte niederländisch-indische Kolonialgebiet war mit einem feinmaschigen Netz von Spionen überspannt, dessen unsichtbare Fäden in dem japanischen Generalkonsulat in Batavia, der Hauptstadt von Insulinde, zusammenliefen. Als harmlose Fischer, Kaufleute,

Coiffeure, Büroangestellte, Photographen und Holzarbeiter kamen sie ins Land und liessen sich in Städten und Hafentorten, in Dörfern und auf Plantagen nieder, auf den Pässen der Berge, in den Buchten der Küste und an Strassenkreuzungen, also stets an strategisch wichtigen Punkten. Oder sie reisten, scheinbar in Geschäften, kreuz und quer durch das Land, von dem sie auf diese unverdächtige Weise jeden noch so verborgenen Winkel kennen lernten. Die zahlreichen Fischer, die sämtlich der Marinereserve angehörten, hatten zumeist am Fischfang weniger Interesse als an der kartographischen Aufnahme der Küstengewässer. Mit welcher Unverfrorenheit die Japaner in den Küstengewässern Insulindes zu Werke gingen, beweisen verschiedene Zwischenfälle zwischen holländischen Luftpatrouillen und japanischen Fischerschiffen. So sichtete im Oktober 1938 ein holländisches Wasserflugzeug bei der Insel Billiton ein verdächtiges japanisches Motorboot. Trotz wiederholter Aufforderung und eines Warnungsschusses weigerte sich das Boot anzuhalten und musste schliesslich unter Feuer genommen werden. Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich kurz darauf an der Westküste von Borneo. Nur wenige Tage vor dem deutschen Einmarsch in Holland entdeckte ein holländisches Wasserflugzeug ein japanisches Motorboot, das ohne Flagge fuhr, sich weigerte, die verbotenen Küstengewässer zu verlassen und sogar den Versuch machte, das niedergegangene Wasserflugzeug zu rammen.

In der Spionagezentrale zu Batavia sass als Leiter der

gesamten unterirdischen Organisation Generalkonsul Saito, dessen nächste Mitarbeiter japanische Marineoffiziere in der unauffälligen Maske von gewöhnlichen Fischern, Geschäftsleuten und Touristen waren. In dem Generalkonsulat befand sich auch ein «Geheimzimmer⁴ ⁶ mit einem Kurzwellensender, der im Falle einer überraschenden polizeilichen Haussuchung unverzüglich zerstört werden konnte. Aus von den holländischen Behörden aufgefangenen Dokumenten geht hervor, dass von dieser Zentrale aus die Eingeborenenpresse bestochen wurde, Propagandablätter verteilt, die einheimischen Politiker mit allen Mitteln beeinflusst wurden und die mohammedanische Bevölkerung gegen die Holländer auf gehetzt wurde. Zur besonderen Förderung der Fischer-Spionage wurden von den Japanern zwei Schifffahrtsgesellschaften gegründet, die durchweg an strategisch wichtigen Stellen ihre Stationen errichteten. Mittels sogenannter «Development Companies» suchte sich ferner Japan die wirtschaftliche Kontrolle über die wichtigsten Rohstoffe wie Erdöl, Kopro und Holz zu sichern und dies vor allem aus militärischen Gründen und im Hinblick auf den kommenden Krieg. Wie aus Briefen, die den holländischen Behörden in die Hände fielen, ganz unzweideutig zu ersehen ist, betrachteten sich sämtliche Angestellte dieser Gesellschaften als Pioniere der militärischen Offensive und standen daher in enger Zusammenarbeit mit dem Generalkonsulat in Batavia, von dem sie ihre Richtlinien und Instruktionen erhielten. Die sogenannte «Mission des guten Willens»,

die im Jahre 1940 unter Führung des Handelsministers Kobayashi nach Batavia kam, verfolgte vor allem den Zweck, den Holländern Sand in die Augen zu streuen und ihre Besorgnisse einzuschläfern. Dies wichtigste Ziel ergab sich ganz klar aus ihrer Geheiminstruktion, die zur Kenntnis der niederländischen Regierung gelangt war. Ihr zufolge sollte diese Mission die Rüstungsmassnahmen Insulindes verzögern und die Holländer von allen Vorbereitungen, die sich auf die vorsorgliche Zerstörung der Ölfelder im Falle einer Invasion bezogen, abzubringen suchen.

In der gleichen Weise wie Niederländisch-Indien wurde auch die Westküste Amerikas von der japanischen Spionage bedroht, mit dem Unterschied freilich, dass es hier bei der Bedrohung blieb und zu keiner Invasion kam. Nicht weniger als 60 Prozent aller in Kalifornien lebenden Japaner besitzen ausser der amerikanischen Staatsangehörigkeit auch noch die japanische und waren infolgedessen den japanischen Konsulaten unterstellt. Jede Geburt musste von den Eltern dem japanischen Konsul zwecks Registrierung gemeldet werden. Unterliessen sie das, so wurden sie unter stärksten Druck gesetzt, gesellschaftlich und wirtschaftlich kaltgestellt. Den Kindern aber wurde in japanischen Sonderschulen durch Lehrer, die häufig Shinto-Priester waren, sklavischer Gehorsam und unbedingte Treue gegenüber dem Kaiser eingehämmert. Es ist selbstverständlich, dass aus einer derartigen Geisteshaltung dem japanischen Spionagedienst in den Vereinigten Staaten die

wertvollste Unterstützung erwachsen musste und es vermag daher keineswegs zu überraschen, wenn von den amerikanischen Behörden festgestellt wurde, dass von den japanischen Agenten in jahrelanger Kleinarbeit eine geradezu erstaunliche Menge von Einzelheiten über die amerikanische Küstenverteidigung und die Invasionsabwehrmassnahmen zusammengetragen wurde.

Wie in Insulinde war es auch hier die japanische Fischerflotte, die unter dem Deckmantel der Fischerei militärische Spionage in grösstem Ausmasse betrieb. Diese 250 Schiffe, die mit japanischen Reserveoffizieren und Angehörigen der japanischen Marine bemannt waren, besaßen Dieselmotoren und infolgedessen einen Aktionsradius von 6'000 Meilen, Kurzwellensender, die eine direkte Verbindung mit Japan ermöglichten, Radiotelephone, Tiefenmessapparate, Scheinwerfer von höchster Kerzenstärke und teleskopische Photoapparate. Diese so merkwürdig ausgerüstete Flotte hielt sich, was noch merkwürdiger war, weniger auf ergiebigen Fischereigründen als vielmehr in der Nähe manövrierender amerikanischer Kriegsschiffe und der Küstenverteidigungsanlagen auf. Es steht fest, dass die gesamte Küste bis nach dem abgelegenen Alaska hinauf von den japanischen Fischerspionen kartographisch aufgenommen worden ist. Im Dezember 1941 fielen der amerikanischen Regierung zwei äusserst aufschlussreiche Geheimdokumente in die Hände, aus denen die erfolgreiche Arbeit der japanischen Agenten klar ersichtlich ist. Das eine Dokument hat einen japanischen Marine-Offizier der Re-

serve aus Terminal Island im Hafen von Los Angeles zum Verfasser und bringt auf mehreren hundert Seiten eine genaue Beschreibung aller wichtigen Schiffe der amerikanischen Schlachtflotte nebst ihren Photographien. Das andere Dokument ist eine in Japan hergestellte Karte, die den amerikanischen Verteidigungsplan im Pazifik betrifft. Ein besonderes Diagramm stellt sogar die streng geheim gehaltene Schlachtformation der amerikanischen Pazifikflotte dar.

Wie die japanischen Fischer auf dem Meer, so waren die japanischen Farmer auf dem Lande im Dienste der japanischen Militärspionage tätig. Diesen war, wie sich aus ihren Standorten mit Sicherheit schliessen lässt, hauptsächlich die Verübung von Sabotageakten zugeacht. Gibt es doch an der ganzen Westküste Amerikas nicht ein einziges Flugfeld, in dessen unmittelbarer Nähe nicht japanische Farmer wohnen, mag der Boden auch noch so schlecht sein. In der Gegend von Kettleman Hills, die ausgesprochen schlechtes Ackerland aufweist, aber die wertvollsten Ölquellen der U.S.A, besitzt, befand sich eine ausgedehnte Kolonie von japanischen Gärtnern, während es in dem benachbarten äusserst fruchtbaren Tal nicht einen einzigen gab. Nur militärische Gründe vermögen diesen merkwürdigen Umstand zu erklären.

FRAUEN IM GEHEIMDIENST

Die Geheimagentin und Spionin ist nicht nur eine interessante Romanfigur und faszinierende Heldin sensationeller Kinodramen, existiert nicht nur in der Phantasie des Autors atemraubender Kriminal- und Detektivgeschichten, sondern ist, wie dies in Friedenszeiten zahlreiche Landesverratsprozesse in allen Ländern und häufige Hinrichtungen während des ersten Weltkrieges erwiesen haben, ein sehr reales Wesen. Diese Frauen, die den ebenso gefährlichen wie gewinnbringenden Beruf der Spionage ausüben, rekrutieren sich aus allen Nationen und aus allen Ständen. Hauptsächlich sind es elegante Hochstaplerinnen und Halbweltdamen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Artistinnen der weltstädtischen Variétés, Sängerinnen in Café-Restaurants und Bardamen. Aber auch Sprachlehrerinnen, Näherinnen, Glätterinnen usw. haben sich mit mehr oder weniger Erfolg im geheimen Nachrichtendienst betätigt. Während jedoch der französische, russische und deutsche Geheimdienst äusserst häufig Frauen als Agentinnen verwendete – gibt es doch auf dem Gebiete der Spionage oftmals Aufgaben, die nur durch eine schöne und elegante Frau zu lösen sind –, so tut das der englische Geheimdienst (Intelligence Department) nur selten und in Ausnahmefällen.

Der englische Nachrichtenoffizier Captain Tuohy hat eine interessante Rechtfertigung dieses Standpunktes

gegeben. Nach seiner Ansicht fehlt es den Frauen an Geduld, Methode und Ausdauer, und was noch schlimmer ist, sie sind indiskret und ihr Herz ist oft stärker als ihr Verstand. Zum Beweis für diese Behauptung führt er Beispiele an von Agentinnen des britischen Geheimdienstes, die sich ausgerechnet in die Person, die sie überwachen sollten, sterblich verliebt hatten und ihren Auftraggebern das erhaltene Geld einfach zurückzahlten, weil sie an ihrer Liebe keinen Verrat üben wollten. Eine junge Frau, die sich in den Spionagechef verliebt hatte, brachte ihm die denkbar wichtigsten Nachrichten, die nur den einen Fehler hatten, dass sie – aus Liebe – gefälscht waren! Was die Indiskretion der Frau anbetrifft, so haben die Engländer es jedoch meisterhaft verstanden, aus dieser Not eine Tugend zu machen, indem sie während des ersten Weltkrieges mit grösstem Erfolg die Frauen zur Verbreitung falscher, den Feind irreführender Nachrichten benutzten. So glaubte man nicht nur in Deutschland, sondern selbst in Paris allen Ernstes eine Zeitlang an die Überführung mehrerer russischer Armeekorps auf dem Seewege über England nach Frankreich, ja, man wollte bereits in Le Havre Kosaken gesehen haben! Gerüchte, die der britische Admiralstab unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit im Vertrauen auf die weibliche Geschwätzigkeit gewissen «Damen» anvertraut hatte, in der Erwartung, dass dieses Geheimnis bald in aller Munde sein werde, was dann auch tatsächlich prompt geschah.

Dass die weibliche Indiskretion unter Umständen zu den verhängnisvollsten Folgen führen kann, beweist der Fall einer im französischen S. R. (Service de Renseignements) stehenden Pariser Schauspielerin, die während des ersten Weltkrieges in das besetzte Belgien entsandt wurde. Dieser galanten Französin gefielen nämlich die «Boches» dermassen, dass sie ein für allemal auf eine Rückkehr in die «Ville lumière» verzichtete und aus Liebe zu einem blonden Preussen ihre sehr detaillierten Kenntnisse der französischen Spionageorganisation im besetzten Belgien preisgab, so dass es der deutschen Heeresleitung möglich war, durch einen energischen Zugriff im gegebenen Moment das ganze französische Spionagesystem aufplatzen zu lassen. Nicht weniger als 66 französische Agenten wurden auf diese Weise verhaftet, ein schwerer Schlag für den französischen Generalstab, der infolgedessen in einer kritischen Periode des Krieges über die deutschen Pläne völlig im Dunkeln war und in seinen Informationen nunmehr völlig vom britischen Geheimdienst abhängig war. Die Folge war, dass die Offensive der Armee des Kronprinzen im Jahre 1916 die Front vollkommen überraschend traf. Das leicht entzündbare Herz der Agentin und ihr Verrat kostete Tausenden von Poilus das Leben.

Der Gefahr, die die Geheimagentin für den Staat, gegen den sich ihre unterirdische Tätigkeit richtet, bedeutet, entspricht die Gefahr, die sie ständig bei der Verfolgung ihrer dunklen Absichten bedroht. Ein umfassender, planmässig organisierter Abwehrapparat ist ständig

gegen sie gerichtet, sucht sie aufzuspüren und zur Strecke zu bringen. Der Tod oder lange Jahre hinter den Gitterstäben des Zuchthauses beenden plötzlich eine Lebenskurve, die so oft in den Stätten des Vergnügens und der Lebenslust begann, um in Todesangst auf dem Richtplatz oder in dem Grauen der Einsamkeit endloser Jahre hinter Kerkermauern zu enden.

Aber nicht nur der Gegner bedroht sie, oft ist es sogar der eigene Auftraggeber, der ihr, der Ahnungslosen, den Dolch von hinten in den Rücken stösst. Sei es, dass man von ihrer Seite Verrat befürchtet oder ein gefährliches Doppelspiel, dessen Folgen unabsehbar sein können, besonders wenn sie zuviel weiss von dem, was hinter den eigenen Kulissen vor sich geht. Dann ist sie verloren! Entweder man liefert sie dem Gegner ans Messer, indem man sie der Gegenspionage verrät, oder sie wird von den eigenen Agenten beiseite geschafft.

Geheimnisvoll war der Tod der Agentin Olga Bruder, die für den deutschen geheimen Nachrichtendienst und zugleich für das «Internationale Nachrichtenbüro» in Brüssel tätig war, das an jeden, der dafür zahlte, militärische Geheimnisse verkaufte. Der Schauplatz dieses dunklen Dramas war Memel, jene kleine ostpreussische Stadt am Kurischen Haff, die später zu Litauen gehörte. Damals, ein paar Jahre vor der Katastrophe des ersten Weltkrieges, war die russische Grenze nicht weit. Die Grenzspionage der beiden Staaten Russland und Deutschland arbeitete fieberhaft. Die kommenden grossen Entscheidungen lagen bereits gewissermassen in der

Luft und warfen ihren bedrohlichen Schatten voraus. In den Grenzstädten rollte der russische Rubel. In den Restaurants des wichtigen Eisenbahnknotenpunktes Eydkuhnen machte sich ein Luxus breit, der in diese kleine Grenzstadt gar nicht Zu passen schien. Man hörte mehr Russisch und Französisch als ostpreussischen Dialekt sprechen. Man sah fremdartige Gestalten, elegante grosstädtische Halbwelt, gepudert und geschminkt, von der man sich fragte, was die eigentlich hier wollte. Das Ziel der russischen Spionage waren besonders die ostdeutschen Grenzfestungen Thorn, Graudenz, Lötzen, Königsberg. In gleicher Weise waren das Ziel der deutschen Nachrichtenstellen (Grosser Generalstab, Abteilung III B) die russischen Westfestungen an der Njemen-, Narew- und Weichselfront Kowno, Grodno, Lomza, Ostrolenka, Pultusk, Warschau. Diese Festungen wurden nach dem russisch-japanischen Kriege umgebaut, neue strategische Bahnlinien und Strassenbauten an der Westgrenze geschaffen, alles mit Hilfe des französischen Milliardensegens, denn der kommende Feind für Russland war Deutschland.

Die Pläne eines russischen Grenzforts zu beschaffen, war die Aufgabe Olga Bruders. Sie sprach fließend Deutsch, Russisch und Polnisch und war mit ihren schwermütig blickenden dunklen Augen, ihrem schwarzen Haar, zarten Teint und ihrer ebenmässigen Figur schon imstande, einem russischen Offizier den Kopf zu verdrehen. Als sie zum erstenmal in dem vornehmsten Hotel der russischen Grenzstadt auftauchte, war sie bald

der Mittelpunkt eines Kreises lebenslustiger junger Offiziere, deren einziger Zeitvertreib darin bestand, die trostlose Öde des Lebens in einer kleinen Garnison in unmässigem Wodkagenuss und bei leidenschaftlichem Spiel zu vergessen und deren grösstes Vergnügen es war, bei den Höhepunkten ihrer Exzesse mit geleerten Champagnerflaschen die grossen Wandspiegel des Restaurants zu zerschmettern. Es dauerte gar nicht lange, da hatte sie auch schon ihr Opfer herausgefunden. Es war ein junger Offizier, der, wie sie erfahren hatte, tief in Schulden steckte, ein Vabanque-Spieler und Geniesser mit den Allüren eines Grossfürsten, der sich eifrig um ihre Gunst bemühte. Sie versprach ihm alles, sich selbst, die Bezahlung seiner Schulden und noch dazu eine hohe Summe, wenn er ihr – die Pläne des Forts verschaffte. Er tat es! Und Olga hielt ihr Versprechen.

Da trat ein Ereignis ein, das der ganzen Affäre eine unerwartete und für Olga verhängnisvolle Wendung gab. Am Tage vor ihrer Abreise nach Memel, wo sie sich mit einem Agenten des deutschen Geheimdienstes treffen sollte, machte sie zufällig die Bekanntschaft eines russischen Offiziers, in den sie sich auf den ersten Blick verliebte. Sie, die ihren schönen Körper schon für so manches Dokument verschenkt hatte, sah sich das erstemal in ihrem Leben einem Mann gegenüber, den sie wirklich liebte. Sie verschob die festgesetzte Abreise und verbrachte ihre Nächte in den Armen des russischen Offiziers, der – der Sektionschef des russischen Geheimdienstes war.

In Memel, wo man bereits über ihren geglückten Coup unterrichtet war und wusste, dass sie sich im Besitz der gewünschten Dokumente befand, wartete man vergeblich auf sie. Als nach mehreren Tagen keinerlei Nachricht über ihren Verbleib eintraf, wurde man unruhig. Ein deutscher Geheimagent begab sich in die russische Garnisonstadt, wo er sehr bald feststellte, was geschehen war. Er meldete, dass Olga Bruder zwar augenblicklich noch im Besitz der erbeuteten Festungspläne sei, aber ihre Auslieferung an den russischen Spionageoffizier jederzeit befürchtet werden müsse. Unter diesen Umständen sei auch anzunehmen, dass sie die Namen von vier deutschen Agenten, die sie kenne, verraten werde.

Unter irgendeinem Vorwand gelang es, Olga nach Memel zu locken. Und damit beginnt der tragische Teil des Dramas. Eines Tages brachten die Zeitungen die Nachricht, dass in einem Hotel in Memel eine junge Dame mit Namen Olga Bruder Selbstmord verübt habe. Die Beweggründe, die zu dieser Tat geführt hatten, seien unbekannt. Über die Vorgänge, die sich damals in dem Memeler Hotel abgespielt haben, ist nie Genaueres an die Öffentlichkeit gedrungen. Hatte sie die Festungspläne nach Memel mitgebracht oder hatte sie diese dem russischen Nachrichtenoffizier, ihrem Geliebten, ausgeliefert? Niemand hat es je erfahren.

Nur ein paar Agenten des deutschen Geheimdienstes wussten Bescheid, aber hielten wohlweislich ihren Mund. Nur einer hat später aus der Schule geplaudert,

einer der besten Agenten, den der deutsche geheime Nachrichtendienst gehabt hat, Dr. Armgaard Karl Graves. Dieser wurde im Juli 1912 bei der Auskundschaftung der Marinebasis von Rosyth und des Firth of Forth gefasst und vom High Court zu Edinburgh zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt. Er kam jedoch mit einigen Monaten davon, da er in den britischen Geheimdienst übertrat und seine Kenntnisse des deutschen Nachrichtendienstes preisgab, nachdem er selbst von den Deutschen den Engländern ans Messer geliefert worden war, weil er bereits zu tief hinter die Kulissen geschaut hatte. Dr. Graves mm berichtet, dass Olga Bruder vergiftet worden sei.

Das gleiche Schicksal erlitt während des ersten Weltkrieges die hübsche und junge Polin Marussia D., eine Witwe und Schauspielerin, die seit vielen Jahren in Paris wohnte, Französisch, Deutsch, Englisch, Russisch und Polnisch sprach und über ausgedehnte Beziehungen zu Pariser Künstler- und Theaterkreisen verfügte. Der französische Spionagedienst hatte sie im Verdacht, eine feindliche Agentin zu sein. Ihre häufigen Reisen zwischen Paris und Genf hatten den ersten Argwohn erregt. Sie war die Geliebte eines in Genf wohnenden Rumänen, eines Theatermanagers, dessen Bruder von den schweizerischen Behörden wegen Spionage zugunsten der Mittelmächte zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Trotzdem ihr nun der Grenzübertritt von den französischen Behörden in jeder Weise erschwert wurde, gelang es ihr doch immer wieder, allen Kontrollen zum

Trotz, die Grenze zu überschreiten, ohne dass man ihr dabei etwas anhaben konnte, da ein materieller Beweis ihrer Schuld fehlte.

Als aber eines Tages der französische Spionagedienst erfuhr, dass sie von Genf aus einen ihrer Pariser Bekannten gebeten habe, ihre Anwesenheit in Paris zwecks Kreierung einer Rolle in einem Stück, als dessen Autor er selbst sich ausgeben solle, der Behörde gegenüber als unumgänglich notwendig hinzustellen, da beschloss man in Paris, energisch an die Lösung des Rätsels heranzugehen. Sogar der französische Konsul in Lausanne trat hierbei in eigener Person in Aktion und schien mit einmal in Marussia bis über die Ohren verliebt zu sein. Schien, denn in Wirklichkeit liess er sie auf Schritt und Tritt überwachen. Als sie aber um ein Visum nach Frankreich ersuchte – anscheinend um eine neue Mission auszuführen –, wollte man ihr dies nur unter der Bedingung einer Art Quarantäne gewähren und nur dann, wenn sie sich verpflichtete, jeglichen Verkehr mit dem verdächtigen Rumänen und seinen Freunden aufzugeben.

Nach langem Zögern schien sie schliesslich darauf eingehen zu wollen, und es sah sogar so aus, als wolle sie bereits gewisse Geständnisse machen, als plötzlich die Nachricht von ihrem Tode in den Zeitungen stand. Man hatte sie in grosser Toilette und mit duftenden Blumen überschüttet, entseelt auf ihrem Bett aufgefunden. Augenscheinlich lag Selbstmord vor. In Wirklichkeit war Marussia ermordet worden.

Im Jahre 1905 war Konstantinopel von französischen und russischen Agentinnen und zirkassischen Demimondänen in russischem Solde überschwemmt, deren Aufgabe es war, die höheren türkischen Hof- und Staatsbeamten und jungtürkischen Offiziere zu korrumpieren, sie französischem und russischem Einfluss zugänglich zu machen und vor allem Deutschland zu entfremden. Die Methode dieser Agentinnen war sehr einfach und fast stets von Erfolg begleitet. Mit allen Mitteln der weiblichen Verführungskunst suchten sie ihr Opfer an sich zu fesseln und den Verehrer vor allem zu möglichst grossen Geldausgaben zu veranlassen, die sein Einkommen und seine Verhältnisse bei Weitem überstiegen. Die teuersten Juwelen wurden verlangt und als Geschenk erhalten. Villen und Autos mussten hohe Offiziere und Diplomaten aus ihrem Portemonnaie hervorzaubern, so lange, bis die Mittel völlig erschöpft waren. Hier griff die Agentin nun «hilfreich» ein und erbot sich, sämtliche Schulden zu bezahlen, wenn sie dafür politische oder militärische Geheimnisse erhalte, die der Betreffende vermöge seiner Stellung zu liefern vermochte.

Die führende Rolle unter diesen Geheimagentinnen spielte die ebenso schöne wie elegante Halbweltdame Mlle Balniaux, die die Mätresse Abdullas, des damals einflussreichsten Ratgebers des Grosswesirs, war. Mlle Balniaux arbeitete mit ihrer Freundin, der englischen Tänzerin Cecilia Coursan, zusammen, die in dem türkischen Kabarett «Folies Arabes» allnächtlich ihre früher

im Londoner „Empire« gezeigten Tänze zum Besten gab. Diese letztere war es, die die geheime Korrespondenz der Mätresse Abdullas mit dem französischen Nachrichtendienst in Paris vermittelte. Der Geschicklichkeit des deutschen Geheimagenten Dr. Graves gelang es, diese unterirdischen französischen und russischen Intrigen bei der Hohen Pforte aufzudecken.

Im Januar 1917 stand in Vincennes, an den Pfahl gebunden, vor einem Peloton Soldaten mit schussbereitem Gewehr, Marguerite Francillard, eine Näherin aus Grenoble. Mutig wies sie die verhüllende Binde zurück und empfing die todbringende Salve. Man hat sie am Pfahl zusammengebrochen photographiert. Ein schauriges Bild! Im Grunde genommen hat sie ihrem Vaterland, das sie verraten hat, mehr genützt als geschadet. Sie war gewiss eine geschickte Näherin, aber eine sehr ungeschickte und etwas zu naive Spionin. Die Nachrichten, die sie, in ihrem Korb versteckt, von Savoyen über die Grenze nach der Schweiz brachte, waren wertlos, weil man an der französischen Grenze sehr bald wusste, weshalb sich Marguerite so oft nach dem schönen Genf begab, wo, wie sie sagte, ihr Bräutigam wohnte. Sie wurde, ohne dass sie das geringste davon merkte, überwacht und diente so als unfreiwillige Verräterin all der Agenten, die ihr Nachrichten überbrachten. Eine bessere Hilfe konnte sich die Sûreté générale wirklich nicht wünschen, denn Marguerite ersetzte auf diese Weise den geschicktesten Detektiv.

Eines Tages jedoch war ihre Spur verloren gegangen.

Sie war aus Grenoble verschwunden und niemand wusste wohin. Erst eine Postkarte, die sie unvorsichtigerweise aus Paris an eine Freundin in Grenoble schrieb, führte ihre Häscher wieder auf die richtige Fährte. Sie wohnte in Paris in einem bescheidenen Hotel im Quartier Latin, wo sie die Besuche zahlreicher Neutraler, Rumänen, Griechen, Spanier, Schweden und Dänen empfing, die ihr Nachrichten nach Genf zur Beförderung übergaben. Ihr Hotel war somit für die Polizei zu einer wahren Mausefalle geworden, denn die Agenten fing man natürlich einen nach dem andern ab.

Da Marguerite einen guten Tropfen nicht verschmähte, so hatte sie auch nichts dagegen, wenn man sie zu einem kleinen Déjeuner oder festlichen Diner einlud. Dass die Kavaliere, mit denen sie soupierte, Agenten der Polizei waren, ahnte sie freilich nicht. Ihre Abwesenheit von ihrer Wohnung liess man natürlich nicht ungeprüft, und während sie sich Wein und Braten schmecken liess, kramte man neugierig in ihren Schubladen herum, fotografierte oder kopierte die hier gefundenen Dokumente und legte dann alles wieder fein säuberlich an den alten Platz zurück. Nachdem man sämtliche bei ihr aus- und eingehenden Agenten verhaftet hatte, war ihre Rolle ausgespielt und man schritt zu ihrer Verhaftung. Sie kam in das Gefängnis von Saint-Lazare, in die durch Mme Steinheil und Mme Caillaux berühmt gewordene Zelle 12, die später auch Mata Hari beherbergen sollte.

Das Kriegsgericht verurteilte Marguerite Francillard wegen Spionage zum Tode durch Erschiessen.

Dass eine Frau aber auch imstande ist, meisterhafte Geheimdienstarbeit zu leisten, hat die französische Agentin Therese Prevost bewiesen. Die russische zaristische Regierung wollte einst gern die Identität und die Namen einer Gruppe von russischen Revolutionären wissen, die ihren Wohnsitz an den Ufern des Genfersees in Montreux hatten. Sie wandte sich zu diesem Zweck an das Brüsseler «Internationale Geheimdienstbüro», und dieses entsandte in dieser wichtigen Mission Therese Prevost in Begleitung eines Agenten nach der Schweiz. Die bildschöne und junge Therese sollte hier als schwerkreiche Erbin aus Kanada auftreten, die in Begleitung ihres Bruders einen «trip» nach Europa unternommen hatte. Da der Führer der russischen Flüchtlinge der russischen Regierung bekannt war – er hiess Golukowski und hatte einen 22 Jahre alten Sohn –, war damit der Feldzugsplan gegeben.

Bald sah man den jungen Golukowski täglich mit der schönen Kanadierin zusammen, von deren immensem Reichtum man sich Wunderdinge in Montreux erzählte und deren verschwenderisches Auftreten – hatte man ihr doch in Brüssel 5'000 Francs nur für vorläufige Ausgaben ausgehändigt – jeden Zweifel verstummen liess. Eines Tages wurde die offizielle Verlobung der beiden bekanntgegeben, die durch ein von der Braut veranstaltetes Festessen gebührend gefeiert werden sollte, zu dem, darauf bestand die schöne Therese, alle russischen

Freunde eingeladen werden sollten. Sie wollte selbst die Einladungen schreiben, aber, ach, diese kuriosen russischen Namen liessen sich wirklich nicht leicht richtig schreiben. Und so schrieb denn der junge Golukowski die Namen der einzelnen Gäste, also der Revolutionäre, lachend seiner Braut eigenhändig auf einen Zettel. Es kam der Tag, an dem das mit allem Raffinement inszenierte Bankett stattfand. Nach dem Eis verkündete Therese mit ihrem süssesten Lächeln, sie habe noch eine besondere Überraschung für ihre Gäste. Sie möchte diesen schönsten Tag ihres Lebens gern im Bilde festhalten und habe zu diesem Zwecke einen Photographen, bestellt, der eine Gruppenaufnahme machen werde. Dieser Vorschlag schien aber den Russen durchaus nicht zu gefallen. Photographien seien eine gefährliche Sache, meinte der alte Golukowski, wie leicht könnte der russischen Geheimpolizei, der berüchtigten Ochrana, so ein Bild in die Hände fallen! Aber Therese wusste alle Bedenken durch die Versicherung zu besänftigen, dass der inzwischen in den Saal gerufene Photograph, der beste natürlich, den es in Montreux gab, sämtliche Abzüge nur an Monsieur Golukowski selbst abliefern werde.

Und so kam denn ein prächtiges Gruppenbild auf der marmornen Freitreppe des Hotels, mit dem lachenden Paar in der Mitte, umgeben von sämtlichen Revolutionären, zustande. So rasch wie möglich liess sich Therese die Abzüge von dem Photographen aushändigen und noch in derselben Nacht verliess sie und ihr «Bruder» Mon-

treux auf Nimmerwiedersehen. In zwei Tagen befand sich die Liste mit den Namen der Revolutionäre in der eigenen Schrift des jungen Golukowski sowie das Gruppenbild im Besitze des Brüsseler «Internationalen Geheimdienstbüros» und Therese erhielt für ihre erfolgreiche Arbeit ihren klingenden Lohn. In St. Petersburg aber wusste man jetzt Bescheid über die Verschwörer am Genfersee.

Auch die Frauen haben während des ersten Weltkrieges dem Kriegsgott reichlich ihren Tribut bezahlt. Und so manche Evastochter entdeckte plötzlich im wogenden Busen ein männliches Herz, zog kurz entschlossen die Hosen des stärkeren Geschlechts an, nahm das Gewehr in die zarte Patschhand und knallte wacker auf den Feind. Hunderte von Frauen aller Nationen haben als Soldaten den Krieg mitgemacht. In Russland brachte es eine besonders mutige Amazone sogar bis zum Range eines vielfach dekorierten Majors, und in der österreichischen Armee kämpften ganze Kompagnien junger Ukrainerinnen tapfer für ihr zukünftiges Vaterland. Eine andere Reihe von Frauen wieder, die weniger männlich veranlagt und den rohen Mitteln der Gewalt abhold war, stellte mehr ihre spezifisch femininen Eigenschaften, Schönheit, List und Schlaueit, in den Dienst des gepanzerten Mars und betätigte sich auf dem nicht weniger gefährlichen Gebiet der Spionage, wohin sie je nach Veranlagung und Charakter die Lust am Abenteuer, die Gier nach Geld oder auch die Liebe zum Vaterland trieb. Mata Hari, die exotische Tänzerin und internationale Kokotte,

Marguerite Francillard, die schon erwähnte Näherin aus Grenoble, die Schwedin Eva de Bournonville, die polnische Prinzessin Wiszniewska, um nur einige der Stars unter den käuflichen Agentinnen des militärischen Geheimdienstes zu nennen, gehören zu dieser letzteren Kategorie von Frauen. Sie wurden erschossen oder wanderten ins Zuchthaus oder entgingen auch, selten, wie die Prinzessin Wiszniewska, ihrem Schicksal.

Aus der grossen Menge der Spioninnen, die in der spannungsreichen Zeit zwischen dem ersten und zweiten Weltkrieg erfolgreiche Geheimdienstarbeit leisteten, sind drei Frauen besonders erwähnenswert: Anna Dienel, Monica Cantero und Woëzero Mânén. Der Spionageprozess, der im November 1935 vor dem Prager Strafgericht gegen die 24jährige deutsche Stenotypistin Anna Dienel und ihre zahlreichen Helfershelfer und Opfer stattfand, gewährte einen fesselnden Einblick in die Spionagemethoden des Dritten Reiches. Gelegentlich eines Wochenendausfluges von Eger nach dem benachbarten bayrischen Städtchen Waldsassen lernte sie einen gewissen Herrn Mayer kennen, der bei der Reichswehr Dienst tat. Dieser überredete das hübsche Mädchen, sich für die deutsche Sache zu opfern und militärische Geheimnisse der tschechoslowakischen Armee auszukundschaften. Anna erklärte sich nach einigem Zögern bereit, diese gefährliche Aufgabe zu übernehmen und wurde daraufhin einem höheren Beamten der Gestapo vorgestellt, der sie gründlich in ihre neue Aufgabe eingeweihte und ihr ge-

naue Anweisungen erteilte. Sie suchte nun die Bekanntschaft junger Leute zu machen, die in der tschechoslowakischen Armee dienten, um von ihnen militärische Auskünfte zu erlangen, die auf einem vorgedruckten Fragebogen verzeichnet waren. Als lockender Köder diente ihre Schönheit, und die Liebe, die sie gewährte, spendete sie um den Preis militärischer Geheimnisse. Mit den auf diese Weise gewonnenen Agenten verkehrte sie in chiffrierter Schrift unter einer Deckadresse «Eger postlagernd». Auch unternahm sie häufig Reisen als Geheimkurier nach München und Dresden. Als sie im Februar 1935 in Prag verhaftet wurde, fand die Polizei, die schon seit Langem jeden ihrer Schritte überwacht hatte, bei ihrer Leibesvisitation im Büstenhalter versteckt drei Fragebogen militärischen Charakters und in ihrem zusammengeknüllten Taschentuch, das sie krampfhaft in der Hand hielt, die zerrissenen Adressen ihrer zahlreichen Mitarbeiter. Angesichts dieses Beweismaterials gab sie ihr anfängliches Leugnen auf und gestand, aus Liebe zum deutschen Vaterland Spionage getrieben zu haben.

Anna Dienel ist nur eine von den vielen Frauen im Geheimdienst des Dritten Reiches, die aus ideologischen Gründen zu Spioninnen wurden, und ist daher mehr als typische Erscheinung anzusehen. Die zwanzigjährige Spanierin Monica Cantero dagegen, die im spanischen Bürgerkrieg als Geheimagentin im Dienste Francos ihr Leben einsetzte und verlor, ist eine bedeutend individu-

ellere Figur und hat unter viel schwierigeren Verhältnissen weit hervorragendere Leistungen aufzuweisen. Monica stammte aus einer vornehmen, aber wenig begüterten Madrider Familie und war als Erzieherin im Hause eines Offiziers tätig. Als dieser infolge seiner politischen Gesinnung wie viele andere auch nach Spanisch-Marokko versetzt wurde, lernte sie dort in Larasch General Franco kennen. Sie erfuhr von den Vorbereitungen zu dem Aufstand gegen Madrid und bot kurz entschlossen dem General ihre Dienste für geheime Missionen in Spanien an. Franco nahm ihren Vorschlag an und erteilte ihr den Auftrag, seine Mitarbeiter in der Hauptstadt zu informieren, eine Liste seiner Gegner aufzustellen und alle Nachrichten zu sammeln, die für die geplante Erhebung nötig seien. Monica legte männliche Kleidung an und begab sich über Tanger, wo sie mit Anhängern Francos in Verbindung trat, nach Barcelona. Hier suchte sie den Vertrauten Francos, General Godet auf, der den dortigen Militäraufstand leiten sollte und überbrachte ihm die Weisungen des Generals. Von General Fanjul und Oberst Quintana, die später von den Regierungstruppen erschossen wurden, erhielt sie wertvolle Mitteilungen über die Stimmung der Truppen in den verschiedenen Garnisonen. Ein hoher Beamter im Kriegsministerium, der auf Seiten Francos stand, unterrichtete sie über die wichtigsten Massnahmen, die von der Regierung getroffen waren. Auf der Rückkehr von Madrid wurde sie in Sevilla verhaftet. Jedoch ein Offizier verschaffte ihre neue Aus-

weispapiere und verhalf ihr zur Flucht. Glücklicherweise gelangte sie nach Gibraltar, wo sie Gelegenheit fand, sich nach Spanisch-Marokko einzuschiffen, um nach Larasch zurückzukehren. Hier erstattete sie General Franco eingehend Bericht über ihre vielfachen Beobachtungen und Erlebnisse. Ihre erste Mission war damit erfolgreich abgeschlossen.

Schon kurz darauf erhielt sie einen neuen Auftrag. Sie wurde nach Tanger geschickt, um die dortigen Vorgänge und ihre Drahtzieher zu beobachten und die Geheimnisse dieses internationalen Horchpostens auszukundschaften. Von hier aus reiste sie nach Melilla, um die äusserst gefährliche Aufgabe zu übernehmen, den Agenten Francos die Anweisungen für die Sprengung der Munitionslager der Regierungstruppen zu übermitteln. Über den Verlauf dieser Mission breitet sich indes ein undurchdringliches Dunkel, und es ist nicht bekannt geworden, ob sie diesen Auftrag restlos hat ausführen können. Verbürgt ist nur die Tatsache, dass sie durch einen Schuss schwer verletzt, mit spanischen Flüchtlingen zusammen auf einem Frachtdampfer nach Tanger zurückkehrte und von dort auf einem Lastwagen nach Larasch gebracht wurde.

Hier starb sie kurz darauf im Lazarett infolge Wundfiebers. Offiziere gaben ihr das letzte Geleit und einer von ihnen sprach folgende Abschiedsworte an ihrem Grabe: «Monica Cantero ist für unser Spanien als Märtyrerin gestorben. Sie stritt als tapferster Soldat für die Freiheit und Grösse unseres Vaterlandes. Sie drang ins

feindliche Lager ein und leistete uns, die das Land wieder glücklich machen wollen, grössere Dienste als mancher Offizier, der sein Leben zu opfern bereit ist, aber den Preis seines Lebens nicht hoch genug ansetzt. Monica Cantero fiel im Kampfe, in dem sie die Verräter in Madrid einen hohen Preis bezahlen liess. Sie war ein vorbildlicher Soldat. Wenn Spanien befreit wird, so gebührt ihr ein Denkmal.»

Die erstaunlichsten Leistungen auf dem Gebiet des geheimen Nachrichtendienstes hat jedoch die vielgewandte Abessinierin Woëzero Mânén aus Amhara vollbracht. Es war Englands berühmtester und erfolgreichster Geheimagent im Nahen Osten, Oberst Lawrence, der ihre Fähigkeiten für dies gefährliche Gewerbe mit sicherem Blick erkannte und diese exotische Schönheit mit der fast hellbraunen Haut und den vielseitigen Sprachkenntnissen während des ersten Weltkrieges im Jahre 1917 für den britischen «Intelligence Service» gewann. Nach einigen Wochen intensiver Schulung führte sie ihr erster Auftrag in das von Parteikämpfen zerrissene Land des Negus Lidj Jéassu. Es gelang ihr sehr bald, die Blicke des persönlichen Adjutanten des jungen Negus auf sich zu ziehen. Der Adjutant, ein leidenschaftlicher Opiumraucher, war überglücklich, durch sie diese begehrte Droge in unbeschränktem Umfange erhalten zu können. Dass sie hierzu imstande war, dafür sorgte Oberst Lawrence. Woëzero wurde seine Geliebte und ging als solche im Palast des Negus ungehindert aus und ein. Liebe und Opium brachten das unglaubliche Kunst-

stück zuwege, dass bereits nach kaum acht Tagen Woëzero den Engländern den Geheimvertrag zwischen Abessinien und der Türkei auszuhändigen vermochte. Als Lidj Jéassu im Kampf *gegen* Ras Tafari, den heutigen Negus, Thron und Leben verlor, wurde sie Hofdame der neuen Kaiserin Zaüditu.

Im Kriege zwischen Italien und Abessinien spielte sie von Neuem eine wichtige Rolle, und viele militärische Entscheidungen wären ohne ihre geheime Mitwirkung überhaupt nicht zustande gekommen. Diesmal war sie nicht die elegante Favoritin an einem Königshofe, sondern eine in Lumpen gehüllte armselige Bettlerin, die unkenntlich in der Masse der übrigen Frauen verschwand. In dieser Verkleidung erkundete sie die feindlichen Militärtransporte und schlich nachts durch die italienischen Linien, um dann mit wichtigen Nachrichten zu dem Oberkommando in Addis Abeba zurückzukehren. Mutig und waghalsig zugleich stiess sie sogar bis ins italienische Hauptquartier vor. Indem sie sich als italienische Spionin ausgab, die von den Abessiniern verfolgt werde, erschien sie eines Tages bei dem italienischen Grenzposten von Mogadiscio und verlangte, vor den Kommandanten geführt zu werden. Auf diese Weise gelangte sie ins italienische Hauptquartier, wo sie, ohne Verdacht zu erregen, ihre Kundschaftertätigkeit ausüben konnte. Plötzlich war sie dann verschwunden, und in Addis Abeba war man im Besitze unschätzbbarer neuer Informationen über den Feind.

Ihren grössten Coup vollführte sie im März 1935, als

zwischen Abessinien und Japan über den Abschluss eines Militärbündnisses Verhandlungen im Gange waren. Es war der italienischen Spionage gelungen, sich in den Besitz des Vertragsentwurfes zu setzen. Obwohl der Text sicherlich bereits nach Rom gekabelt worden war, musste sich das urkundliche Beweisstück des Vertrages noch in der italienischen Gesandtschaft in Addis Abeba befinden. Dies galt es unter allen Umständen wiederzuerlangen. Es war Woëzero Mânén, die dies wichtige Dokument tatsächlich wieder an Ort und Stelle ins abessinische Kriegsministerium brachte. Auf welche Weise ihr das gelungen ist, darüber ist nie das geringste bekannt geworden und blieb ein Geheimnis. Woëzero erhielt für diese aussergewöhnliche Leistung den «Stern von Äthiopien», den höchsten Militär-Orden Abessiniens und dazu eine ansehnliche Geldbelohnung. Die Menelik-Medaille schmückte bereits ihre Brust. Sie war die einzige Frau, die diese Auszeichnung bisher erhalten hatte.

SPIONAGE IM ZWEITEN WELTKRIEG

Es wäre gewiss verfrüht, heute schon über die Spionage im zweiten Weltkrieg eine ausführliche und abschliessende Darstellung zu geben. Das wird erst in der Nachkriegszeit möglich sein, wenn einmal von den Eingeweihten selbst der Schleier von so manchem Geheimnis gezogen wird und das Material ausgiebiger zur Verfügung steht. Daher sei nur grundsätzlich angedeutet, was für den geheimen Nachrichtendienst von heute als neu und besonders kennzeichnend erscheint. Wie der zweite Weltkrieg in wesentlichem Unterschied zu seinem Vorgänger ein Krieg der Technik und Maschine ist und als totaler Krieg aus weltanschaulichen Gründen geführt wird, so hat sich dieser Umstand auch auf dem Gebiet der Spionage ausgewirkt. Fallschirmabspringer und Kurzwellensender sowie Betätigung aus rein ideologischen Motiven sind daher ihre neuen Errungenschaften.

Es ist nicht schwer, Spione, die oft auch zugleich für Sabotagehandlungen eingesetzt werden, mitten im Feindesland im Fallschirm abzusetzen. Diese Agenten sind mit einem tragbaren Kurzwellensender von grosser Reichweite ausgerüstet, mit dem sie ihre chiffrierten Nachrichten übermitteln können. Das ist aber ein nicht ungefährliches Unternehmen, denn selbst wenn die Landung im Fallschirm unbemerkt gelungen ist, so lässt sich doch der Sendeapparat nur schwer verbergen, und sein Standort kann, mag er auch noch so oft geändert werden,

durch genaue Peilung und Messung der Intensität des Senders schliesslich doch stets ermittelt werden, womit dann auch das Schicksal des Agenten besiegelt ist. So wurden denn auch, wie die Presse berichtete, deutsche Agenten in England festgenommen und als Spione erschossen, die mittels Flugzeug auf die Insel gebracht worden waren und ihren Sendeapparat auf einem Felde vergraben hatten. Mehr Glück hatten englische Fallschirmagenten in Dänemark, ein Mann und eine Frau, denen kurz nach der gänzlichen Besetzung des Landes durch die deutschen Truppen im September 1943 die Flucht im Fischerboot nach dem neutralen Schweden gelang.

Einen gewaltigen Umfang hatten die im Dienste der Spionage tätigen Schwarzsender in den Vereinigten Staaten in der Zeit vor ihrem Eintritt in den Krieg genommen, wo die Bundespolizei in einem einzigen Jahr mehr als 300 solcher Geheimsender zur Strecke brachte. Diese Sender arbeiteten hauptsächlich an der Atlantikküste bis nach Mexiko herunter und waren in der Weise organisiert, dass die schwächeren Sender als «Briefkasten» dienten, während die starken die gesammelten Nachrichten über die Rüstungsproduktion und Schiffsbewegungen nach Europa sandten, um von hier aus dann wieder ihre Weisungen zu erhalten. Ihre Entdeckung suchten sie dadurch zu erschweren, dass sie auf den Wellenlängen der registrierten Amateure verkehrten und auch deren Kennzeichen gebrauchten. Aber das alles nützte ihnen auf die Dauer nicht viel, denn die Horchposten

und Peilstationen wurden von Alaska bis nach Porto Rico um ein Vielfaches vermehrt. In diesem Netz musste sich schliesslich jeder Spion verfangen, mochte er auch seinen Standort noch so häufig wechseln. So wurde eines Tages in New York, als gerade wieder ein grosser Transport von Flugzeugen nach England abgehen sollte, ein geheimnisvoller Sender gehört, der indes weder in der Stadt noch im Hafen zu sein schien, sondern auf dem Meer. Durch Peilung fanden Beamte des Küstenüberwachungsdienstes auch tatsächlich ein unauffälliges Fischerboot, das mit einem geschickt versteckten Sender versehen war, dessen Stärke genügte, um Europa zu erreichen.

Ein anderer Geheimsender machte sich zuerst in Detroit und dann in Washington bemerkbar. Als sein Standort wurde schliesslich nach längerem Suchen ein Luxushotel in unmittelbarer Nähe des Weissen Hauses ermittelt, das daraufhin streng überwacht wurde. Nach Verlauf von zwei Tagen wurde die seltsame Beobachtung gemacht, dass die Gattin eines fremden Militärattachés einem im zweiten Stock wohnenden Gast durch die geöffnete Tür ohne einzutreten einen Brief übergab, um gleich darauf wieder das Hotel zu verlassen. Als ein wenig später der Geheimsender in Tätigkeit trat, wurde die Tür des Hotelzimmers von der Polizei gewaltsam geöffnet und der Agent bei seiner Arbeit am Sender überrascht. Das bei ihm vorgefundene Beweismaterial ermöglichte es, eine weitverzweigte Spionageorganisation unschädlich zu machen.

Auch bei den weit hinter der deutschen Front in enger Zusammenarbeit mit der Zivilbevölkerung des besetzten Gebietes tätigen sowjetrussischen Partisanen spielt der Kurzwellensender eine äusserst wichtige, ja unerlässliche Rolle. Wie von russischer Seite hervorgehoben wird, bildet durchaus nicht die Guerilla- und Sabotagetätigkeit im Rücken der deutschen Heere die für die russische Kriegführung wertvollste Leistung der Partisanen, sondern vielmehr ihre mittels des Senders erfolgende Nachrichtenübermittlung, die es ermöglicht, dass das sowjetrussische Oberkommando binnen 24 Stunden über alle wichtigen Vorgänge hinter den deutschen Linien bis zu einer Tiefe von 300 km unterrichtet ist. Hat die Zerstörung der Verbindungslinien und die Vernichtung der Transporte meistens nur taktische Bedeutung, so sind dagegen die mittels Kurzwellensender übermittelten Nachrichten von unschätzbarem strategischem Wert.

Dass aber auch die schon aus dem ersten Weltkrieg bekannten Schliche und Tricks der geheimen Nachrichtenübermittlung nach wie vor im Gebrauch sind, beweist eindringlich genug folgende Pressemeldung der «Exchange» vom 29. Juni 1943 aus Washington: «Das Federal Bureau of Investigation gibt die Verhaftung eines naturalisierten 77 Jahre alten Deutschen Friedrich Lehmitz bekannt, der in New York von der G-men-Abteilung nach langer Beobachtung festgenommen wurde. Lehmitz wird beschuldigt, einer deutschen Nachrichtenorganisation in Europa in Geheimschrift laufend Mittei-

lungen über den Schiffsverkehr im Hafen von New York, über Truppenbewegungen und Geleitzüge gemacht zu haben. Lehmitz kam 1908 nach den U.S.A, und wurde 1924 naturalisiert. Lehmitz hat seine Schuld eingestanden und bestätigt, in Deutschland für Spionage ausgebildet worden zu sein. Er sammelte Material von Matrosen, Soldaten und Arbeitern der Kriegsindustrie und sandte es dann in unsichtbarer Tinte in geschickt getarnten Briefen an Deckadressen im neutralen Europa/⁴

Der Bekämpfung der brieflichen Nachrichtenübermittlung dient die Zensur, der riesige Postüberwachungsapparat der Vereinten Nationen wie der Achsenmächte. Durch die britische Hauptzensurstelle im Princess Hotel in Hamilton auf den Bermudainseln geht die Post fast der ganzen Welt. Über neunhundert Zensoren, die alle Sprachen des Erdballs sprechen, sind hier ständig auf der Suche nach Spionen. Übrigens werden auch die Zensoren selbst sowie ihr eigener Briefwechsel überwacht. Durch diese Massnahme soll vermieden werden, dass sich ein Fall wiederholt wie im ersten Weltkrieg, wo der Leiter der Zensurstelle in Liverpool, J. C. Silber, in deutschen Diensten stand. «Dieser Mann hätte uns den Sieg kosten können», sagte Lloyd George, als diese peinliche Entdeckung bekannt wurde. Und doch ist auch im zweiten Weltkriege der deutschen Spionage ein ähnlicher Coup gelungen, mit dem Unterschied freilich, dass dieser entdeckt wurde. Getarnt als politischer

Flüchtling, der aus dem berüchtigten Konzentrationslager in Dachau entflohen und schliesslich nach England gelangt war, glückte es einem Spion, sich in die Abteilung für Munition des Kriegsministeriums in London einzuschleichen und hier einen Posten zu erhalten. Seine Entlarvung erfolgte, als er zufällig einem andern – echten – deutschen Emigranten im War Office begegnete, der in ihm mit Bestimmtheit einen Gestapobeamten wiedererkannte, den er selbst in Deutschland hinter seinem Pult in einem Büro der Geheimen Staatspolizei gesehen hatte.

Doch nicht allein die Technik hat die Spionage im zweiten Weltkrieg um neue Mittel bereichert, auch die Motive, die ihr zugrunde liegen, sind vielfach ganz andere als im letzten Kriege. Denn es gibt heute Spionage, die nicht nur aus patriotischen Gründen, sondern aus ideologischen, weltanschaulichen Motiven betrieben wird. Diese völlig neuartige Spionage findet sich besonders ausgeprägt auf Seiten der Achsenmächte und bei den Vertretern der berüchtigten «Fünften Kolonne». Ihre Wurzeln reichen weit in die Zeit vor dem Kriege zurück. Die Folgen dieser ideologisch bedingten Spionagetätigkeit, die in der Zermürbung und Zersetzung der geistigen und militärischen Widerstandskraft des vorausichtlichen Gegners besteht, waren geradezu verheerend. Das haben die Ereignisse sowohl in Österreich, wie auch in Norwegen und Holland ganz besonders eindringlich bewiesen. Waren doch hier die für den ausländischen Spionagedienst Tätigen fest davon überzeugt,

im Sinne einer höheren Idee und weltanschaulichen Doktrin zu handeln. Selbst die neutralen Staaten sind von der Spionage aus ideologischen Gründen nicht verschont geblieben, wie dies in zahlreichen Spionageprozessen deutlich zutage trat.

In Schweden wurden von Kriegsbeginn an bis zum Herbst 1943 über zweihundert Spione verhaftet, deren Tätigkeit vorwiegend gegen Armee und Flotte, die Luftwaffe, Hafen- und Rundfunkanlagen, den Schiffsverkehr und die Rüstungsindustrie des Landes gerichtet war, jedoch in verschiedenen Fällen auch fremde Staaten betraf. Im Gegensatz zur Schweiz hat sich jedoch in Schweden die ideologische Spionage nur selten bemerkbar gemacht. Ersteres Land, im vorigen Krieg ein Dorado der geheimen Nachrichtendienste aller kriegführenden Staaten, hat diesmal infolge strenger polizeilicher Massnahmen und der durch die Kriegslage bedingten Isolierung diese Rolle anscheinend an Portugal, der einzigen Tür des Kontinents, abgetreten. In den Hotels und Bars, den Gesandtschaften und Konsulaten von Lissabon findet man heute die gleichen Gestalten wie im ersten Weltkrieg in der Schweiz: Den Geheimagenten in der bewährten Verkleidung des Geschäftsmanns, den Spion als Kellner, bestochene Postbeamte und Gesandtschaftsboten, die Tänzerinnen des internationalen Nachtrestaurants mit ihren Sonderaufgaben im Geheimdienst, ja, selbst Agenten, die insgeheim das ganze Land kartographisch aufgenommen haben.

Vergleicht man die Spionage Deutschlands, Englands und der Sowjetunion miteinander, so zeigt sich, dass der geheime Nachrichtendienst des Dritten Reiches dem der alliierten Mächte im Frieden, der ja nur eine Art unterirdischer Vorkrieg war, bedeutend überlegen war und vielleicht nur in dem Geheimdienst der Sowjetunion einen ebenbürtigen Gegner hatte, während des Krieges aber dem britischen und sowjetrussischen Spionagedienst offensichtlich unterlegen ist. Hat vor dem zweiten Weltkriege England, besonders unter der Regierung Chamberlains, nach eigenem Eingeständnis geschlafen und diese Regierung in ihren pazifistischen Träumereien, die, wie sich später herausgestellt hat, äusserst exakten Berichte der Geheimagenten des Kriegs- und Luftfahrtsministeriums einfach nicht ernstgenommen und im Aktenschrank verstauben lassen, so hat sich in dieser Hinsicht seit Ausbruch des Krieges unter Winston Churchill ein grundlegender Wandel vollzogen. Begünstigt durch den glücklichen Umstand, in den von Deutschland besetzten Ländern über eine grosse Anzahl von geheimen Mitarbeitern, die einzig aus Patriotismus und Liebe zur Freiheit handeln, zu verfügen, hat der geheime Nachrichtendienst der Alliierten Ergebnisse erzielt, die bereits oftmals für das Kriegsgeschehen entscheidend waren. Es sei nur an das Bombardement von Taormina im Sommer 1943 unmittelbar vor der Invasion Siziliens erinnert. Der alliierte Geheimdienst hatte zuverlässlich erfahren, dass sich in dieser Stadt das Haupt-

quartier der sizilianischen Achsenstreitkräfte befand. Diese Nachricht ermöglichte es der alliierten Heeresleitung, das Achsenhauptquartier durch einen überraschenden Angriff «Fliegender Festungen» gänzlich zu vernichten und damit sämtliche Verbindungs- und Nachrichtenmöglichkeiten für eine gewisse Zeit aufzuheben. Infolgedessen fehlte bei der unmittelbar darauf erfolgenden Landung eine einheitliche Leitung des Widerstandes, und die bis ins kleinste getroffenen Abwehrmassnahmen blieben unausgeführt. Damit war aber bereits die grundlegende Entscheidung für den Ausgang der Schlacht um die Insel zugunsten der Angreifer gefallen.

Dass der Sowjetunion gegenüber im Frieden nicht nur der deutsche Nachrichtendienst, sondern auch der aller übrigen Staaten völlig versagt hat, ist eine unbestrittene Tatsache. Das gibt für das Dritte Reich der Reichskanzler und Führer selbst zu, wenn er in seiner Rede vom 3. Oktober 1941 über den Krieg in Russland eingesteht: «Wir haben uns aber über etwas getäuscht: Wir hatten keine Ahnung davon, wie gigantisch die Vorbereitungen dieses Gegners gegen Deutschland und Europa waren.» Verhängnisvoll war es aber für die deutsche Kriegführung im Osten, dass dieser Zustand sich auch im Verlauf des Krieges nicht änderte. Als Beweis für das Versagen der deutschen Kriegsspionage wird von den Russen als typisches Beispiel die vier Tage nach der Einleitung der deutschen Offensive im Sommer 1943 vom Führerhauptquartier und auch aus Berlin veröffentlichte Mitteilung

angesehen, die deutsche Offensive verfolge den Zweck, der bevorstehenden russischen Offensive zuvorzukommen und das dafür bereitgestellte Kriegsmaterial zu vernichten. Die Deutschen schlugen aber zwischen Kursk und Bjelgorod los, wo von den Russen gar keine besonderen Vorbereitungen für eine Offensive getroffen waren, während dies in grossem Ausmasse in dem Raum um Orel geschehen war. Die deutsche Heeresleitung war demnach falsch unterrichtet gewesen. Angesichts eines derartigen strategischen Irrtums vermag es nicht weiter zu überraschen, dass aus der deutschen Offensive sehr bald eine Defensive wurde und die russische Offensive sich voll entfalten konnte.

Bemerkenswert für die sowjetrussische Kriegsspionage ist die ausgiebige Verwendung von Frauen, die in dieser Eigenschaft von den Deutschen mehr gefürchtet werden als die weiblichen Soldaten und Kampffliegerinnen. Nach erfolgter sorgfältiger Ausbildung und mit genauen Anweisungen für ihre gefährliche Tätigkeit versehen, werden sie durch die Linien geschleust, um alsdann in den vom Feind besetzten Gebieten weit hinter der Front Hausdienste in den deutschen Ruhequartieren in Dörfern und Städten anzunehmen oder andere Arbeit in der Etappe zu suchen. Da diese Frauen fast durchweg über ein verführerisches Äusseres verfügen, gelingt es ihnen unschwer, sich durch körperliche Hingabe in das Vertrauen der deutschen Soldaten einzuschleichen und auf diese Weise Dinge zu erfahren, deren Kenntnis für

das sowjetrussische Oberkommando von Wichtigkeit ist. Sie stehen zumeist mit den Partisanen in enger Verbindung und arbeiten bei der Nachrichtenübermittlung mit ihnen zusammen.

In den Vereinigten Staaten besitzt sowohl die Armee wie auch die Flotte ihren eigenen geheimen Nachrichtendienst, über deren Arbeit und Erfolge jedoch erst nach dem Kriege Näheres zu erfahren sein wird. Vor dem ersten Weltkriege unterhielt der amerikanische Generalstab lediglich ein kleines Büro, in dem sich nur einige wenige Offiziere mit der militärischen Erkundung Japans befassten und dessen Etat jährlich nur 11'000 Dollars betrug. Nach Kriegsausbruch wurde 1914 sogleich vorsorglich der geheime Nachrichtendienst beim Generalstab, der die Bezeichnung G 2 A (Second Section General Staff) für den offensiven Nachrichtendienst und G 2 B für die Spionageabwehr erhielt, unter der Leitung des Generalmajors R. H. von Deman organisiert und ausgebaut, so dass er beim Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg im Jahre 1917 unter der Führung des Majors Nolan völlig schlagfertig und aktionsbereit war. Wie auch von deutscher Seite zugegeben wird, waren seine Erfolge bedeutend. Die U.S.A.-Militärspionage arbeitete in den Feindländern in Gruppen von 3-6 Mann, die unter der Leitung eines Captain standen, der allein für seine als Arbeiter, Geschäftsreisende usw. getarnten Agenten Befehle direkt oder indirekt von der Stelle G 2 A erhielt. Etwa 40 solcher Gruppen, davon die Hälfte in Deutschland, waren damals am Werk.

Beide Geheimdienste stehen in enger Zusammenarbeit mit dem FBI, dem Federal Bureau of Investigation, Abteilung Gegenspionage. Auf dem Gebiet der Spionageabwehr sind indes die Erfolge bereits sichtbar geworden. So wurde im Jahre 1938 der Leutnant der U.S.A.-Armee-Reserve und Begründer der nationalsozialistischen Vereinigung «Der Bund», dem 40'000 Deutschamerikaner angehörten, Dr. Ignatz Griebel, vom Bundesgericht wegen Spionage verurteilt. Er war, wie es im Urteil heisst, «der Chef der grössten Spionageorganisation, die je in den Vereinigten Staaten im Frieden entdeckt wurde». Seinen Agenten, von denen einer der U.S.A.-Armee angehörte, während zwei andere ehemalige Offiziere waren, war es gelungen, sich die Pläne des neusten amerikanischen Zerstörers, die neueste Code-Maschine der Marine und die Zeichnungen von zwölf neuen Flugzeugtypen zu verschaffen und dem deutschen Geheimdienst zu übermitteln. Dr. Griebel glückte es, nach Deutschland zu entkommen.

Eine andere gefährliche Spionageorganisation wurde in Panama unschädlich gemacht, wo G-men neunzehn ihrer Mitglieder, Kanalangestellte, Barbesitzer und Anmiedamen verhafteten. Der Chef dieser Bande war der englische Captain George Gough, ein millionenschwerer ehemaliger Rumhändler aus Britisch Honduras, der mit einer Flotte von zehn Schonern deutsche U-Boote längs der amerikanischen Küsten mit flüssigem Brennstoff versorgte und von den Taxigirls des von ihm in Panama er-

öffneten Dancings über Ankünfte und Abfahrten alliierter Schiffe unterrichtet wurde. Ein Agent des Geheimdienstes der Armee wurde auf seine Spur gehetzt und flog nach Belize, wo jedoch sein Flugzeug von Agenten Goughs sabotiert und ihm selbst Gift in den Whisky geschüttet wurde. Als dann aber G-men in der mit Gewalt geöffneten Kabine eines der Schoner Goughs streng geheimzuhaltende Pläne der Coco Solo Naval Air Station entdeckten, griff Generalleutnant Frank M. Andrews, der Chef der Verteidigung der Karaißen und der Kanalzone, im Einverständnis mit den britischen Behörden persönlich ein. Eine energische Verfolgung des flüchtigen Millionärs wurde sofort eingeleitet, und nach langem vergeblichen Suchen spürte ein Wasserflugzeug des Küstenwachtdienstes der U.S.-Marine den Gesuchten auf seinem Motorboot auf, verhaftete ihn und brachte ihn aufs Festland in sicheren Gewahrsam.

Der grösste Coup aber glückte dem F.B.I. ohne Zweifel im Juni 1940. Zu Beginn dieses Jahres war der naturalisierte Amerikaner William Sebold zum Besuch seiner Verwandten nach Deutschland gefahren, wo er in die Fänge der Gestapo geriet, die ihm die Rückkehr nach den Vereinigten Staaten nur unter der Bedingung gestatten wollte, dass er sich dort für das Reich als Spion betätige. Sebold machte gute Miene zum bösen Spiel. Er wurde in Berlin für seine neue Aufgabe ausgebildet und trat dann seine Rückreise an mit dem Auftrag, mittels Kurzwellensenders Nachrichten über britische Schiffsbewegungen

und die amerikanische Aufrüstung zu übermitteln. In Amerika angekommen, unterrichtete er jedoch als guter Amerikaner sofort das F.B.I. über seine Mission und führte dann auf Veranlassung der Polizei diese zum Schein durch. Aber es war nicht Sebold, es waren G-men, die mittels des vereinbarten Codes über ein Jahr lang täglich mit einer Radiostation der Gestapo in der Nähe von Hamburg in Verbindung standen und dem deutschen Geheimdienst zwar glaubwürdige, aber falsche und irreführende Nachrichten mit dem Sender in Centerport, L. L., zukommen liessen. Die deutschen Agenten aber, die Sebold aufsuchten, wurden durch eine im Nebenraum befindliche Kinokamera photographiert und ihre Gespräche mittels Diktaphons aufgezeichnet, so dass es möglich war, eines Tages auf einen Schlag nicht weniger als 33 Männer und Frauen als feindliche Spione zu verhaften und damit unschädlich zu machen.